



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

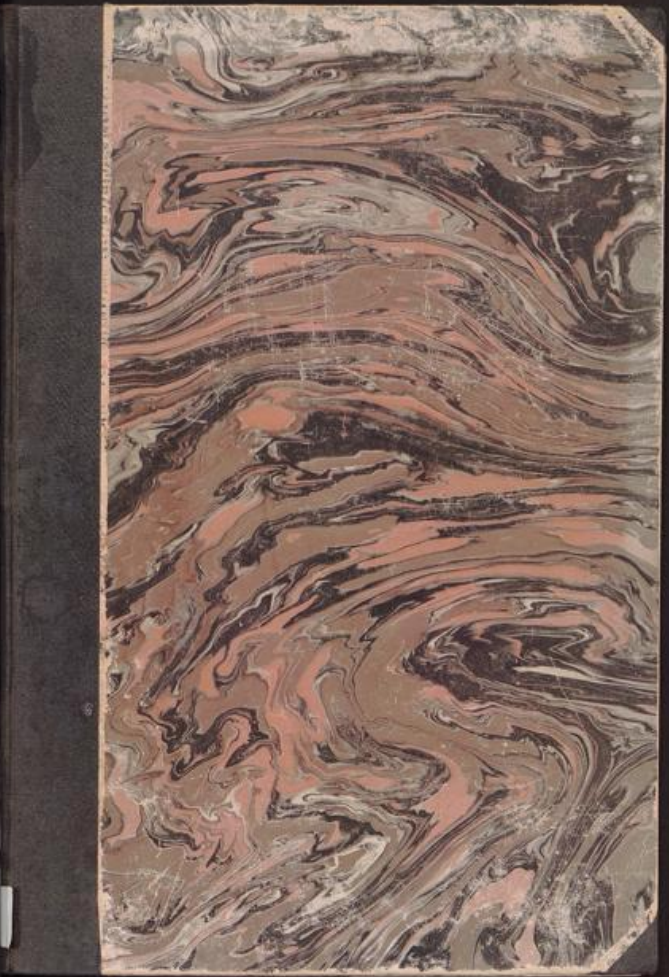
Der Vortrupp

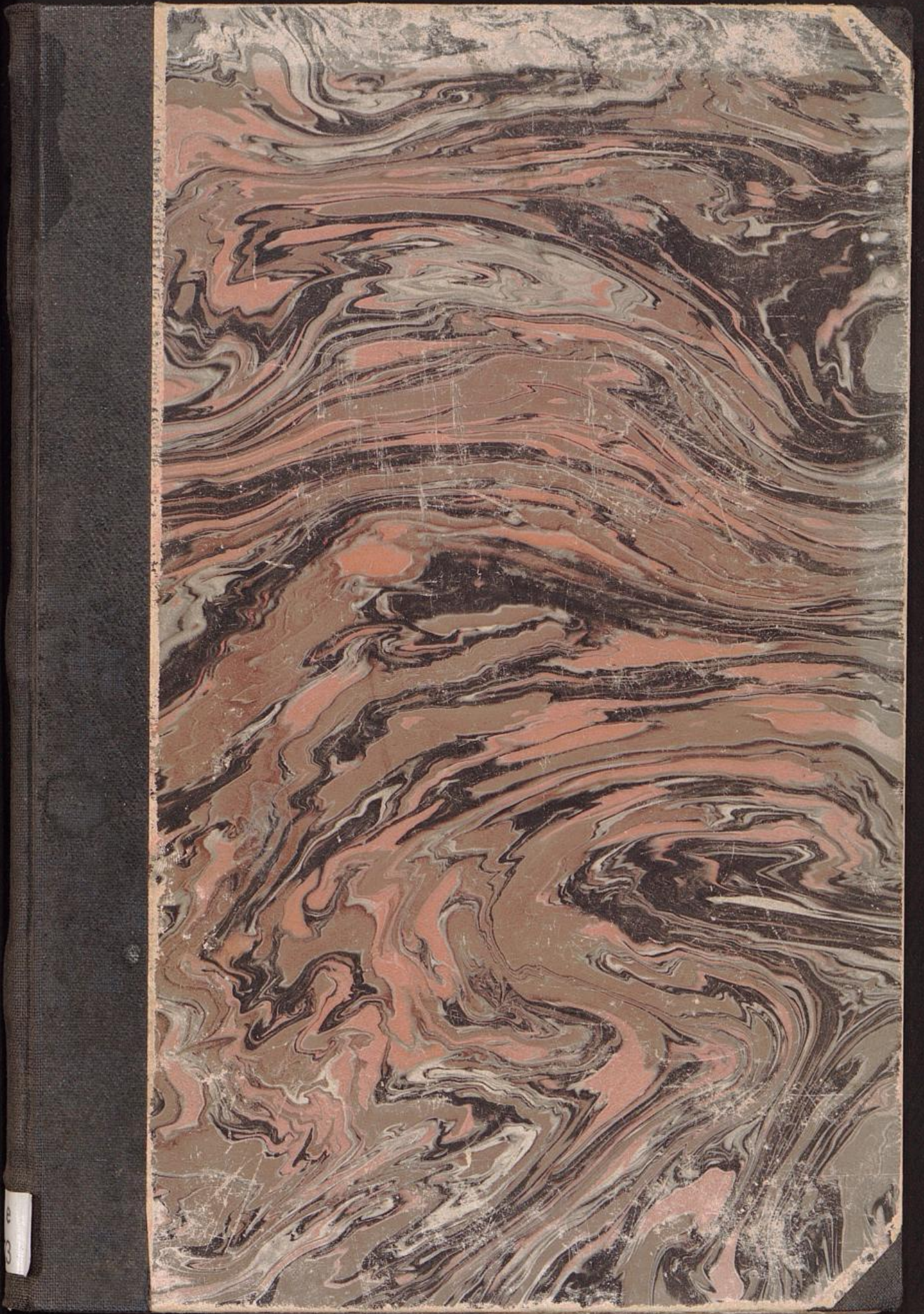
Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit

1921

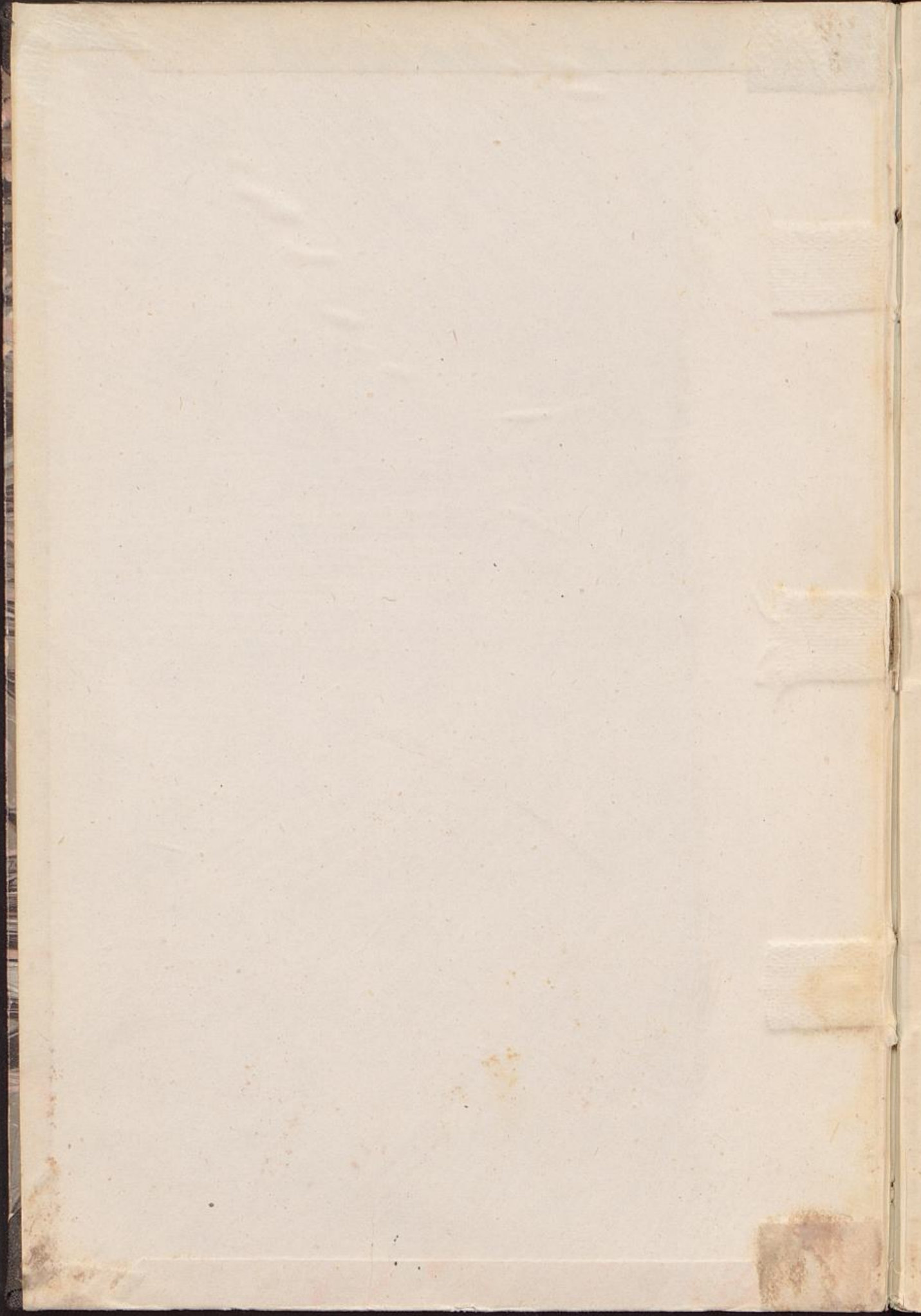
1921

urn:nbn:de:gbv:46:1-14033

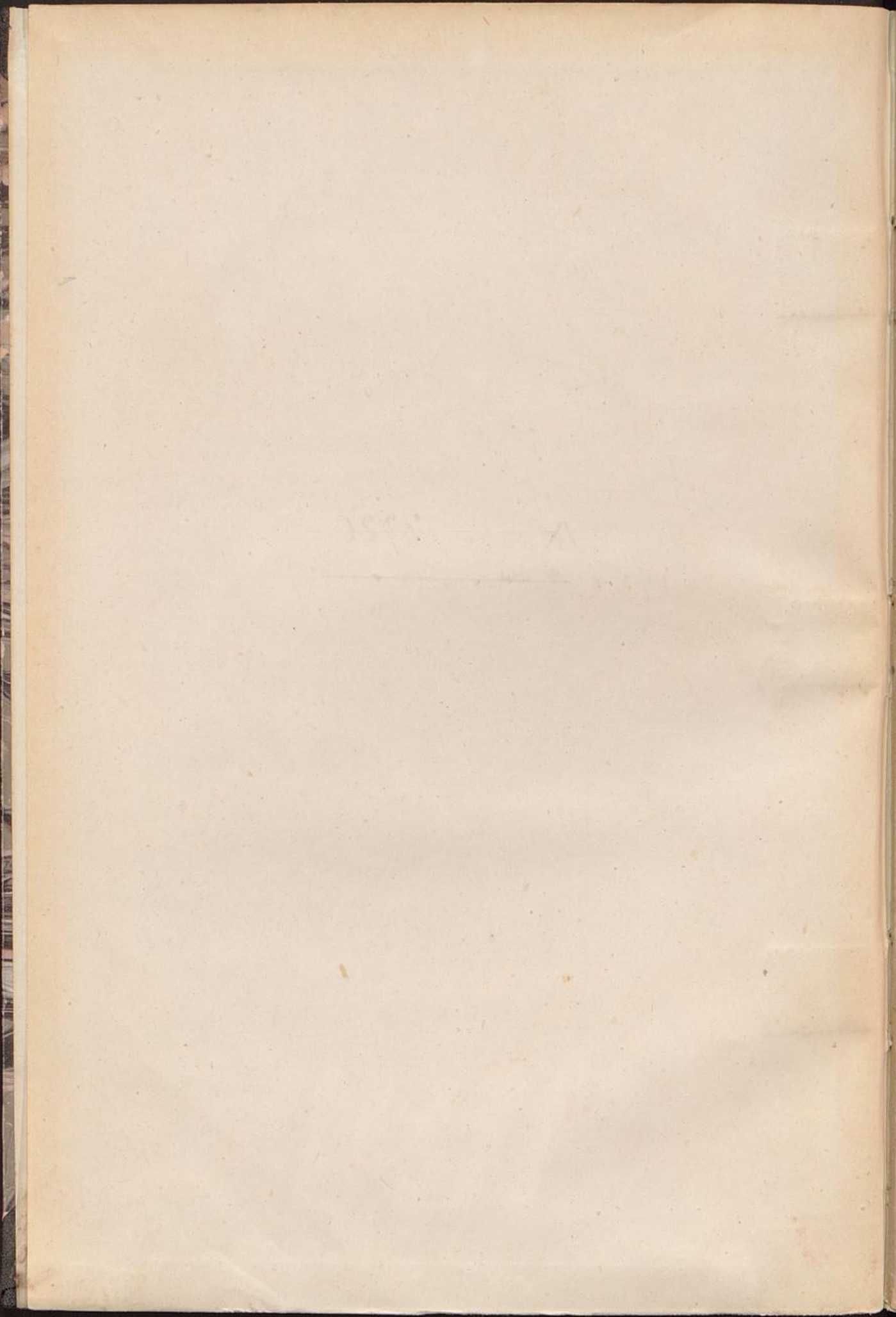




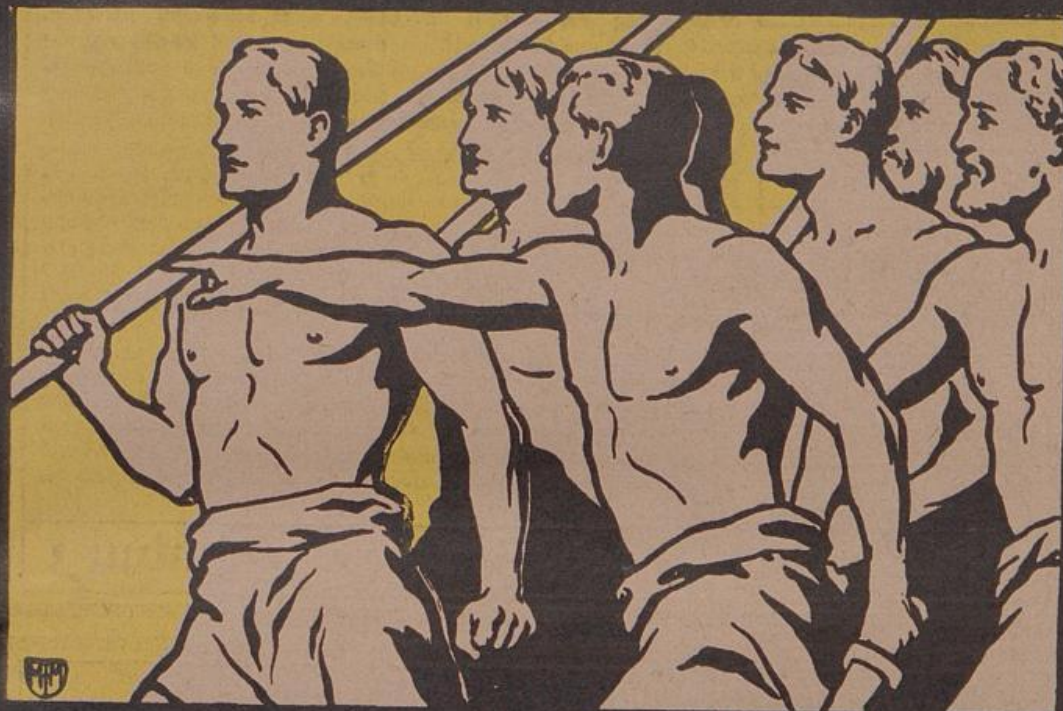
3



IX c. 3720



Der Vortrupp



Deutsche Zeitschrift
für das Menschentum unserer Zeit

Herausgegeben von

Hermann Popert

Inhalt:

Kraut, Frankreichs Waffen. S. 1.

Dreuw, Die Geschlechtskrankheiten-
Bekämpfung eine Kulturfrage.
S. 3.

Lonny, Sozialifizierung. S. 10.

Ponickau, †Gustav v. Bunge. S. 14.

Rund um uns: Antiblühler. — Auf-
klärungsfilme. — „Bewahrungs-
gesetz.“ — Arbeitsdienstjahr. —
Uniere Ernährung. — Böses Bei-
spiel von oben. — Entgleisung. —
Bücherverzeichnis. S. 21.

Verantwortlicher Schriftfeller: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
Bezugspreis: Jährlich M. 48.—, vierteljährlich M. 12.—
Bei Vorausbezahlung auf 1 Jahr M. 44.—

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg
Einzelnummer 2 Mark

Der Vortrupp Deutsche Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit

Erscheint:

Jährlich 24mal, zweimal in jedem Monate. Beilage: „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes“ vierteljährlich.

Bezugspreis:

Jährlich M. 48.—, vierteljährlich M. 12.— (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnummer M. 2.—. Streifbandsendungen M. 58.—. Bezugspreis bei Vorauszahlung auf 1 Jahr M. 44.—, unter Streifband M. 54.—.

Bei notwendig werdender Preiserhöhung ist der Preisunterschied auszugleichen; bei möglicher Preisherabsetzung vergüten wir den Unterschied. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie unmittelbar beim Verlage — Zahlungen auf Konto Nr. 1852 des Postsekretärs in Hamburg erbeten. — Probenummern zu M. 2.— durch alle Buchhandlungen und den Verlag. — Fernsprecher: Vulkan 8251.

Anzeigen:

Die gespaltene Zwergzeile M. 2.50 (unter Klein. Anz. M. 2.20). Mit Ausn. der Vorzugsseiten $\frac{1}{4}$ S. M. 360.—, $\frac{1}{2}$ S. M. 190.—, $\frac{1}{4}$ S. M. 100.—, $\frac{1}{8}$ S. M. 55.—. Bei Wiederholungen entspr. Abzug laut Anzeigenauskunftsblatt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Anzeigenden keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen.

Allgemeine Bestimmungen:

Anschrift für die Schriftleitung und den Verlag des „Vortrupp“: Hamburg, Spitalerstraße 12. Eine Verantwortung für Zusendungen irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Drucksachen und Schriftstücke können nur zurückgesandt werden, wenn Freimarken beiliegen. — Nachdruck aus dem „Vortrupp“ ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg

Seebadeanstalt Travemünde

G. m. b. H.

Kurhaus

mit den Villen Hansahaus, Schweizerhaus, Fürstenhof,
Augusta, Marienlust und Arkadenhaus (Konditorei).

Mit Eilzügen von Hamburg in $1\frac{1}{2}$ Stunden zu erreichen.
Verbindungen zur und nach der Geschäfts- und Börsenzeit.

Fahrzeit von Travemünde nach Lübeck 25 Minuten.



Frankreichs Waffen.

Wir sind im Weltkriege die Unterlegenen; aber Frankreich ist durch Kriegshandlungen, da sie sich auf seinem eigenen Grund und Boden abspielten, schwerer getroffen worden als Deutschland. Das vergift uns unser erbittertster Gegner nicht. Er sucht daher unter dem Schutze des Versailler Vertrages oder auch ohne Rücksicht auf ihn, den Krieg gegen uns fortzusetzen, wo er nur kann. In erster Linie natürlich im besetzten Gebiet, und mit Waffen, die, in so großem Umfange und so planmäßig angewandt, bisher noch in keinem Kriege, geschweige denn zur Friedenszeit, gebräuchlich waren: mit Notzucht und Syphilis!

Der „Vortrupp“ hat schon einmal auf die „schwarze Schmach“, auf Frankreichs Raketaktik hingewiesen, die darin besteht, das von ihm besetzte Gebiet mit farbigen Truppen zu besetzen, die in ihrer Grausamkeit und geschlechtlichen Ungebundenheit und Roheit auf das Ungeheuerlichste dort hausen. Es ist aber notwendig, auf diese unbeschreibliche Schmach immer wieder zurückzukommen, und wir dürfen uns dabei nicht durch die Besorgnis hindern lassen, daß Unkundige etwa meinen könnten, wir täten das, um Haß zu schüren.

Hier muß jede Rücksicht beiseite geschoben werden, denn es gilt dringendste Notwehr: Es ist unsern so furchtbar bedrängten Landsleuten im besetzten Gebiet auf keine andre Weise zu helfen, als daß wir gegen die Schmach, die ihnen zugefügt ist und die sich täglich erneut, wieder und wieder Einspruch erheben und alle rechtlich denkenden Menschen bei uns und im Auslande von dem, was vorgeht, in Kenntnis setzen, damit sie in unsern Protest einstimmen und der Gegner schließlich durch das gemeinsame Verdammungsurteil der ganzen Welt gezwungen werde, sein schändliches Verfahren aufzugeben.

Die Sachlage sei kurz durch folgende unmittelbar aneinander gereihete Tatsachen gekennzeichnet:

Frankreich hat für seine süd- und westafrikanischen Kolonien die allgemeine Militärdienstpflicht eingeführt. Von den drei Dienstjahren müssen zwei in Europa abgedient werden. Mindestens 200 000 Mann sollen stets auf europäischem Boden stehen. Die in Frage kommenden Negerstämme sind völlig syphilitisch verseucht, so daß es kaum einen einzigen schwarzen Soldaten gibt, der nicht die Syphilis hat. Diese Naturkinder, die gewohnt sind, ihren geschlechtlichen Trieben hemmungslos nachzugeben, die vielfach auch widergeschlechtlich veranlagt und dabei — wie allen Kriegs-

teilnehmern in furchtbarer Erinnerung ist — von ungeheurer Grausamkeit sind, werden den Franzosen keine sehr bequemen Gäste sein. Frankreich bringt nun einmal schon deshalb, vor allem aber, um Deutschland „zu bestrafen“, es auf das Empfindlichste zu treffen und unser Volk durch Krankheit und Tod nach Möglichkeit zu verkleinern, einen großen Teil dieser schwarzen Horden, die sich während des Krieges mit Köpfen, Ohren, ja Geschlechtsteilen deutscher Soldaten geschmückt haben, im besetzten Gebiete unter.

Auf Befehl der französischen Besatzungsbehörden müssen selbst die kleinsten Städte des besetzten Gebietes Dirnenhäuser einrichten. Weigern sich die betreffenden Hausbesitzer, ihr Haus zum Dirnenhaus herzugeben, wird ihnen mit Kriegsgericht gedroht.

In den Dirnenhäusern halten sich nur weiße Mädchen auf; farbige werden von den Schwarzen, die einen Monatssold von 3000 Mark in bar erhalten und in den öffentlichen Häusern häufige Gäste sind, nicht begehrt.

Man gewinnt die Insassinnen zum Teil dadurch, daß man arglose, unbescholtene Mädchen oder Frauen einfach auf der Straße aufgreift und sie in die Dirnenhäuser verschleppt. Das geschieht vielfach so: ein gedungener Schuft tritt dem Mädchen, auf das er es abgesehen, plötzlich in den Weg, indem er den Fuß vorschiebt; sie stürzt, wird eiligst aufgehoben und davongetragen, um im nächsten Dirnenhause zu verschwinden.

Da, wie gesagt, die Schwarzen fast ausnahmslos Syphilitiker sind, versteht es sich von selbst, daß die Mädchen in den öffentlichen Häusern nahezu sämtlich angesteckt werden.

Zur Ansteckung durch Syphilis kommt noch bisweilen die durch Tuberkulose. Die Schwarzen vertragen bekanntlich unser Klima nicht und erkranken in großer Zahl an Tuberkulose, der nicht wenige erliegen. In einer Stadt des besetzten Gebietes beherbergt der Friedhof rund 1800 Farbige.

Das Verhalten der Schwarzen in den Dirnenhäusern spottet jeder Beschreibung. Es kommt vor, daß in einer Woche in einer einzigen Stadt 100 Insassinnen öffentlicher Häuser zu Tode gemartert werden.

Schlimmer noch als all dieses Furchtbare ist, daß in den Städten und namentlich auf dem Lande überhaupt keine Frau, kein Mädchen, ja nicht einmal Knaben vor diesen schwarzen Unholden sicher sind. Es sind hunderte von Fällen schamlosester Notzucht bekannt, begangen an Kindern beiderlei Geschlechts von 6 Jahren an bis zur Vergewaltigung hochbetagter Frauen; selbst über 70 Jahre alte Greisinnen sind nicht verschont geblieben. Besonders die auf dem Felde arbeitenden Mädchen und Frauen schweben in ständiger Gefahr.

Tagtäglich werden im besetzten Gebiete rund 100 deutsche Mädchen geschändet! Es gibt in diesem Gebiete ein Dorf, in dem jedes über 14 Jahre alte weibliche Wesen von Schwarzen genozüchtigt worden ist.

Man muß von einer ganz planmäßigen „Mulattisierung und Syphilitisierung“ der deutschen Bevölkerung des besetzten Gebietes reden. Rassen-

schändung und Mord werden hier in einem Umfange geübt, der jeden sittlichen Menschen mit Entsetzen erfüllt.

Noch einmal: Es liegt uns weiß Gott fern, Völkerhaß zu predigen und Völkerverhetzung zu betreiben. Das Gegenteil ist und bleibt die Aufgabe des „Vortrupp“. Aber wenn wir nicht laut und vernehmlich unsere Stimme gegen diese furchtbare Schande und Schmach erheben, so machen wir uns mitschuldig an dem Tod und Verderben, die über unsere Landsleute im besetzten Gebiete gekommen sind. Die geschändeten Frauen und Mädchen selbst schweigen in ihrer Mehrheit aus nur zu begreiflichen Gründen. Die Presse des besetzten Gebietes ist geknebelt. Zudem wendet Frankreich nicht geringe Anstrengungen und Geldsummen auf, um das Bekanntwerden dieser entsetzlichen Zustände zu verhindern. Um so mehr ist jeder, der darum weiß, verpflichtet, mitzuhelfen, daß alle Welt, in erster Linie das neutrale und angelsächsische Ausland, von Frankreichs schmachvoller Waffentat im „Frieden“ erfahre.

Der Engländer Morel ist unseres Wissens der erste gewesen, der sich über die geschilderten Vorgänge im besetzten Gebiete planmäßig unterrichtet und weitere Kreise darauf aufmerksam gemacht hat. Seine Schrift ist auch in deutscher Übersetzung (bei Robert Engelmann in Berlin) erschienen; sie trägt die Überschrift „Der Schrecken am Rhein“ und bringt viele wertvolle Einzelheiten. Aber auch in Deutschland ist man nicht müßig gewesen: es haben sich Vereinigungen gebildet, welche die gleichen Ziele wie Morel mit seiner Schrift verfolgen. Genannt sei hier: „Der deutsche Notbund gegen die schwarze Schmach“ (München, Klarstr. 11). Er wünscht alle, die in dieser Sache helfen wollen, zu vereinen. Ihm verdanken wir auch, zu einem Teile, die Kenntnis der oben angeführten Einzelheiten.

Reinhard Kraut.

Die Geschlechtskrankheitenbekämpfung eine Kulturfrage.

Eine Zeitschrift, die die Verbreitung von wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bestrebungen Deutschlands sich zum Ziel gesetzt hat, darf an der Lösung einer Frage nicht vorübergehen, die unabhängig von den Grenzpfählen und unabhängig von der Parteizugehörigkeit einem Abel zu steuern sucht, das die gesamte Kulturwelt nach dem Weltkriege heim sucht. Es ist das Kapitel über die Vermehrung der Geschlechtskrankheiten. In der Stadt Braunschweig ist die Vermehrung bei den Ortskrankenkassen durch folgende erschreckende Statistik gekennzeichnet. In der Ortskrankenkasse Braunschweig waren Geschlechtskranke gemeldet: 1913: 35, 1914: 90, 1915: 423, 1916: 448, 1917: 982, 1918: 2050, 1919: schätzungsweise 3500 Personen. Nach Dr. Koefers Mitteilungen auf der Mannheimer Naturforscherversammlung ist jedes 25. neugeborene Kind in Deutschland

syphilitisch infiziert. In Leipzig waren bereits 5 Prozent der Geschlechtsfranken Jugendliche. In dem Universitätsstädtchen Tübingen waren vor dem Kriege nur 2 Geschlechtsfranke in der Klinik, 1918 waren es über 50. In Würzburg, Gießen usw. ist es ähnlich, auch auf dem platten Lande.

Wenn auch nicht in allen Städten Deutschlands diese enorme Vermehrung eintritt, so ist die Gefahr trotzdem eine gewaltige. Und im Auslande ist es, auch im besetzten Gebiete, nicht viel anders. Die Frage, was nun zu geschehen hat, beschäftigt die Gemüter des In- und Auslandes. Und wie immer stehen zwei Meinungen, die konservative und die fortschrittliche einander gegenüber. Konservativ ist natürlich nicht in dem parteipolitischen Sinne aufzufassen. Das beweist schon die Tatsache, daß die deutschnationale Volkspartei durch Fraktionsbeschluß im Bunde mit beiden sozialdemokratischen Parteien am 25. Februar 1920 im Gegensatz zu den Demokraten sich für die fortschrittliche Bekämpfungsweise erklärte, da endlich einmal etwas Durchgreifendes geschehen müsse.

Eine gesundheitliche Überwachung der Prostitution ist nur möglich in Verbindung mit einer gesundheitlichen Überwachung aller Geschlechtsfranken. Ebensovienig, wie man als Spezialarzt nur ein Glied oder ein Organ bei der Erkrankung berücksichtigen darf, sondern den gesamten Körperzustand, ebensovienig läßt sich, wie dies leider bisher geschehen ist, die Prostitutionsfrage aus dem Rahmen einer allgemeinen Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten herauslösen. Hier lag der Fehler der bisherigen Systeme, und dieser muß bei der Neuregelung vermieden werden.

Drei Systeme beschäftigen sich mit der staatlichen Bekämpfung der wichtigsten Verbreiterin der Geschlechtskrankheiten, der Prostitution:

1. der Reglementarismus, 1794 in Preußen gesetzlich eingeführt und bis heute bestehend, dessen Abschaffung von der preußischen Landesversammlung beschlossen ist;
2. der Abolitionismus, der kein positives, sondern nur ein negatives, aber sehr wichtiges Programm verfolgt, nämlich den Reglementarismus abzuschaffen;
3. der Discretionismus, d. h. das System der allgemeinen, gleichen diskreten Anzeige- und Behandlungspflicht aller Geschlechtsfranken.

Nun unterscheidet man:

1. die beschränkte Anzeigepflicht, d. h. das Anzeigerecht, gleichbedeutend mit Anzeigewillkür des Arztes, die von der Preußischen Landesversammlung abgelehnt wurde, dann aber von der dermatologischen und medizinischen Gesellschaft sowie den Universitätsdermatologen ebensovienig in dem Gesetzentwurf der Regierung vom 10. März 1920 empfohlen wurde.
2. die allgemeine, gleiche, diskrete Anzeigepflicht, die von der Preußischen Landesversammlung angenommen, in

Amerika seit Kriegsbeginn eingeführt ist und vom internationalen Ärztekongreß 1913 empfohlen wurde. Am 2. Oktober trat auch der Bund deutscher Frauenvereine für die allgemeine, gleiche, diskrete Anzeige- und Behandlungspflicht einstimmig ein.

Nach der beschränkten Anzeigepflicht des Regierungsentwurfs soll der Arzt „den Beratungsstellen Anzeige erstatten, wenn ein Kranker sich der ärztlichen Behandlung entzieht oder wenn er andere Personen infolge seines Berufes oder seiner persönlichen Verhältnisse besonders gefährdet. Kommt der Kranke der Anweisung der Beratungsstelle nicht nach, so hat diese der Gesundheitsbehörde davon Kenntnis zu geben.

Dies bedingte oder beschränkte Anzeigepflicht ist aber eine Unmöglichkeit. Am besten wird dies dargetan durch die Feststellungen, die in Preußen 70 Jahre hindurch bei der bedingten Anzeigepflicht gemacht worden sind. Der frühere Ministerialdirektor der preußischen Medizinalabteilung, Professor Kirchner, hat über diese Art der Anzeigepflicht ein Tatsachenmaterial gesammelt, das er in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung“, Jahrgang 1917, Nr. 11, veröffentlichte. Professor Kirchner schreibt u. a. darin: „Das vom 8. August 1835 bis zum Jahre 1905 in Preußen geltende „Regulativ“ schrieb eine bedingte Anzeigepflicht vor, die dahin ging, daß die Anzeige an die Polizeibehörde nur dann erforderlich wäre, wenn nach dem Ermessen des Arztes von der Verschweigung der Krankheit nachteilige Folgen für den Kranken oder für das Gemeinwesen zu befürchten sind. Diese Anzeigepflicht war weder Fisch noch Fleisch, und man konnte damit nichts anfangen. Die Sache wurde dem Ermessen des Arztes überlassen, dem damit eine Verantwortung aufgelegt wurde, die er eigentlich nicht tragen konnte. Ich entsinne mich nicht, jemals gehört zu haben, daß ein Arzt diese Anzeigepflicht beobachtet hätte.“ Eine Anzeigepflicht also, die praktisch nicht gehandhabt wird und schon 70 Jahre lang versagt hat, kann, abgesehen davon, daß diese die gesundheitliche Prostitutionsüberwachung in der Luft schweben läßt, unmöglich Gesetz werden, trotz der nach dem Beschluß der Landesversammlung (25. 2. 20.) erfolgten Empfehlung durch die obigen Körperschaften.

Aber auch die Meldung an die Beratungsstellen ist unmöglich. In bezug auf diese seien daher folgende amtlichen statistischen Zahlen mitgeteilt: Im ganzen Königreich Sachsen meldeten in drei Jahren 1916, 1917, 1918 nur 99 (!) Ärzte je einen Patienten allen Stellen zusammen. In Deutschland waren 1919 122 solcher Stellen. 1918 berieten sie 33 078 Patienten, d. h. jede durchschnittlich im Jahre etwa 330 Patienten, also täglich etwa einen einzigen. (Wir haben schätzungsweise etwa eine Million Geschlechtsranke.) 1919 wurden in im ganzen 138 Beratungsstellen nur 100361 Personen gemeldet, d. h. bei jeder Beratungsstelle ungefähr 720 Personen. In Westfalen waren 66 Stellen, diese kosteten 1919 585 000 Mark. Überhaupt verschlingen diese Beratungsstellen ungeheure Summen.

Dazu kommen die Kosten für Behandlung. Das ist eine Verschwendung in dem verarmten Deutschland, die ungeheuerlich ist. Hier kann nur der Diskretionismus, d. h. die Beratung und Behandlung durch jeden deutschen Arzt helfen. Prof. Blaschko, der Erfinder der Beratungsstellen, hat seinem Volke ein Danaergeschenk gemacht. Es hat wirklich keinen Zweck, dieses kostspielige System im Gesetz zu verankern. Daher führt, man mag die Sache drehen und wenden wie man will, nur die allgemeine diskrete Anzeigepflicht zum Ziel.

Die Einführung des „Diskretionismus“ ist durch Beschluß der preussischen Landesversammlung am 25. Februar 1920 beantragt, und der Nationalversammlung ist von dem M. d. N. Dr. Schirmer mein auf diesem System beruhender Gesetzentwurf von 32 Paragraphen vorgelegt worden. Auch das Reichsministerium des Innern hat seinen Entwurf, der die „beschränkte Anzeigepflicht“ des Arztes enthält, für die Nationalversammlung fertiggestellt. Nun sind inzwischen gegen die allgemeine diskrete Anzeige- und Behandlungspflicht allerlei unzutreffende Behauptungen ausgestreut worden. Vornehmlich ist es der Vorwurf, es würden zahlreiche Personen durch die allgemeine gleiche diskrete Anzeige- und Behandlungspflicht belästigt, bloßgestellt oder sogar, wie die Gegner sagen, der Polizei angezeigt, und die Durchführung sei technisch oder finanziell nicht möglich (48 000 Prostituierte kosten nach Prof. Friboes heute dem Staate $3\frac{1}{2}$ Milliarden Mark, und die unnützen Beratungsstellen verschlingen, wie oben erwähnt, riesige Summen!).

Es dürfte daher von Wichtigkeit sein, angesichts mancher nicht zutreffender Ausführungen, einmal die praktische Handhabung der „allgemeinen diskreten Anzeigepflicht“ zu beschreiben: Angenommen Herr Albert Müller, geboren 17. 3. 83 zu Breslau, ist geschlechtskrank oder befürchtet geschlechtskrank zu sein; so ist er verpflichtet, auf Kosten des Staates sich von einem für Geschlechtskrankheiten attestierfähigen, d. h. vom Staate zugelassenen Arzte untersuchen zu lassen. Er teilt dem Arzt seine richtige Adresse mit, und der Arzt klärt ihn, wenn er krank ist, über das Gesetz und seine Krankheit auf, gibt ihm ein Merkblatt und meldet dem zur strengsten Diskretion verpflichteten Gesundheitsamte nicht etwa den Namen, sondern die Anfangsbuchstaben des Namens und Geburtsortes, sowie die drei Geburtszahlen, in diesem Falle also A. M. 17. 3. 83., B. Auf diese Weise ist jede Verwechslung ausgeschlossen, die Diskretion bleibt gewahrt, und der Patient kann diese Zahlen nie vergessen. Nur der Arzt weiß von seiner Krankheit. Von diesem Augenblicke an ist Herr Müller verpflichtet, jede Woche einmal dem diskreten Gesundheitsamt in der Stadt, wo die erste Meldung gemacht wurde, auch wenn er sich auf Reisen befand oder befindet, unter dem Zeichen A. M. 17. 3. 83., B. ein von einem attestierfähigen deutschen Arzte ausgefülltes Einschreibformular zu senden. Bei Kassenspatienten kann dies gegebenenfalls durch Vermittlung der Kasse geschehen. Die Untersuchung, Behandlung und das Attest sind auf Kosten des Staates

zu machen, wenn der Patient nachweist, daß er unter 10 000 Mark Einkommen versteuert. (In Schweden wird jeder geschlechtskranke Patient auf Staatskosten behandelt und ihm freie Arznei gewährt.) Läuft unter dem obigen Zeichen kein Einschreibebrief ein, dann hat das Gesundheitsamt das Recht, nach weiterem achttägigen Zuwarten bei dem ersten Arzt sich nach dem Namen zu erkundigen und den Patienten unter Berechnung einer sofort vollstreckbaren Gebühr von zehn Mark um die Einsendung zu ersuchen. Kommt er der Aufforderung auch dann nicht nach, dann kann er zwangsweise in ärztliche Behandlung oder in ein Krankenhaus gebracht werden. Kommt er dann immer noch nicht seiner Pflicht nach, wird er in Strafe genommen. Selbstverständlich kann er den Arzt nach Belieben wechseln, muß aber den Einschreibebrief immer an das erste Amt senden, damit keine Doppelzählung stattfindet. Das Gesundheitsamt darf weder an das Gericht, noch an die Polizei, noch an sonst jemand, an Behörden oder Private Mitteilungen machen. Alle Akten und Aufzeichnungen sind so zu verwahren, daß sie Unbefugten unzugänglich sind. Ist der Patient von einem attestierfähigen Arzt für gesund erklärt, der sich bezüglich seiner Handlungen der Kontrolle des Gesundheitsamtes unterwirft, dann schickt er ein Schlußattest ein, eingeschrieben auf Staatskosten, und die Sache ist erledigt. Es bleibt also alles wie bisher, nur muß der Erkrankte einmal in der Woche sich seiner Pflicht der Allgemeinheit und sich selbst gegenüber erinnern. Ist das zu viel verlangt? Bei diesem System ist gleichgültig, ob die Kurierfreiheit bestehen bleibt oder ob sie aufgehoben wird. Wenn die Kurierfreiheit, d. h. das 1869 eingeführte Gesetz, daß auch Nichtapprobierte als Krankenbehandler wirken können, auch in bezug auf Geschlechtskrankenbehandlung wie bisher erhalten bleibt, wäre es zweckmäßig, die nichtapprobierten Krankenbehandler ein Examen machen zu lassen, damit die Meldungen an das Gesundheitsamt richtig gemacht werden können*). Hierdurch würde auch eine Kontrolle stattfinden, da die Geschlechtskrankheiten langdauernd sind und der Patient erfahrungsgemäß von einem Arzt zum andern, von diesem dann zum Nichtapprobierten und umgekehrt geht und das Nichtmelden zu gefährvoll sowohl für den Arzt als den Nichtapprobierten wäre.

Durch das System des Diskretionismus*) wird nun auch die Prostitutionsfrage gelöst. Die Sittenpolizei und die Reglementierung (der berüchtigte § 361, 6 Str. G.B.) wird abgeschafft. Die Kontrollmädchen werden Bürgerinnen wie alle andern mit allen Rechten solcher, sie werden nicht mehr geheßt und gejagt. Sie haben, wie jeder andere geschlechtskranke Bürger, auf Kosten des Staates (durch Einschreibebrief) wöchentlich den Nachweis der Gesundheit an das Gesundheitsamt zu erbringen. Da sie aber — wie die Praxis ergibt — dauern d

*) Siehe: Dr. Dreuw. Allgem. diskrete Anzeigepflicht. Fischers mediz. Buchhandlung, Berlin W 62.

krank oder krankheitsverdächtig und besonders gefährlich sind, müssen sie den Nachweis nicht einmal wöchentlich, sondern dreimal wöchentlich erbringen. Jeder deutsche attestierfähige, sich der Kontrolle des Gesundheitsamtes unterwerfende Arzt darf sie auf Staatskosten untersuchen und attestieren. Höhere als die staatlich festgesetzten Taxpreise darf der Arzt nicht nehmen, insbesondere nicht Bezahlung unmittelbar von der Gewerbmäßigen selbst. Bei einer Erkrankung müssen sie unter strenger Strafandrohung sofort vom Arzte aus das Krankenhaus auffuchen.

Ein Pflegeamt, dem ein Arzt und eine sozial ausgebildete Fürsorgerin vorsteht, kümmert sich um ihre sozialen und wirtschaftlichen und ethisch-moralischen Verhältnisse, soweit die Mädchen dem Gesundheitsamt die Nennung ihres Namens gestatten oder selbst dem Pflegeamt ihren Namen und ihr Gewerbe mitteilen. Man erkennt also die strenge und reinliche Scheidung zwischen der Polizei (die ganz ausgeschaltet ist, und sich, wie bei jedem anderen Bürger, nur um die Aufrechterhaltung der Ordnung, des Anstandes und der Sitte kümmert und die Befolgung der Gesetze, selbstverständlich auch dieses neuen Gesetzes, gegebenenfalls erzwingt), zwischen dem rein medizinisch-sanitären Gesundheitsamt und dem Pflegeamt, das in Verbindung mit dem Gesundheitsamt in sozialer, ethischer und wirtschaftlicher Beziehung wirkt.

Da die Sittenpolizei (§ 361, 6) abgeschafft wird, ohne daß, wie fälschlich geglaubt wird, die gesundheitliche Beaufsichtigung der Prostituierten aufhört, da ferner die Wohnungsfrage durch Verbesserung des Kuppeleiparagraphen (§ 180) gesetzlich neu geregelt wird, so wird, wie es bisher war, das Ausüben der Prostitution als solcher nicht mehr bestraft. Hierdurch ist nun die Gelegenheit gegeben, auch die Geheimprostitution gesundheitlich mehr zu kontrollieren. Bisher wurde jede Gewerbmäßige bestraft, es sei denn, daß sie sich durch die schmachvolle Reglementierung ihrer Bürger- und Frauenrechte entkleidete und unter Polizeiaufsicht stellte und einen Freischein für ihr Gewerbe dadurch erkaufte, daß sie sich in die Polizeisklaverei begab. Dann, aber auch nur dann drückte der Staat ein Auge zu. Die von ihnen selbstgemachte Meldung der Prostituierten beim neuen auch für sie wie für jeden Bürger zur Discretion verpflichteten Gesundheitsamt, kann nach dem neuen Gesetz daher auch keinen Schaden oder Strafe mehr für sie nach sich ziehen. Unter diesen Umständen kann also wegen der nunmehrigen völligen Trennung von Polizei und Gesundheitsamt von jeder Person, die gewohnheitsmäßig gegen Entgelt, d. h. gewohnheitsmäßig und gewerbmäßig, wie ich es nennen möchte, Geschlechtsverkehr ausübt, unter Strafandrohung gefordert werden, daß sie ebenso wie jeder andere oder jede andere Geschlechtskranke (die Gewerbmäßige ist, praktisch gesprochen,

beständig geschlechtskrank, solange sie ihr Gewerbe ausübt) sich dem rein sanitären Gesundheitsamt meldet. Das Wort „Unzucht“ ist durch Geschlechtsverkehr in dem Entwurf Schirmacher absichtlich ersetzt, da das Amt nur sanitäre, keine moralischen oder ethischen Ziele, die dem Pflegeamt überlassen bleiben, verfolgt.

Ist der Sinn dieser gewaltigen kulturpolitischen Neuerung den Prostituierten und der Öffentlichkeit durch staatliche und private Belehrung, Vorträge usw. einmal völlig klar geworden, insbesondere, daß ihre Meldung nur zu rein gesundheitlichen, nicht mehr zu polizeilichen Zwecken, also nur in ihrem eigenen Interesse erfolgt, daß sie die bisher berechtigte Furcht vor der Polizei und der modernen Achtung abstreifen können, daß ihnen, wie jedem anderen Bürger die strengste Diskretion auch dem Gericht, der Polizei und Behörden und ihren Bekannten und Verwandten gegenüber gewährleistet wird, dann werden sie im eigenen gesundheitlichen Interesse sich gern dem Amt anvertrauen. Es ist Sache der Behörden, diese Aufklärung mit allen Mitteln zu verbreiten. Denn dieses Amt will ja weiter nichts, als die Gesundheit der Gewerbsmäßigen und dadurch die Gesundheit der Allgemeinheit durch die einzige Forderung, zweibis dreimal wöchentlich zwangsweise einen Arzt aufzusuchen, sicherstellen. Das verlangt das Amt ja auch von jedem anderen Geschlechtskranken.

Der diskretionistische Entwurf Schirmacher enthält dann noch Bestimmungen über die Gefährdung dritter durch bewusste oder fahrlässige Ansteckung, über die Meldepflicht bei Syphilis, über Abschaffung der Bordelle, über das Verbot des Fernbehandelns und Annonzierens, Schutz der Kinder gegenüber den Ammen, Verführung unbescholtener Personen usw. Er gestattet, daß der Arzt die wöchentlichen Meldungen an das Gesundheitsamt selbst besorgt, wenn der Gesundheitszustand des Patienten oder sonstige Rücksichten auf ihn es fordern, daß ihm die Krankheit noch nicht mitgeteilt wird, kurzum, das System der Diskretion (daher der Name: Diskretionismus) ist ganz durchgeführt. Daß das System gangbar ist, beweist Amerika, wo etwa 100 000 Ärzte den diskreten Meldedienst ausüben, da die amerikanische Regierung im Gegensatz zu der deutschen schon bei Beginn der amerikanischen Kriegserklärung glaubte, es nicht verantworten zu können, die diskrete Anzeigepflicht nicht einzuführen. Und — so lautet der Bericht im Boston medical Journal vom 11. September 1919 — in keiner einzigen von Tausenden von Meldungen kam es in Amerika zur Erfragung des Namens, „da alle schon deswegen ihrer Pflicht nachkamen, um der Nennung des Namens durch den Arzt an das Gesundheitsamt zu entgehen“. Und diese Pflichterfüllung, der kategorische Imperativ, ist ja der Zweck des „Diskretionismus“, der ethische und sanitäre Ideale in sich birgt und in der Verbindung mit diesen die praktische Durchführung und den sozial-hygienischen Erfolg gewährleistet.

Dr. med. D r e u w.

Sozialisierung.

Sozialisierung ist heute ein Modeschlagwort. Nur wenige verbinden damit eine klare Vorstellung. Sie verstehen darunter Verstaatlichung oder Übernahme der Betriebe durch Gemeinde oder Genossenschaften. Aber die schwierige Frage, wie das im einzelnen in der Praxis geschehen soll, pflegt man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Aber das hindert nicht, daß die allgemeine Zielforderung mit leidenschaftlichem Nachdruck erhoben wird. Zu tief und eindringlich hat der Sozialismus den Massen die Sozialisierung, die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln, als einziges durchgreifendes Heilmittel gegen die sozialen Schäden gepredigt. Jetzt verlangt man die Einlösung des Versprechens. Und die Führer müssen nachgeben —, wengleich sie selbst früher betont haben, daß nur eine b l ü h e n d e Wirtschaft zur Sozialisierung reif sei.

Es handelt sich bei dem Kampf für und gegen Sozialisierung um den Widerstreit zweier gegensätzlicher wirtschaftlicher Grundanschauungen, des Sozialismus und des Individualismus. Jener weist hin auf die ungeheure Kraftverschwendung, den Raubbau an Stoffen und Menschen, den unsere, nur durch die Gewinnaussichten der einzelnen Unternehmer geleitete, „anarchische“ Produktion mit sich bringe, und sieht deshalb das Ziel in einer möglichst planvollen, einheitlichen Gestaltung der Volkswirtschaft. Vollkommenste Organisation und damit auch Zentralisierung der Wirtschaft ist seine Forderung. Dieser, der Individualismus, betont demgegenüber, wie eine zu weitgehende Zentralisierung alle Verantwortung der Spitzenleitung zuschiebe, dadurch das Verantwortlichkeitsgefühl der Einzelnen ersticke und Betriebe von der Schwerfälligkeit und Unzulänglichkeit schaffe, wie wir sie in den zahlreichen Kriegsgesellschaften und in der Zwangswirtschaft kennen gelernt haben. Vor allem aber schalte sie den stärksten Hebel wirtschaftlichen Fortschritts aus, den Unternehmungsgeist und Wagemut der Einzelnen, der in dem kraftvollen Betätigungsdrang geborener Führernaturen und in einem gesunden Egoismus seine natürliche Wurzel habe. Daher fordert der Individualismus als wirtschaftliches Ideal das freie Spiel der Kräfte.

Wer wollte leugnen, daß beide Richtungen gewichtige Tatsachen für sich ins Feld führen können, daß aber auch andere offenkundige Erfahrungen mit ihnen im Widerspruch stehen! Daraus geht schon hervor, daß keine der beiden Auffassungen a l l e i n berechtigt ist, daß gewisse Gebiete wirtschaftlicher Betätigung ihrer Natur nach mehr die Einzelwirtschaft, andere wieder die Gemeinwirtschaft in irgendeiner Form fordern. Die Frage ist nur, wo hier die Grenzlinie zu ziehen ist. Entschieden werden kann diese Frage nur durch die Erfahrung. Solche Erfahrungen liegen in großem Umfang vor auf dem Gebiete des Verkehrswesens. Die Freunde der Sozialisierung weisen hier mit Vorliebe hin auf die preußischen Staatseisenbahnen, die vor dem Krieg in der Tat ein Musterbetrieb waren und das Rückgrat der

preussischen Finanzen bildeten. Der starke Umschwung, der auf diesem Gebiete eingetreten ist, scheint darauf hinzuweisen, daß eine kraftvolle Staatsgewalt und eine gut disziplinierte Beamtschaft die unerläßliche Vorbedingung für das Gedeihen eines staatlich betriebenen Unternehmens sind. Ausreichend für wirtschaftliches Gedeihen aber ist diese Vorbedingung nicht. Auf einem Gebiete, wo durch die Natur der Sache mehr Bewegungsfreiheit und schnelle Anpassung gefordert wird, wie z. B. dem der Seeschifffahrt, haben sich staatliche Unternehmungen auf die Dauer nirgends und niemals selbst erhalten können. Der Auswandererdienst, den die russische Freiwilligenflotte*) in den Jahren vor dem Krieg von Libau nach New York eingerichtet hatte, ging nach zweijährigem Bestehen wieder ein. Die von der Regierung der Vereinigten Staaten betriebene Panama Railroad Line, die den Verkehr mit den Panamahäfen vermittelte, erforderte einen jährlichen Zuschuß von 200 000 \$ und bestand nur 10 Jahre lang. Keinen besseren Erfolg hatten die staatlichen Schiffahrtsunternehmungen und Werftbetriebe, die man während des Krieges in den Vereinigten Staaten ins Leben rief (im Gegensatz zu England, wo man sich auf eine staatliche Beaufsichtigung der privaten Schifffahrt beschränkte). Von heute noch bestehenden staatlichen Schifffahrtslinien seien genannt der Lloyd Brasileiro und die Handelsflotte der australischen Commonwealth. Der erstere hat sogar in der Kriegszeit trotz der riesigen Frachtsätze mit Verlust gearbeitet. Und die letztere mußte für ihre Getreidetransporte nach London doppelt so hohe Frachten fordern wie die Privatreedereien. Die Überlegenheit der Privatbetriebe auf diesen und anderen Gebieten beruht auf den durch den ständigen Wettbewerb erzwungenen technischen und kaufmännischen Betriebsverbesserungen. Fällt dieser Wettbewerb dadurch fort, daß ein Unternehmen eine *Monopolstellung* erlangt, so wird allerdings ein solcher Betrieb zu einer Gefahr für die Gesamtheit. Denn da er als privates Geschäft nach Gewinn und nicht nach sozialen Rücksichten geleitet wird, führt ein solcher privater Monopolbetrieb stets zu einer Ausbeutung des Volksganzen zugunsten der wenigen Monopolinhaber.

Damit sind wir an die Grenze gelangt, wo der Privatbetrieb versagt und zum mindesten durch ein weitgehendes staatliches oder gemeindliches Aufsichts- und Mitbestimmungsrecht ergänzt werden muß. Überall, wo Wettbewerb herrscht, wird dem freien Unternehmungsgeist der Einzelnen ein möglichst weiter Spielraum zu gönnen sein, z. B. auf dem ganzen Gebiet der Herstellung von Gebrauchsgütern durch menschliche Arbeit und der Verteilung dieser Güter. Alles dagegen, was von Natur Monopolcharakter trägt, darf, wenn anders Ausbeutung der breiten Massen verhindert werden soll, nicht unbeschränkt der Willkür Einzelner überlassen

*) Die folgenden Beispiele auf dem Gebiet der Seeschifffahrt sind entnommen der vom Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv herausgegebenen Zeitschrift: „Der Wirtschaftsdienst“.

bleiben. Das gilt in allererster Linie von dem Grund und Boden mit seinen Schätzen und Kräften. Er ist das wichtigste Naturmonopol. Zwar haben sich die Bodenbesitzer nicht wirklich zu einer einzigen Monopolvergesellschaft zusammengeschlossen. Aber die Tatsache, daß der Boden nur in beschränktem Maße vorhanden ist und doch mehr oder weniger von allen gebraucht wird, wirkt in der Praxis so, als ob ein Zusammenschluß der Besitzer vorhanden wäre. Hier ist also das Gebiet, wo vor allem der Ruf nach Sozialisierung berechtigt ist. Die Frage ist nur, wie hier „sozialisiert“ werden soll. Die Sozialisten fordern, und das scheint auf den ersten Blick das Wirksamste und Einfachste, Verstaatlichung alles Bodens. Entschädigungslose Enteignung verlangen allerdings nur die ganz Radikalen, die sich fern von jeder Verantwortung wissen. Die Unmöglichkeit einer solchen Forderung erkennt jeder, der weiß, wie viele gerade von den kleinen Leuten ihre Ersparnisse in Hypotheken und Pfandbriefen angelegt haben. Aber auch planmäßige Enteignung alles Bodens mit Entschädigung könnte bei der Höhe der in Betracht kommenden Summen nur ganz allmählich erfolgen. Das private Bodenmonopol muß aber rasch und wirksam gebrochen werden, da es am Mark unserer körperlichen, sittlichen und wirtschaftlichen Volksgesundheit zehrt. Wie aber soll das geschehen?

„Freien“ Boden, dessen Benutzung jedem ohne Kosten erlaubt ist, gibt es in einem dicht bevölkerten Land wie Deutschland nicht mehr. Jeder Boden hat bei uns einen „Besitzer“. Je begehrt dieser Boden ist durch seine Fruchtbarkeit oder seine günstige Lage, eine um so höhere Rente verlangt der Besitzer von jedem, der ihn benutzen will. Soweit der „Wert“ des Bodens durch e i g e n e A r b e i t des Besitzers oder seiner Vorfahren entstanden ist (etwa durch Bodenverbesserung), ist jene Rente ebenso berechtigt wie der Zinsgenuß eines Kapitals, das durch Arbeit erzeugt ist. Soweit aber der Bodenwert nicht der Arbeit des Besitzers oder seiner Vorfahren zu danken ist, sondern eine Gabe der Natur darstellt (Fruchtbarkeit) oder durch die Entwicklung der Gesamtheit erzeugt wurde (günstige Lage in Städten oder an Verkehrsknotenpunkten), ist sie sittlich unberechtigt und wirtschaftlich schädlich, weil sie die Urquelle aller Ausbeutung ist. Hier setzen die Bodenreformer mit ihren Forderungen ein. Die „reine Grundrente“, die nur aus der Tatsache des Boden b e s i t z e s fließt ohne jede Arbeit, muß soweit und so schnell wie möglich sozialisiert, d. h. für die Gesamtheit, die sie erzeugt hat, oder der sie als Geschenk der Natur gehört, nutzbar gemacht werden. Einige Zahlen mögen einen Begriff von der Höhe dieser Grundrente geben. Der reine Bodenwert von Berlin (also ohne Gebäude) betrug 1830 17 Millionen Mark, 1910 dagegen 5000 Millionen; die Grundrente dieser Stadt im Jahre 1910 also (bei 4 %) 200 Millionen Mark. In einer amerikanischen Zeitschrift wurde kürzlich die Entschädigung, die der Feindbund wahrscheinlich von Deutschland fordern werde, angeblich 90 Milliarden Goldmark in 30 Jahren, also 3 Milliarden jedes Jahr, verglichen mit dem Tribut, den die New

Yorker Bodenbesitzer den Bewohnern dieser Stadt in Gestalt der Grundrente abnehmen, und der etwa 380 Millionen Dollar beträgt. Diese Grundrente wäre also (1 \$ = 4,50 Goldmark) etwa die Hälfte der jährlich von Deutschland zu zahlenden Summe. Im Gegensatz zu dieser, die in gleicher Höhe 30 Jahre dauern soll, ist sie zeitlich nicht begrenzt und wächst mit jedem Jahr.

Man sieht, um welche außerordentlich hohen Beträge es sich hier handelt. Der einfachste und in der Praxis wohl allein gangbare Weg zu ihrer Erfassung ist der einer Steuer auf den Bodenwert. Sie muß, um den Übergang möglichst allmählich und reibungslos zu vollziehen, die bisher entstandene Grundrente schonend und maßvoll, jede neu entstehende (Zuwachsrente) um so schärfer heranziehen. Adolf Damaschke hat in Heft 71 der vom Bund deutscher Bodenreformer herausgegebenen „Sozialen Zeitfragen“ unter dem Titel: „Ein Weg aus der Finanznot“ einen dahingehenden Gesetzentwurf der Öffentlichkeit unterbreitet. Er schlägt eine Steuer vor auf den vom Besitzer selbst eingeschätzten Wert seines Bodens (ohne Gebäude). Die Selbsteinschätzungen werden veröffentlicht und bilden zugleich die Grundlage für die Entschädigung im Enteignungsfall. Der Steuersatz soll betragen $1\frac{0}{100}$ bis zu einem reinen Grundwert von 5000 Mark und dann immer um $1\frac{0}{100}$ steigen, wenn der Bodenwert um 15000 Mark wächst; also $2\frac{0}{100}$ für den Bodenwert von 5000—20000 Mark usw. Der Höchstsatz von $15\frac{0}{100}$ soll erreicht werden bei einem Wert von 200000 Mark und darüber. Wesentlich schärfer sind die Sätze der für den nun entstehenden Wertzuwachs vorgeschlagenen Wertzuwachssteuer. Sie soll gestaffelt sein von 10% (bei einem Zuwachs von 1000—2000 Mark) bis 80% (bei 70000 Mark Wertsteigerung und mehr). Erhoben wird sie im Falle des Verkaufs, ferner wenn bei der alle drei Jahre erfolgenden Steuerschätzung ein Mehrwert sich ergibt.

Der volkerzieherische und sittliche Grundgedanke dieser Steuer ist der, daß der Einzelne der Gesamtheit eine Entschädigung zahlt für den Bodenwert, den er für seine Arbeit in Anspruch nimmt. Eine ihrer wichtigsten Wirkungen wird darin bestehen, daß sie spekulativen Mißbrauch mit Grund und Boden unmöglich macht. Solange die Grundsteuer, wie heute noch fast überall in Deutschland, nach dem Ertrag (nicht nach dem Wert) bemessen wird, zahlen Spekulant, die riesige Terrains besitzen, d. h. Benutzung durch andere vorenthalten, für diese, auch wenn ihr Wert in die Hunderttausende geht, nur wenige Mark an Steuer. Wenn aber diese Steuer nach dem Wert erhoben wird und dann auf Hunderte oder gar Tausende von Mark anschwillt, ist es einfach eine wirtschaftliche Unmöglichkeit, sie lange ungenutzt liegen zu lassen. Sie müssen entweder von dem Besitzer selbst zu produktiver Arbeit verwendet oder — bei dem eintretenden großen Angebot — billig verkauft werden.

Ganz besonders bedeutungsvoll ist eine Grundwertsteuer auf dem

Gebiet des Bergbaus, wo ja der Ruf nach Sozialisierung mit besonderem Nachdruck erhoben wird. Hier hat die Entwicklung dazu geführt, daß mächtige Syndikate sich eine Monopolstellung dadurch errungen haben, daß sie Abbaurechte („Berechtfame“) in weitestem Umfang aufkauften, nicht etwa um sie alle in Abbau zu nehmen, sondern um die Konkurrenz zu unterbinden, also andere davon auszuschließen. Also ganz das gleiche Vorgehen wie bei der Spekulation mit Baugelände in der Umgebung der Städte. Abhilfe schafft auch ganz das gleiche Mittel, nämlich eine Wertsteuer. Sie erzwingt den Abbau oder den Verkauf, eröffnet dadurch die Bahn für den freien Wettbewerb und bricht das Monopol. Das ist unzweifelhaft die einfachste und wirksamste Art der „Sozialisierung der Bodenschätze“. Es ist keineswegs, um eine Ausbeutung der Gesamtheit zu verhindern, notwendig, den **Abbau** der Bodenschätze zu verstaatlichen. Bis jetzt wenigstens hat die Erfahrung stets und überall gezeigt, daß staatliche Bergwerksbetriebe geringere Erträge aufweisen als private (z. B. die staatlichen Gruben im Saargebiet). Die Bodenschätze **an sich** sind eine Gabe der Natur und gehören als solche der Gesamtheit. Ihr Abbau soll denen überlassen werden, die sich bis jetzt als die Leistungsfähigsten erwiesen haben. Ausbeutung der Gesamtheit aber wird verhindert, wenn eine genügend hohe Wertsteuer ein Brachliegen der Felder unmöglich macht.

Dr. G. Lony.

Gustav von Bunge.

(† 5. November 1920).

Dem Andenken Gustav von Bunges, dem dankbare Verehrung mit Recht den Ehrennamen des Vaters der neueren Enthaltensamkeitsbewegung zugesprochen hat, sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Die äußeren Umrisse von Bunges inhaltsschwerem Leben sind rasch gezeichnet. Zwei Universitätsstädte schließen sein Leben und Wirken ein: Dorpat und Basel. Der Übergang von der einen zur anderen zerlegte sein Leben in zwei, dem Umfange nach nicht wesentlich verschiedene Teile, deren erster, größerer der Stadt im Baltenslande gehörte. Dort war er am 19. Januar 1844 geboren als Sproß eines altadligen schwedischen Geschlechts, dessen nach Rußland verschlagener Zweig sich in gelehrten und politischen Kreisen einen ansehnlichen Ruf verschafft hatte. Sein Vater, Alexander von Bunge, Professor der Botanik an der Dorpater Universität und Direktor des botanischen Gartens, und dessen Vetter, Nikolaus von Bunge, einer der bedeutendsten russischen Staatsmänner des vergangenen Jahrhunderts, seien als Vertreter der beiden Gruppen genannt. In Dorpat verbrachte Bunge seine Jugendzeit; dort begann er in den Hörsälen der Medizin und Naturwissenschaft den wissenschaftlichen Aufbau seines Lebens; dort begann er unter den günstigsten Vorzeichen

seine erfolgreiche Laufbahn als Hochschullehrer; dort spürte er aber auch zum erstenmal am allmählichen Abflauen der gesellschaftlichen Gunst die Undankbarkeit der Rolle eines Neuerers gesellschaftlicher Sitten.

Das Jahr 1885 rief ihn aus dem „russischen Heidelberg“ nach der Schweizerstadt am Rheinknie, wo der Lehrstuhl für physiologische Chemie seiner harrte. Basel hat ihn dann festgehalten, 55 lange Jahre, so fest, daß er selten über seinen Bannkreis hinauskam, zum Leidwesen seiner reichsdeutschen und skandinavischen Verehrer, die den Zauber seiner machtvollen Persönlichkeit so gern auf sich und ihre Landsleute hätten wirken lassen. „Ich bin kein Wanderapostel“, damit lehnte er jedes Drängen nach dieser Richtung ab. Eine eigentümliche Scheu vor der Fremde steckte in ihm, im Gegensatz zu seinem großen Partner Forel, eine Scheu, wie sie manchem der Großen und Größten in der Geistesgeschichte der Menschheit zu eigen war. Sokrates war dafür im Altertum, Kant in der Neuzeit ein leuchtendes Beispiel.

In Basel hat nunmehr sein Leben den Abschluß gefunden. Ein Leben von einem Reichtum des Inhalts, wie sich dessen nicht viele rühmen können, ein Leben von biblischer Länge. Die Langlebigkeit freilich, die sich weit über diese Länge hinaus der Siebenzigjährige im Frohgefühl ungeschwächter Lebenskraft in seiner Ansprache an die ihn jubelnd Umdrängenden halb scherzend, halb im Ernste zusprach, die hat ihm ein höherer Wille versagt. Aber begnadet hat ihn dieser dafür mit dem, was das Leben auch dem Greise noch begehrenswert macht: mit der Lust und der Kraft zum Schaffen bis ans Ende. Der fast Siebenundsiebzigjährige ist in den Sielen gestorben.

Die wissenschaftliche Bedeutung Bunges, dem die besonders in seinem Hauptwerke, dem „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“ niedergelegten Ergebnisse langjähriger Forschungen einen ersten Platz unter seinen Fachgenossen angewiesen haben, ist zweifellos groß, so groß, daß sie ein Nichtfachmann unmöglich genügend würdigen kann. Aber nicht sie ist es, trotz ihrer Größe, die dem Geschiedenen in den Herzen Ungezählter ein Denkmal „dauernder als Erz“ errichtet hat. Was seinen Namen weithin durch die Lande trug, das war die leider recht seltene Verbindung von Wissenschaft und Leben, die in seiner ausgeglichenen Persönlichkeit und in seinem Lebenswerke so glücklich zum Ausdruck kam. Alles, was Bunge an Edelmetall aus dem Schachte der Wissenschaft ans Licht brachte, das schmolz er selbst aus, verarbeitete es zu gangbarer Münze und stellte es in den Dienst werktätigen Lebens. Das tat er für die breite Öffentlichkeit sichtbar zuerst in dem berühmten Vortrage über die Alkoholfrage, den er am 23. November 1886 im Festsaale der Basler Hochschule hielt. Man muß schon die Geschichte des Kampfes gegen die Trunksucht etwas genauer kennen, um die ganze Tragweite seiner Ausführungen und Forderungen, sowie den gewaltigen Eindruck recht zu verstehen, den sie zunächst auf die Hörer und in der Folge, als sie gedruckt in die Welt hinausgingen, auf die Leser machten, besonders natürlich auf die, die den Kampf

gegen den Erbfeind des Menschengeschlechts für eine ernste und notwendige Sache ansahen.

Deren gab es freilich damals recht wenig. Nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Großbritannien und die skandinavischen Länder konnten sich einer nennenswerten Enthalttsamkeitsbewegung rühmen, die, überall aus einer älteren Bewegung gegen den Branntwein herausgewachsen, diese durch die Entschiedenheit ihrer Zielforderung nach einem bekannten psychologischen Gesetz teils zurückgedrängt, teils völlig verdrängt hatte. Auf dem europäischen Festlande dagegen war es bis auf einige Gegenden, die unter dem Einflusse des benachbarten Nordens standen, fast ganz still geworden, nachdem die starke Mäßigkeitswelle, die sich in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts namentlich in Deutschland zu einer nie wieder erreichten Höhe emporgetürmt, sich längst überschlagen hatte und in den Stürmen der 48er Umwälzung und in den folgenden politischen Ereignissen fast völlig verebbt war. Hier war der Rückschlag sogar im Erstarken des bekämpften Alkoholismus zum Ausdruck gekommen. Denn die Vertreter jener Bewegung hatten zwar auch Enthaltung gepredigt, aber nur Enthaltung von *g e b r a n n t e n* Getränken, nicht aber von *g e g o r e n e n*; vor diesen hatte ihr Kampfesieher Halt gemacht. Ja, die Kurzsichtigkeit mancher Führer hatte es sogar fertig gebracht, das damals allerdings nur schwach eingebraute Bier als besten Ersatz für den Branntwein anzupreisen, seinen Genuß durch das Dichten von Bierliedern zu fördern und so dem Beelzebub in den Sattel zu helfen, ohne doch dadurch den Teufel von seinem Sitze verjagen zu können. Gegen diese verdoppelte Gefahr hatte auch die neue Bewegung, die Ende der 70er Jahre in der Schweiz, Anfang der 80er in Deutschland eingesetzt hatte, keinen genügenden Damm bilden können, um so weniger, als sie den Kampf mit Waffen begann, die kaum schärfer waren als die, deren sich die ältere Bewegung bedient hatte.

Da trat Bunge auf den fast verödeten Plan und nahm den Kampf auf völlig veränderter Grundlage wieder auf, indem er gewisse fast wie religiöse Glaubenssätze hochgehaltene Ansichten über Wesen und Wirkung des Alkohols wegschob und in die physiologische Kumpelkammer verwies, in erster Linie den naiven Glauben an den Wesensunterschied des „Geistigen“ in gegorenen und gebrannten Getränken, der selbst in vielen Ärzten noch festsaß. Ja, er stand nicht an, das auch heute noch fast allgemein für verhältnismäßig harmlos, ja nützlich gehaltene Bier für den größten alkoholischen Schädling zu erklären, gerade wegen der Wertung, die ihm zuteil wird: „Branntwein zu trinken, gilt in allen Volksklassen für eine Schande; mit unmäßigem Biertrinken renommirt die geistige Elite unserer Nation“*). Die logische Folge dieser Erkenntnis konnte für ihn nur die Forderung voller Enthaltung von allen geistigen Getränken sein, eine Forderung, die er nicht nur aus seinen physiologischen Forschungsergebnissen ableitete, sondern auch aus so unbestrittenen Tatsachen, wie sie die Feststellungen

*) „Die Alkoholfrage“ S. 9.

der englischen Lebensversicherungsgesellschaften darstellen, sowie aus den Erfahrungen des täglichen Lebens, besonders aber auch aus psychologischen Erwägungen.

Es war eine grundstürzende Tat, dieser Vortrag vom November 1886; der Siegeszug, den er unter dem Titel „Die Alkoholfraße“ durch den größten Teil der europäischen Kulturwelt antrat, hat es bewiesen. Ununterbrochen ist Auflage auf Auflage gefolgt, zu Hunderttausenden ist das dünne Heftchen von 26 Seiten, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, verbreitet, und die 34 Jahre, die seit seinem ersten Erscheinen ins Land gegangen sind, haben seinem Werte nichts anhaben können: noch heute hat es der Menschheit dasselbe zu sagen, wie am ersten Tage.

Und das will viel bedeuten. Das alkoholgegnerische Schrifttum ist in den letzten Jahrzehnten zu fast unheimlichem Umfange angeschwollen; man hat den Alkohol weiter durchleuchtet, hat das Geflecht seiner tausendfältigen Beziehungen zum Leben der Einzelnen und der Völker in seinen feinsten Wurzelsäden bloßgelegt, aber grundlegendes Neues ist nicht zutage gefördert worden. Noch immer ist die „Alkoholfraße“ in Gemeinschaft mit ihrer jüngeren Genossin „Die Quellen der Degeneration“ für den Unkundigen der sicherste Wegweiser.

Sie ist es auch deshalb, weil ihr ein Vorzug eignet, dessen Mangeln so häufig das Lesen inhaltlich wertvoller Schriften von Gelehrten zu einem recht zweifelhaften Genuß gestaltet, der Vorzug der meisterrhasten Form. Klarheit und Schlichtheit der Darstellung, die auch dem ungeschulten Geiste die Möglichkeit vollen Verständnisses bietet, Treffsicherheit und Bilderreichtum der Sprache, Schärfe der Beweisführung, alles das vereinigt sich, den Schriften Binges (denn auch die übrigen besitzen den gleichen Vorzug) einen Zauber zu verleihen, dem sich wohl nur selten ein Leser wird entziehen können, selbst der nicht, der ihren Gedankengängen föhlt oder auch ablehnend gegenübersteht. Ein berühmtes Beispiel aus den „Quellen der Degeneration“ mag das erhärten.

„Es kommt einmal ein Neugieriger in eine Irrenanstalt und richtet unter anderem an den Direktor die Frage, ob es denn nicht manchmal sehr schwer sei, einen Verrückten von einem Vernünftigen zu unterscheiden. ‚Nein,‘ sagt der Direktor, ‚das unterscheide ich immer durch den folgenden Versuch‘ und führt den Neugierigen ins Badezimmer. Dort fließt ein Wasserstrahl aus einer Röhre in eine Wanne. Die Röhre ist durch einen Hahn verschließbar. ‚Wenn ich jetzt einen Verrückten hereinrufe,‘ sagt der Direktor, ‚und gebe ihm einen Eimer in die Hand und fordere ihn auf, die Wanne leer zu schöpfen, so macht er sich sofort an die Arbeit, er schöpft und schöpft, er schöpft ohne Ende. Wenn ich dagegen einen Vernünftigen dazu auffordere, so schließt er erst den Hahn, und dann fängt er an zu schöpfen.‘

Wie die Verrückten handeln alle, welche die Unmäßigkeit bekämpfen, aber die Quelle der Unmäßigkeit nicht schließen, den Hahn nicht zudrehen, den mäßigen Genuß nicht beseitigen wollen. Wie die Verrückten handeln überhaupt alle, welche eine Wirkung bekämpfen, aber die Ursache nicht beseitigen wollen.“

Platzmangel verbietet leider den Abdruck der nun folgenden wuchtigen Auseinandersetzung mit einer Reihe von Berufs- und Gesellschaftsklassen, denen Bunge die „Verrücktheit“ ihres Handelns mit unerbittlicher Logik aufzeigt. Die gegebene Probe mag genügen.

Die gleiche Gedankenschärfe tritt in allen seinen Ausführungen zutage, mag er die Torheit des Vorwurfes der Heuchelei bekämpfen oder nachweisen, daß die Enthaltbarkeit keine Ertötung, sondern im Gegenteil, eine Steigerung des Lebensgenusses bedeutet, mag er den staatlichen Zwang mit dem Rechte der Notwehr begründen oder den Arbeitern die Notwendigkeit der Nüchternheit für ihren gesellschaftlichen Aufstieg darlegen. Einer seiner Jugendfreunde erzählt, seine glänzende Rednergabe und die Überlegenheit seines Urteils habe ihm in den Hochschulkreisen solch Ansehen verschafft, daß das an das berühmte *αὐτὸς ἔφα* [autós épha]*) der Pythagoräer erinnernde Wort seiner Freunde „Gustel hat es selbst gesagt“ im Scherze selbst von seinen Lehrern verwandt worden sei. Wer Bunges Schriften liest, versteht das sofort. In dem festgefügtten Stahlpanzer seines folgerichtigen Denkens entdeckt auch der scharfspähende Blick keine einzige Lücke.

Was Bunge in seinem Novembervortrag vor seinen Hörern entwickelte, das war nicht wie eine plötzliche Offenbarung über ihn gekommen, das war das Ergebnis einer langen Gedankenarbeit, die bereits in seiner Jugendzeit, in Dorpat, eingesetzt hatte. Nicht als ob er schon damals den Alkohol von seiner Getränkearte völlig gestrichen hätte. Ein Korpsstudent (Bunge gehörte dem Korps Livonia an) ohne Alkohol? Undenkbar. Auch er hatte den Humper geschwungen und im Kreise der Korpsbrüder unter tosendem Beifall manch tolles Kommerslied gesungen; auch er hatte, wie der Siebzjährige selbst gestand, die studentischen Trinksitte als der Ausgelassensten einer mitgemacht. Aber das war doch, wie er hinzufügt, immer nur Ausnahme gewesen. Seine eigentliche Liebe hatte dem Jagen, dem Turnen, dem Rudern gehört, und dabei hatte er auch die bekannte Erfahrung gemacht, daß alle Strapazen ohne Alkohol am besten ausgehalten werden. Auch hatte er schon damals, mußte er stark arbeiten, wochen-, ja monatelang keinen einzigen Tropfen eines berauschenden Getränks über seine Lippen gebracht. — Und dann hatte er auch bald den Kampf begonnen, der einen großen Teil seines Lebens ausfüllen sollte, wenn er auch damals noch nicht den letzten Schritt getan hatte. Den tat er erst später, ein Jahr nach seiner Übersiedelung nach Basel, fast zu derselben Zeit, wo der einfache Schuhmacher Boffhardt den gelehrten Hochschullehrer August Forel durch die Wucht der Tatsachen für die Enthaltbarkeitssache gewann. Jedenfalls kann aber auch der erbittertste Gegner ihn nicht unter die vielen einreihen, von denen Jugendübermut spöttelt: „Und als sie nicht mehr konnten so — Von wegen hohen Alters — Schrieb seine Sprüche Salomo — Und David seine Psalter“. Denn in der Blüte der Jahre, im Vollbesitz

*) Er selbst hat es gesagt.

förperlicher und geistiger Gesundheit zog er den Schlußstrich unter die Alkoholrechnung seines Lebens.

Es ist nur selbstverständlich, daß der so starken Persönlichkeit Bunge und seiner Tat gegenüber die Stimmung nicht einheitlich sein konnte: begeisterte Zustimmung hier, leidenschaftliche Ablehnung dort. Tausende und Abertausende hat Bunge aus Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit aufgeschreckt und für seine Lebensauffassung gewonnen, Tausende und Abertausende hat er sich zu erbitterten Gegnern gemacht, allen aber hat er am Gewissen gerüttelt. Freilich die, auf die er am meisten hoffte, seine ärztlichen Fachgenossen, stehen bis auf eine verhältnismäßig kleine Schar auch heute noch abseits und zweifeln. Zweifeln, ob die Wirkungen des Alkohols wirklich sämtlich Lähmungsercheinungen sind, zweifeln, ob die Ursache der von Bunge in einer besonderen Schrift behandelten zunehmenden Stillunfähigkeit der Frauen im Alkoholismus der Erzeuger zu suchen sei, zweifeln vor allem — und mit ihnen die Masse der Nichtfachleute bis in die Reihen der Alkoholgegner hinein — an der Schädlichkeit des mäßigen Glases und der Richtigkeit der daraus abgeleiteten Forderung vollständiger Enthaltensamkeit. Das ist der größte Stein des Anstoßes. Denn Bunge macht dem Alkohol auch nicht das kleinste Zugeständnis, für ihn ist der Kampf gegen den Alkoholismus der Kampf gegen den Alkohol schlechthin, und mit Leidenschaftlichkeit bekämpft er immer und immer wieder die Ansicht, daß die Mäßigkeit in diesem Kampfe auch eine brauchbare Waffe sei. So z. B. in einem Aufsätze über den Orden der Rechabiten*):

„Wer es versucht hat, Trinker zu retten, oder an dieser Rettungsarbeit beteiligt war, nicht bloß mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen, wer es mit eigenen Augen gesehen hat, wie alle unsere Anstrengungen, alle unsere Opfer, alle unsere blutige Mühe immer und immer wieder vernichtet werden durch die Halbheiten der Halben, durch die Selbstgefälligkeit der Urteilsunfähigen, welche erklären, ein mäßiges Gläschen, soviel als der Anstand und die gute Sitte erfordern, müsse doch wohl ein jeder mittrinken, wer das alles durchlebt hat unter der erdrückenden Sorge um die Rettung braver und herzensguter Menschen — der paktiert nicht mehr mit den Halbheiten der Halben, der weiß, daß die Mäßigen die Verführer sind, der wird ein unbezwinglicher, stahlgeharnischter Streiter, an dessen ehernem Panzer alles abprallt — die Pfeile des Spotts und die Lanzen des Hasses, — der nicht rückwärts und nicht seitwärts schießt, der unser hohes, schönes, Ziel stets fest vor Augen und tren im Herzen trägt.“

„Die Verführer sind die Mäßigen.“ Wohl keins von den zahlreichen Kraftworten der Bungeschen Schriften hat so aufpeitschend gewirkt, wie dieses, zumal in der Fassung der „Alkoholfrage“, die durch einen zunächst befremdlichen Gegensatz die Schärfe des Worts für viele zur Unerträglichkeit steigert:

„Der Vorwurf der Verführung trifft nicht die Unmäßigen. Diese haben im Gegenteil das große Verdienst, durch ihr Beispiel abzuschrecken,

*) Internationale Monatschr. zur Bekämpfung der Trinksitten XI, S. 306 oder in der Sammlung „Wider den Alkohol“ S. 61f.

Die Verführer sind die Mäßigen. Und solange die Verführung nicht aufhört, wird auch die Unmäßigkeit mit ihren Folgen: Krankheit, Wahnsinn, Verbrechen nie und nimmer aufhören.“

Kein Wunder daher diese Erbitterung vieler bei der Schwere der Anklage, die gerade auf die sich eher eines Verdienstes als einer Schuld bewußten wirklich Mäßigen wie ein unverdienter Keulenschlag wirkt.

Bunge war sich der Feindschaft, die er sich durch die Forderung, daß alle, „die sich berufen glauben, ein Volk zu erziehen“, mit sich selbst den Anfang machen und durch ihr Beispiel wirken sollen, sowie durch die Rücksichtslosigkeit seines Kampfes gegen Selbstsucht und Pharisäertum und durch die Ungeschmincktheit seiner Sprache zuzog, recht wohl bewußt. Aber selbst die heftigsten Angriffe konnten ihn nicht dazu bringen, auch nur eine einzige Silbe von dem preiszugeben, was er als richtig erkannt hatte. Das verbot ihm die Geradheit seines Wesens und die Treue gegen sich selbst, das verbot ihm sein Mannesmut, der, wie er ihn zunächst ganz allein auf den Kampfplatz geführt hatte, ihn dann auch vor keinerlei Schwierigkeiten des Kampfes zurückschrecken ließ. „Wir müssen entschlossen sein, uns Feinde zu machen!“, rief er 12 Jahre nach seinem Novembervortrag seinen Ordensbrüdern, den Basler Guttemplern, zu.

Was man auch gegen Bunge vorbringen mag, Einseitigkeit kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Sein Ziel war die Wahrung der Gesundheit der zukünftigen Geschlechter, drum fordert er von dem gegenwärtigen die Mitarbeit an der Verstopfung aller Quellen der Entartung. Wohl sah er im Alkohol den Hauptteil des ganzen Rattenkönigs verkehrter Lebensgewohnheiten, die die Zukunft der Rasse bedrohen, aber auch andere Schädlinge zog er in den Kreis seiner Forschungen, besonders den *T a b a k* und die *G e s c h l e c h t s k r a n k h e i t e n*, und widmete ihnen besondere Schriften. Sie liegen um Jahre zurück und fallen in eine Zeit, wo noch der Alkohol alles beherrschend im Mittelpunkte stand und wo man noch nicht ahnte, daß die beiden anderen Feinde des Menschengeschlechts, auf dem Nährboden des Kriegs ungeheuerlich erstarkt, ihn aus seiner ausschließlichen Herrscherstellung verdrängen würden. Er hat diese Entwicklung noch erlebt, mit Entsetzen jedenfalls, ohne doch wirksam am Kampfe gegen die neue Gefahr teilnehmen zu können. Das hat ihm das Schicksal versagt.

Gustav von Bunge ist tot. Aber sein Werk lebt. Lebt und redet weiter die gewaltige Sprache der Wahrheit, deren Herbe der goldreine Ton heißer Liebe zur Menschheit wohltuend mildert. Drum wird es auch weiter leben und sich durchsetzen aller Feindschaft, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz. Und erfüllen wird sich das hellseherische, hoffensfrohe Wort seines Schöpfers: „Wenn die Wissenschaft und der Glaube einig sind, dann müssen wir den rechten Weg gefunden haben. Von diesem Wege soll uns nichts abbringen. Er wird uns zum Siege führen.“*)

*) „Wider den Alkohol“ S. 40.

Dr. Richard Ponikau.

Rund um uns

Antiblüher. Auf das Wärmste die Hand drücken möchte ich hiermit Herrn Johann Plenge für seine Veröffentlichung „Antiblüher, Affenbund oder Männerbund?“ Ein Brief von Johann Plenge. (Erstes Beiheft zu „Unser Wollen“, Führerzeitung des „Wandervogel“ deutscher Jugendbund, Verlag: Greifenhaus, Hartenstein i. Sa.)

Ich habe Blüher stets für denjenigen gehalten, der die deutsche Jugendbewegung am schwersten geschädigt hat. Ich glaube, daß namentlich die Größe des Schadens, den er dem „Wandervogel“ zugefügt hat, gar nicht berechnet werden kann; denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß kein verantwortungsbewußter Erzieher es auf sein Gewissen nehmen kann, Söhne oder Pflegebefohlene in irgendeine Berührung mit Bänden oder Kreisen kommen zu lassen, bei denen irgendein Verdacht besteht, daß sie nicht chemisch rein seien von Blüherschen Einflüssen. Und dieser Verdacht ist eben leider angesichts der Verbreitung der Bücher Blühers (zu deren Verleger sich — es ist unglaublich aber wahr — teilweise Eugen Diederichs in Jena hat machen lassen) bei Bänden oder Kreisen namentlich des „Wandervogels“ sehr oft gegeben.

Darüber hinaus hat Blüher alle Veranlagung, zu einer Gefahr für unser ganzes Volk zu werden. Bei der natürlichen Urteilslosigkeit und Weltunkenntnis der Altersklasse, auf die Blüher unmittelbaren Einfluß hat (jene Altersklasse steht ja im wesentlichen noch unterhalb des eigentlichen Jünglingsalters), ist es keineswegs undenkbar, daß er allmählig den größten Teil dieser Kinder mit seinen Krankhaftigkeiten durchdringt, daß er so namentlich die jüngere Jugendbewegung und ganz besonders den „Wandervogel“ tatsächlich zur Hochburg der von ihm so gepriesenen Widernatür-

lichkeiten macht, und daß so das, was gedacht und geschaffen war als eine Quelle der Aufartung deutschen Volkstums, zu einem Giftborn verderbt wird.

Die, tatsächlich gar nicht zu unterschätzende, Größe dieser Doppelgefahr gibt meines Erachtens die Rechtfertigung für den Ton, in dem Plenge gegen Blüher vorgeht. Ich will keinen Zweifel darüber lassen, daß ich niemals in dieser Tonart schreiben würde, und daß sie für Aufsätze im „Vortrupp“ überhaupt nicht in Frage käme. Aber man darf nicht vergessen, was Plenge erreichen muß: Möglichst durchgreifende und möglichst schnelle Wirkung eben auf jene, größtenteils noch im Vorjünglingsalter stehende, Jugend, die durch Blühers Schlagworte vielfach bereits verwirrt und oft schon krank gemacht ist. Und diese Altersklasse ist eben, wegen ihres Alters, noch urteilslos; daher wird man mit ihr, um Eindruck auf sie zu machen, so derb sprechen müssen, wie Johann Plenge das tut.

Ich empfehle allen „Vortrupp“-Lesern auf das entschiedenste, sich die kleine Schrift anzuschaffen (der Preis ist leider nicht aufgedruckt, kann aber kaum hoch sein), empfehle weiter, die Schrift möglichst zu verbreiten und sie namentlich auch zur Aufklärung durch Blüher gefährdeter oder bereits erkrankter Jugend auf das kräftigste zu gebrauchen.

Im übrigen kann man Plenges Anfrage an den Verlag Eugen Diederichs in Jena, wie es möglich ist, daß er Derartiges in seinen Verlag nimmt, nur kräftig unterstreichen.

Hermann Popert.

Aufklärungsfilme. Seit einer Reihe von Jahren schon haben wir diese Filme, die unsere Jugend in angeblich geeig-

netter Weise über die Folgen des außerehelichen Geschlechtsverkehrs, besonders über die furchtbare Gefahr der Geschlechtskrankheiten aufklären sollen. Die Filme kamen nicht allein, sondern unter dem besonderen Schutze hochachtbarer und angesehener Persönlichkeiten, und zum Teil auf Veranlassung sehr ehrenwerter Vereinigungen. Dabei ist dann im Laufe der Zeit mancher gutklingende Name etwas ins Gedränge geraten. Es ist nämlich nicht erst seit gestern Gewohnheit deutscher Gelehrter, gelegentlich auch mal öffentlich ein Urteil über Dinge abzugeben, von denen man nichts versteht. Das wußten zum Beispiel seit Jahren die Alkoholgewerbetreibenden; nun wissen es auch die Filmfabrikanten und Kinobesitzer.

Wie haben denn nun diese von bedeutenden Gelehrten und unter andern von der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten empfohlenen Aufklärungsfilme gewirkt? Geradezu glänzend — sagen die Kinobesitzer. In der Tat ist mit kaum einem andern Film ein so großartiges Geschäft gemacht worden, wie mit den Aufklärungsfilmen. In hellen Haufen lief man zum Beispiel in das bekannte, auf Anregung der oben genannten Gesellschaft verfaßte Filmstück „Es werde Licht“. Wo sich das Gewissen verständiger Menschen regte und dagegen aufbegehrte, daß man solch widerwärtigen Kitsch ausgerechnet der Jugend darbiete, wurde mit Entrüstung entgegnet: Bitte, aber das soll durchaus nicht unanständig wirken, berühmte Gelehrte wie Prof. Blaschko sagen doch übrigens ist die ganze Sache von der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten veranstaltet; und dann die abschreckende Wirkung!

Aber die abschreckende Wirkung nur zwei Zahlen: im Jahre 1913 zählte die Ortskrankenkasse in Braunschweig 35 geschlechtskranke Kassenpatienten, heute deren etwa 3500 (dreitausendfünfhundert!!). —

„Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.“ Jetzt, wo der Bühnenbund deutscher Städte die Staatsregierung um Abhilfe gegen die „Auf-

klärungsfilme“ bittet, möchte es natürlich niemand gewesen sein. Auch der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist, wie aus ihren Dezembermitteilungen hervorgeht, die Erinnerung an ihren ersten Schritt ins Kino sehr peinlich. Aber nur die klare Erkenntnis und das offene Bekenntnis, fehlgegangen zu sein, bieten einigermaßen die Gewähr dafür, daß sich ein solcher Reinfall nicht wiederhole.

Vortrag.

„Bewahrungsgesetz“. Auf der Konferenz zur Sittlichkeitsfrage, die im November des verflossenen Jahres vom Deutschen Verband zur Förderung der Sittlichkeit in Hamburg abgehalten wurde, führte der bekannte Gelehrte Prof. v. Düring aus, daß in der Bekämpfung des Dirnenwesens die Fürsorgetätigkeit der großstädtischen Pflegeämter, so vorbildlich diese auch zum Beispiel in Altona und Hamburg sein möge, einer Ergänzung bedürfe durch ein „Bewahrungsgesetz“, durch das es ermöglicht werde, alle nicht vollwertigen jungen Menschen beiderlei Geschlechts auch nach dem vollendeten 21. Lebensjahre zu „verwahren“, und zwar in Arbeitsgemeinschaften auf dem Lande, wo sie nutzbringende Arbeit verrichten und auf diese Weise den größten Teil ihres Unterhaltes verdienen könnten. In mehrfacher Hinsicht eine gewaltige Ersparnis für den Staat! Zurzeit müssen noch die 60—70 Prozent der in Preußen verurteilten Jugendlichen (1914 waren es im ganzen 50000, im Jahre 1918 bereits 185000), die wegen ihrer geistigen und körperlichen Unzulänglichkeit als nicht voll verantwortlich zu gelten haben und daher in Fürsorgeerziehung gegeben werden, im Alter von 21 Jahren aus der Fürsorgeerziehung entlassen werden. — Was dann aus ihnen wird, geht den Staat nichts an — oder höchstens dann, wenn er bezahlen muß.

Der Deutsche Verband zur Förderung der Sittlichkeit hat Herrn Prof. v. Düring mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes, der das „Bewahrungsgesetz“ fordert, betraut.

Arbeitsdienstjahr. In der Reichstagsitzung am 29. November v. J. erklärte der Reichswirtschaftsminister Scholz, wir würden um die Einführung eines wirtschaftlichen Dienstjahres, wie es die Bulgaren bereits besitzen und sogar die Spanier in Erwägung ziehen, nicht herkommen. Er erhoffe von diesem Dienstjahre die Gesundung unseres Wirtschaftslebens.

Nach dieser Mitteilung und ähnlichen in jüngster Zeit ebenfalls von amtlicher Stelle herrührenden Äußerungen zu urteilen ist also zu erwarten, daß das vom „Vortrupp“ schon seit Jahren (und zwar unsers Wissens früher als von irgend einer anderen Seite) geforderte Arbeitsdienstjahr in absehbarer Zeit wirklich eingeführt wird. Möchten doch bei der Schaffung der hierzu erforderlichen Gesetze und Einrichtungen in erster Linie Männer gehört werden, die sich mit der Frage des Dienstjahres bereits eingehend beschäftigt haben und vor allem solche, die im praktischen Leben stehen und schon Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt haben. Wir denken u. a. an Männer wie Schmude und Numann, die imstande sein dürften, in dieser Sache wertvolle Winke und Ratschläge zu erteilen. Das beste wäre, man sicherte sich dauernd ihre Hilfe.

Vortrupp.

Unsere Ernährung. Wer die vielen jetzt fast täglich auftauchenden öffentlichen Ratschläge, Mitteilungen, Verordnungen u. dgl. über Viehhaltung, Mästung und Schlachtung genauer prüft, wird sich nur schwer zu dem Glauben bekehren können, daß wir Deutschen aus der schlimmen Zeit, die nun — zu einem Teil wenigstens — hinter uns liegt, viel gelernt hätten.

Man ist sich in landwirtschaftlichen Kreisen klar darüber, daß Schweinemästung in größerem Umfange nur mit Hilfe der inländischen Futtermittel zurzeit ausgeschlossen ist, und der Ruf nach ausländischem Getreide, das zur Fütterung der Schweine dienen soll, wird von Tag zu Tag lauter. Ehe etwas so Unwirtschaftliches, wie die Getreideeinfuhr zu Mästungszwecken, geschieht, ist es

doch notwendig, an das zu erinnern, was wir im Kriege leider zu spät erkannt, aber schließlich doch gewußt haben, nämlich, daß Fleischmangel noch lange nicht Hungersnot bedeutet, daß, aber umgekehrt Fleischerzeugung bei knappen Getreide- und Futtermitteln unfehlbar die Hungersnot befördert. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen (zuletzt in Nr. 24 des vorigen Jahrgangs S. 610), daß Dänemark, obwohl es nachweislich von der Blockade schwerer betroffen wurde, als wir, nur deshalb nicht zu hungern brauchte, weil dort rechtzeitig die Viehmästung verboten wurde. Bei uns kam das Verbot zu spät, und wir wurden dafür mit der Hungersnot bestraft.

Nun sind wir drauf und dran, dieselbe Dummheit zu wiederholen. Es muß, wie es scheint, das Brot noch knapper werden, bis es jedermann klar ist, daß das Leben der Menschen doch wichtiger ist, als das der Schweine. Um jedes Mißverständnis auszuschließen: Es handelt sich keineswegs um die Frage, ob man Vegetarier sein solle oder nicht (Vegetarier sein heißt nämlich etwas ganz anderes als eine Zeitlang oder selbst dauernd aus volkswirtschaftlichen Gründen den Fleischgenuß aufgeben), sondern einfach um die Erkenntnis, daß Viehmästung — volkswirtschaftlich betrachtet — eine maßlose Verschwendung ist, die sich ein hungerndes oder auch nur Mangel leidendes Volk am allerwenigsten erlauben darf. Von den zur Mästung aufgewendeten Getreide- und Kartoffelmengen können erheblich mehr Menschen (und wahrlich nicht zum Schaden ihrer Gesundheit!) ernährt werden als von dem durch die Mästung erzeugten Fleische. Das ist eine unumstößliche Tatsache. Und es ist für das deutsche Volk eine Lebensfrage, diese Tatsache zu beherzigen. Wir konnten es uns vielleicht leisten, den Krieg zu verlieren, aber den Frieden zu verlieren, bedeutet für uns den sicheren Untergang.

Krt.

Böses Beispiel von oben. Augenblicklich stockt die Zufuhr von Haferflocken, deren Preis in den letzten Mo-

naten schon außerordentlich stark gestiegen war. Die Mühlen können keinen Hafer mehr von den Landwirten erhalten. Die Preispolitik der Reichsgetreidestelle macht es unmöglich. Die Verhältnisse liegen so: Die Reichsgetreidestelle zahlt den Landwirten für Hafer diesjähriger Ernte 66 M. für den Zentner, verkauft aber den Hafer an städtische Pferdehalter für 170 M. den Zentner. Natürlich will nun kein Landwirt mehr Hafer unter 170 M. verkaufen. Kann man diesen Preiswucher den Landwirten so sehr verargen, wenn die führenden Behörden mit bösem Beispiel vorangehen?

Diese Tatsache, die hier und da schon durch die Tagespresse in die Öffentlichkeit gedrungen ist, kann garnicht weit genug verbreitet werden, damit jeder in unserm Volke weiß, wem wir es zu verdanken haben, wenn es unsern Kindern und Kranken an den notwendigsten Nahrungsmitteln fehlt. H.

Entgleisung. „Die Herstellung des Branntweins muß eingestellt werden. Das ist aber nur möglich, wenn besseres Bier hergestellt wird.“

Wer das gesagt hat? Ein Bierbrauer natürlich.

Leider nein. Unser Reichsminister für Volkswirtschaft ist es, der am 11. November d. J. im Hauptauschuß des Reichstages bei Besprechung des Haushalts für Ernährung und Landwirtschaft diese Weisheit von sich gegeben hat. Auch ein Kuchenbackverbot soll der Minister in Aussicht gestellt haben. Wahrscheinlich deshalb, weil wir so reichlich Getreide haben, daß jetzt „besseres“ Bier gebraut werden kann.

Auch ein Minister für Volkswirtschaft darf wissen, daß man den Teufel nicht mit Beelzebub austreiben soll: es ist völlig sinnlos, den Genuß des einen alkoholischen Getränks zu unterbinden, um das andre desto stärker und (was dann nicht ausbleiben wird) in größeren Mengen herstellen zu lassen. Die Geschichte der Alkoholismusbekämpfung lehrt fast auf jedem Blatte, daß Bier

das denkbar schlechteste Ersatzmittel für Branntwein ist.

Wenden Sie sich an Ihre Amtsgenossen für Volksbildung in den einzelnen deutschen Ländern, Herr Minister, wenn Sie wissen wollen, was man dem Volke an Stelle des Branntweins bieten soll.

Merkwürdig. Das HamburgerKriegsversorgungsamt warnte an einem der letzten Novembertage öffentlich die Inhaber der hamburgischen Konditoreibetriebe nachdrücklich davor, im Schleichhandel Getreide zu kaufen und es zu verarbeiten. Dabei wurde auf die ständig zunehmenden Übertretungen dieser Art hingewiesen. Schon am folgenden Tage meldeten die Zeitungen, daß bereits zwei Konditoreien wegen umfangreichen Schleichhandels von der Behörde geschlossen worden seien.

Dies tatkräftige Vorgehen kann jeder billig Denkende nur gutheißen, und es ist sehr anzuerkennen, daß auch anderwärts nicht minder streng verfahren wird; indessen — daß man auch gegen Brauereien, die über das amtliche Maß hinaus Getreidemengen verwendet haben, in gleicher Weise vorgegangen sei, darüber ist unseres Wissens bisher nichts bekannt geworden.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Ehmske, F. H.: Otto Specker. Eine Auswahl der schönsten Illustrationen des Künstlers. 12.— M. Furche-Verlag, Berlin.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp“ keine Verantwortung.)

für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Der Vortrupp

10. Jahrgang 1921

Nr. 2

2. Januarheft

Begeisterung.

Hamburg, am Neujahrstage 1921.

Im tiefsten Innern lechzt eines jeden Menschen Herz, er sei denn völlig vergreift, nach einem tiefen Trunke von Begeisterung; lechzt doppelt danach in einer Zeit der Niedergebroschenheit, der äußern und innern Enge und Öde, wie die unsre. — Ich möchte zeigen, wofür und wie vor allem ich heute Begeisterung empfinde, wofür vor allem ich sie mitteilen möchte, wofür vor allem sie zu wecken mir die Aufgabe des „Vortrupp“ in dieser Zeit erscheint.

„Vor allem“; das wolle man betonen: Denn nur von der Begeisterung soll heute hier gesprochen werden, auf die es heute entscheidend ankommt. Daß neben ihr andre in ihrem Rechte bleiben: die glühende Liebe für Bergsonne und Marschengrün, die starke Freude an unsrer deutschen Sprache und ihren großen Kündern — und so noch hundertfach andres — das braucht in dieser Zeitschrift nicht erst gesagt zu werden. Aber ich darf voraussetzen, daß der Leser dieses Aufsatzes auch meinen Aufsatz „Vortrupp“ im ersten Dezemberheft des vergangenen Jahres gelesen hat. Hat er ihn gelesen, so weiß er von vornherein, daß die Begeisterung, die ich in den Tagen, die wir jetzt durchleben, mit gutem Gewissen als die entscheidende zu bekennen und zu predigen vermag, nur eine politische Begeisterung sein kann. Denn das einzige, worauf es heute im Letzten ankommt, das, was errungen werden muß, damit etwas andres überhaupt erst möglich sei, ist der Sieg unseres deutschen Lebenswillens, des Willens des deutschen Volkes und des einzelnen Deutschen: „Ich will leben“, will leben, trotzdem und alledem. Dieser Sieg aber kann heute, wie die Dinge liegen, nur errungen werden in den Grenzen und in den Formen unseres politischen Lebens; wer ihn anderswo suchen wollte, der lebte und dächte in Wolfenkuuckenheim und Wahnwelt. Wenn ich in jenem Aufsatz im ersten Dezemberheft hier schrieb: „Wir stehen heute eben so, daß ein einziger entscheidender Mißgriff des Parlaments, zum Beispiel in der Behandlung der Steuern oder der auswärtigen Politik, bewirken kann, daß Deutschland gewesen ist“, so ist das die furchtbare, aber klare Wahrheit, und alles Reden von innerer Erneuerung, Lebensreform und sonstigen, an sich selbst sehr schönen Dingen, ist, sofern es wähnt, diese Wahrheit umreden oder an ihr vorbeireden zu können, Kinderstammeln und Narrenrede.

Begeisterung ist eine Leidenschaft, für die wie für alle Leidenschaften das Wort gilt, daß Leidenschaften gute Diener sind, aber schlechte Herren. Und das ist womöglich zweimal wahr in den Dingen der Politik; wer darüber Eingehendes finden will, den bitte ich, meinen Darstellungsversuch „Das kalte blaue Licht“ zu lesen*); aus ihm will ich hier den Satz wiederholen: „Jede politische Arbeit, die sich nicht klar auf die Gesetze der menschlichen Vernunft aufbaut, die nicht klar r e c h n e t, die erwartet, daß zweimal zwei plötzlich einmal fünf sein werde, die ihren Weg nicht beleuchten läßt von jenem kalten blauen Lichte [der menschlichen Vernunft], sondern von dem roten Gladerlicht der Leidenschaften und der Schlagworte — jede solche politische Arbeit ist immer zum Mißerfolg verurteilt. Die Lage, in der sich unser deutsches Volk jetzt befindet, ist ein Ergebnis derartiger vernunftloser Politik, einer Politik, die nicht rechnen konnte; einer Politik, die sich sowohl vor dem Kriege, wie auch während des Krieges hartnäckig vor der Erkenntnis verschloß, daß zweimal zwei gleich vier sei.“ — Eine Begeisterung in Lebensfragen eines Volkes, die einsetzt, bevor eiskalte Vernunft die Wirklichkeit und die in ihr möglichen Wege und Ziele scharf geprüft und klar erkannt hat, führt immer ins Verderben.

Aber das ist das Geheimnis einer Begeisterung, die n i c h t in den Abgrund führt: daß man wisse, daß leidenschaftsloses Erkennen und leidenschaftliches Wollen sich n i c h t ausschließen — und daß man entschlossen sei, nach diesem Wissen zu leben, also erst kalt zu erkennen und dann das kalt Erkannte mit aller Glut glühenden Willens zur Tat zu machen.

Ob die Masse — die Masse aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schichten — je so weit zu bringen sein wird? Ich weiß es nicht; heute, und vollends bei uns in Deutschland, ist sie sicher noch nicht so weit: Sie brüllt 1914 „Gott strafe England“, heult 1918 „Nieder mit den Hohenzollern“, plärrt 1919 und 1920 „Wir sind schuld am Kriege“, wenn nur richtig vorgebrüllt, vorgeheult, vorgeplärrt wird. Chesterfield, Zyniker, aber scharfer Menschenkenner, hat ein Wort geprägt, das Stacheln hat, aber Wahrheit ist: „Jede große Versammlung ist Pöbel.“ — Vielleicht ändert sich das einmal, wenn, falls das möglich ist, eine Reihe von Geschlechter-Folgen eines ganzen Volkes eine sehr gute Schulbildung erstens genossen und zweitens und hauptsächlich verdaut haben wird. Vorläufig, ob in Monarchie oder Republik, ist die Masse nichts als O b j e k t und ziemlich willenlos in der Hand ihrer Führer und Wegweiser. Dieser Aufsatz wendet sich ja aber auch nur an solche, die sich irgendwie berufen glauben, Führer zu sein, oder Führer, wenigstens Wegweiser, zu werden: das liegt ja schon im Namen dieser Zeitschrift „Vortrupp“.

*) Leitartikel im „Vortrupp“ Nr. 2 von 1920.

So gilt es zunächst, bevor das glühende Wollen der Begeisterung einsetzt, kalt und leidenschaftslos zu erkennen, was ist. Und nun ist dies: Jeder Radikalismus, links oder rechts, führt uns jetzt in den Abgrund. Mag es der Radikalismus links sein, der Radikalismus der „Dritten Internationale“, der Sklaven Moskaus —, oder aber rechts der Radikalismus Derer, die sich entweder „Alldeutsche“ nennen, oder die sich des Namens „Deutschnationale“ als ihnen allein gehörig bemächtigt haben, eines Namens, auf den in Wahrheit, von jenen Sklaven Moskaus abgesehen, wir Deutschen alle ein Anrecht haben.

Was die „Dritte Internationale“, der „Bolschewismus“ oder „Spartacismus“ ist, das weiß nach den kürzlichen Vorgängen in Halle jeder: eine Zentrale für politischen Mord gegen Andersdenkende, mögen die Bürgerliche oder Sozialisten sein. Eine Mordzentrale mit dem Ziele, die Intelligenz auszumorden, und die dann hilflosen Millionen des Volkes zur Sklavenmasse für vier oder fünf herrschende Schlemmer zu machen, die geschützt sind von einer Prätorianergarde von ein paar hunderttausend Mann, denen sie einige noch nicht allzu abgenagte Knochen hinwerfen. Wie Kadek gesagt hat: „Die Freiheit ist ein bürgerliches Vorurteil.“ Man lese des englischen Sozialisten Wells Berichte über das, was er in dem Rußland von heute sah. — Es ist ein Zeichen dafür, wie unser unseliges deutsches Erbteil, die abgründige politische Torheit unverhältnismäßig vieler Volksgenossen, immer noch blüht, daß, nachdem der vielleicht übelste der herrschenden Prasser im bolschewistischen Rußland, nachdem dieser Sinowjew in Halle die Teufelslehre offen gepredigt hat, nachdem er dort das Banner mit dem Totenkopfe auf nackter Höhe, jedermann erkennbar, aufgestellt hat, — daß, nachdem das geschehen ist, heute noch eine beträchtliche Anzahl deutscher Arbeiter hinter den Bolschewisten herläuft. Wären diese deutschen Toren imstande, die Augen nur einigermaßen aufzumachen und dann nur etwas zu überlegen, so fänden sie dies: Der Bolschewismus, die „Dritte Internationale“, ist selbst da, wo er ehrlich gemeint ist (für seine in Rußland herrschenden Nutznießer ist er ersichtlichermaßen nur ein Mittel zur Beschaffung von Macht und namentlich Wohlleben), das natürliche politische Weltbild der tatarischen Horde, die ihrem Wesen nach ein kommunistisches Steppendasein führen kann, vielleicht am liebsten führt; es wird bei uns gar zu häufig vergessen, daß das Russenvolk seit der zweihundertjährigen Tatarenherrschaft im Mittelalter in vielen Dingen mehr tatarisch als slawisch bestimmt ist. In Deutschland dagegen, einem germanisch bestimmten Lande, wo der gewaltigen Mehrzahl der Bevölkerung von mindestens irgendwelchen Ahnen her der Drang innewohnt, irgend etwas ihr eigen zu nennen, widerspricht dieses Weltbild dem innersten Sinn des Volkes; gelänge es, dies Weltbild bei uns gewaltsam zu verwirklichen, so könnte darauf nur folgen, daß dies uns Wesensfremde unter den

furchtbarsten, blutigsten Kämpfen wieder ausgeschieden würde, wenn nicht in diesem Kampfe schon alle Deutschen zugrunde gingen. Wozu noch kommt, daß das außenpolitische Programm der „Dritten Internationale“ (und übrigens auch ohnehin die unvermeidliche Folge einer Bolschewisierung Deutschlands) der Krieg mit Westeuropa ist. Der aber würde, da Deutschland völlig wehrlos ist, und die bolschewistischen Russen ganz gewiß nicht fähig sind, das Gebiet des Deutschen Reiches zu besetzen und zu halten, nicht etwa den von den Bolschewisten prahlerisch verkündeten „Kampf am Rhein“ bedeuten, sondern die sofortige Besetzung Deutschlands durch weiße und schwarze Franzosen.

Ich brauche kaum zu betonen, daß die Ablehnung auch der entgegengesetzten Form des Radikalismus, die Ablehnung der „Alldeutschen“ und der sogenannten „Deutschnationalen“, eine Ablehnung, zu der die klare Erkenntnis gleichfalls zwingt, für mich politisch zwar ebenso unbedingt ist, aber auf menschlich ganz anderer Grundlage ruht, als die Absage an die Linksradiكالen. Vor den Anhängern (und nun gar den Führern) der „Dritten Internationale“ habe wenigstens ich persönlich auch menschlich nicht die geringste Hochachtung, mit ihnen fühle wenigstens ich persönlich mich überhaupt durch keinerlei menschliches Band verbunden, sie sind Wölfe, und wollen, wie ihr Führer Sinowjew uns das in Halle ja deutlich gesagt hat, auch gar nichts anderes sein. Sie steigen bewußt wieder herunter und predigen das bewußte Wiederheruntersteigen von der Stufe, die in der Aufwärtsentwicklung von der Bestie zum Menschen in mindestens Zehntausenden von Jahren mühsam erkämpft worden ist, nämlich von der Kulturstufe, daß das Menschenleben wenigstens innerhalb des einzelnen Staates gesichert sei. Wenn ich glaube, daß gegen sie die unbedingte auch menschliche Feindschaft das einzig Mögliche ist, so gründet sich das nicht auf ihre Ziele (obwohl ich auch die für völlig verderblich und politisch aufs schärfste zu bekämpfen erachte), sondern eben auf jene wölfische Methode, mit der sie ihrem Ziele nachstreben. Die Rechtsradikalen dagegen stehen, genau wie wir, auf dem Boden menschlicher Gesittung und menschlicher Lebenssicherung innerhalb der Genossen desselben Staates, erstreben also nicht, wie die Linksradiكالen das tun, den Rückfall vom Menschlichen ins Wölfische. (Ich sehe dabei allerdings ab von den rechtsradikalen sogenannten „National-Bolschewisten“, die wenigstens zunächst mit den Bolschewisten paktieren wollen.)

Immerhin würde uns die Politik der Rechtsradikalen, wenn sie durchdränge, in ein Verderben stürzen, das nicht viel weniger schlimm sein würde, als das linksradikale, bolschewistische. Der letzte Grund dafür, daß das so ist, liegt meiner Meinung nach darin, daß die Rechtsradikalen (wenn sie auch, wie schon eben gesagt, himmelweit entfernt sind von der linksradikalen Kampfmethodē, die Sicherung des Men-

schenlebens innerhalb desselben Staates wieder aufzuheben) sich doch nicht zu dem Fortschritte bekennen, der uns auf die nächsthöhere Stufe tragen soll und der uns dahin tragen muß, wenn nicht der unaufhaltsame Fortschritt der Technik, der stets in erster Linie auch ein Fortschritt der Waffentechnik ist, alle Völker, wenigstens alle europäischen Völker, vernichten soll: auf die Stufe nämlich, daß das Menschenleben auch außerhalb des Verbandes der Staatsgenossen unbedingt gesichert sei, also zur Rechtsordnung zwischen den Staaten an Stelle der heutigen zwischenstaatlichen Anarchie. Unsere Rechtsradikalen, „Alldeutsche“ und „Deutschnationale“, vermögen ihren Patriotismus nicht über die Ebene des französischen Patriotismus zu erheben, sie sind überhaupt in Wesen und Zielen die Franzosen unter uns. Sie wissen immer noch nichts Besseres, als nach französischem Muster Revanche zu predigen. Eine Tatsache, an der sich nicht das Mindeste dadurch ändert, daß einer ihrer Hauptheißsporne auf dem deutschnationalen Parteitage in Hannover das Kommen des „Tages der Rache“ an die Bedingung geknüpft hat: „Erst wenn wir die Hilfe des Allmächtigen da oben wiedergewonnen haben“. Da aber jede gelungene Revanche voraussichtlich wieder eine neue von der andern Seite gebären würde, so kommt dieses Programm auf ein endloses gegenseitiges Totschlagen der Europäer hinaus, oder vielmehr auf ein nicht endloses, weil eben der Fortschritt der Technik dabei bald das allgemeine Ende herbeiführen würde. Und selbst davon abgesehen, ist es bei unserer augenblicklichen Wehrlosigkeit politisch wahnsinnig, solche Dinge jetzt zu sagen (auch, wenn man sich so verlausuliert wie jener Heißsporn in Hannover). Der in unsern rechtsradikalen Kreisen vielfach beliebte Vergleich mit den Befreiungskriegen ist schon deshalb Unsinn, weil damals ein Mann mit einer nackten Faust schon beinahe einen militärischen Wert hatte, während in diesem Augenblick schon der Mangel an schweren Geschützen, die wir nicht mehr haben, jeden Krieg unmöglich macht. —

Ganz gewiß, ich hasse aus heißem Herzen die französische Schandwirtschaft im besetzten Gebiet. Und nicht minder hasse ich den Geist des im heutigen Frankreich verkörperten politischen Systems, der es vorläufig hindert, daß der größte Heilsgedanke, den die Menschheit jemals gedacht hat, daß der Pazifismus, die Rechtsordnung unter den Völkern der Erde, Wirklichkeit werde. (Man denke nur an die verlogene Heßrede des Vertreters Frankreichs, Viviani, vom 16. Dezember 1920 auf der Völkerbundstagung in Genf!) Aber, wie ich hier schon einmal sagte: Soll man nun deshalb den Revanchekrieg predigen? Nein. Denn es scheint mir keineswegs wünschenswert, daß, weil Frankreich es für gut hält, sich wie ein Block dem Weltgang des Rechtsgedankens in den Weg zu legen, wieder einige Millionen Deutscher geschlachtet, verstümmelt und geblendet werden sollen. Die bloße Tatsache eines Revanchekrieges wäre schon ein Sieg des im politischen System des

heutigen Frankreich verkörperten untermenschlichen Geistes. Vielmehr wird, so vermute ich, der Weg der Erlösung der sein, daß das heutige Frankreich schließlich, vielleicht schon bald, in seiner Zurückgebliebenheit auf einer Stufe, die die übrige Menschheit dann überwunden haben wird, als der allgemeine Schädling erkannt, und unter der Verachtung, nötigenfalls dem wirtschaftlichen Boykott, der fortschrittlicheren Nationen zusammenbrechen wird. — — Nicht viel weniger verderblich scheint mir die gegenwärtige Agitation unsrer Rechtsradikalen für die Monarchie: Unsre Leser wissen, daß ich in der Einführung der republikanischen Staatsform in Deutschland durchaus keine Errungenschaft erblicke, sondern lediglich eine, an sich ziemlich belanglose, aber, weil im allerungeeignetsten Augenblick vorgenommen, stark schädigende Fassadenveränderung. Ich habe mich stets zum „Deutschland des Prinzen Max“ bekannt, das eine Monarchie nach englischem Muster bedeutet hätte, mit der England und die Engländer so vortrefflich gedeihen. Heute aber eine Fassadenrückveränderung nach der monarchischen Seite vorzunehmen, schiene mir eine noch größere Torheit, als die damalige Einführung der Republik es war: Denn, von den Rechtsradikalen abgesehen, die doch alles in allem nur eine zwar sehr rührige, aber schon ihrer Zahl nach keineswegs ausschlaggebende Minderheit sind, und noch weiter abgesehen von einer höchst dünnen Schicht in den obersten wirtschaftlichen Klassen, ist, wie mir wenigstens meine Beobachtung zeigt, der bloße Begriff der Monarchie in unsrer Bevölkerung heute in einem solchen Maße verhaßt, daß der ruhig Urteilende es kaum begreift. Die Monarchie gewaltfam wieder einführen (unsere Rechtsradikalen bestreiten ja übrigens, daß sie das wollen), hieße also, endlosen Bürgerkrieg heraufbeschwören, und damit ziemlich sicher die Geschäfte der Sklaven Moskaus, der Linksradikalen, besorgen. Und eine Wiedereinführung der Monarchie im verfassungsmäßigen Wege liegt vorläufig so völlig außerhalb aller Möglichkeit, daß die Agitation dafür nichts weiter bedeutet, als zwecklos und sinnlos die dringend nötige Beruhigung unserer Zustände verhindern. (Wenn, wie manche Beobachter behaupten, es in Bayern hierin anders liegen sollte, so wäre das, wie mir scheint, die allergrößte Gefahr für die Einheit des Deutschen Reiches: Ein Königreich Bayern als Gliedstaat einer deutschen Republik scheint mir praktisch nicht möglich.)

Und so ist das Ende der Erkenntnis dieses: für uns Deutsche gibt es jetzt nur einen Weg des Heils: **D e n W e g d e r M i t t e .**

Ein Weg, dem vor allem zwei Leitsterne Richtung geben müssen: zum ersten das Wissen, daß es für uns Deutsche zur Wiedererhebung nach außen nur ein Mittel gibt: die unbedingte Absage an die Gewalt als Werkzeug des zwischenvölkischen Verkehrs und das unbedingte Be-

kenntnis dazu, daß das einzige Werkzeug dieses Verkehrs das Recht sein muß. Ich hege keinen Zweifel daran, daß diese Außenpolitik auch dann die einzig richtige wäre, wenn wir gesiegt hätten, aber dann wäre eine andere Außenpolitik wenigstens praktisch möglich. Heute ist sie nicht einmal das; wir Deutschen haben jetzt tatsächlich keine Hoffnung auf Aufstieg nach außen, wenn nicht das Gesetz der Tierheit, das noch unter den Staaten der Erde gilt, und das aufrecht zu erhalten besonders Frankreich mit allen Kräften strebt, ersetzt wird durch das Gesetz der Menschheit. Das Geschick hat uns Deutsche tatsächlich gezwungen, Vorkämpfer des Rechtsgedankens in der Welt zu werden, bei Strafe endgültigen Unterganges. — Zweitens aber, nach innen hin muß alle Arbeit unter diesem Leitgedanken stehen: Es darf nicht sein, daß wir Deutschen in zwei Völker auseinanderfallen, die sich weniger verstehen würden, als wenn das eine deutsch und das andere russisch spräche; ein Zerfall, der doch unvermeidlich eintritt, wenn der Radikalismus links, oder der Radikalismus rechts, herrschend sein Haupt erheben kann.

Erfreulicherweise breitet sich die Erkenntnis vom „Weg der Mitte“ als dem einzigen Wege des Heils stark aus: Die Träger dieser Erkenntnis sitzen heute nicht nur da, wo sie schon seit den schwarzen Novembertagen 1918 saßen, nämlich in der deutschdemokratischen Partei, im Zentrum und bei den Mehrheitssozialdemokraten; nein, diese Erkenntnis hat heute auch die „Deutsche Volkspartei“ erfaßt und sichert sogar einigermaßen stark in das rechte Teilstück der „Unabhängigen“ hinein. Die „Deutsche Volkspartei“ insbesondere hat sich sehr viel besser entwickelt, als zunächst zu befürchten war: Zwar hat sie zu Anfang 1920 noch in gemeinsamem Tun mit den „Deutschnationalen“ einen denkbar häßlichen Wahlkampf, namentlich gegen die „Deutschdemokraten“ geführt, wobei urteilslosen Wählern gerade das größte Verdienst der „Deutschdemokraten“ um unser Vaterland, der Brückenbau zu den Arbeitern durch Zusammengehen mit den Mehrheitssozialdemokraten, als schwere Schuld der „Deutschdemokraten“ erfolgreich vorgeredet wurde. Aber unmittelbar nach dem so erreichten Wahlsiege wurde die „Deutsche Volkspartei“ von derselben Logik der Tatsachen erfaßt, die jetzt naturnotwendig jeden ergreift, der nicht rechts- oder linksradikalen Schlagworten zuliebe Deutschland zugrunde gehen lassen will, von eben der Logik der Tatsachen, die seit dem November 1918 das Verhalten der „Deutschdemokraten“ und des Zentrums bestimmt hatte: Die „Deutsche Volkspartei“ forderte die Mehrheitssozialdemokraten auf, mit ihr eine Regierung zu bilden (und war übrigens, als die Mehrheitssozialdemokratie, unter anderem wegen des Verhaltens der Volkspartei im Wahlkampf, ablehnte, zunächst völlig ratlos, bis der Deutschdemokrat, mein Landsmann Senator Dr. Petersen, den einzigen Weg der Rettung wies). Seitdem hat sich die „Deutsche Volkspartei“ — nach allem, was vorliegt — durchaus ehrlich und entschlossen mit auf den

Weg der Mitte begeben, der zu Deutschlands Heil führt. Sie wird infolgedessen von den sogenannten „Deutschnationalen“ auch bereits mit dem gleichen Hasse verfolgt, mit dem diese Rechtsradikalen bisher die andern Träger der Vernunft, namentlich die „Deutschdemokraten“, befeindet hatten. — Was dann das rechte Teilstück der „Unabhängigen“ angeht, so besteht bisher zwar nicht mehr als eine *H o f f n u n g*, daß auch dieser Parteirest den Heilsweg finden und mitgehen wird; aber seit dem „Unabhängigen“-Parteitage in Halle scheint mir diese Hoffnung doch nicht ganz schwach zu sein: Seit dort Sinowjew sein Mordprogramm aufgestellt hat, haben viele jener Männer und Frauen doch erkannt, daß sie Deutsche sind und keine Tataren.

Den Weg der Mitte, ihn also zeigt uns Deutschen das Erkennen als die einzige Bahn des Heils. Und nun ist zu wiederholen, was heute hier schon einmal gesagt wurde: „Aber das ist das Geheimnis einer Begeisterung, die nicht in den Abgrund führt; daß man wisse, daß leidenschaftsloses Erkennen und leidenschaftliches Wollen sich nicht ausschließen — und daß man entschlossen sei, nach diesem Wissen zu leben, also das kalt Erkannte mit aller Glut glühenden Wollens zur Tat zu machen.“

Und das ist die Begeisterung, die ich Lehre, die Begeisterung, die ich so recht eigentlich zur „Vortrupp“-Begeisterung machen möchte: Die Begeisterung für die Mitte. Es ist ein Unsinn, ein fluchwürdiger, weil lebensfeindlicher Unsinn, wenn gepredigt und geglaubt wird, daß man vom Rausche des politischen Radikalismus seines Urteils beraubt sein müsse, um begeistert zu sein. Begeisterung ist möglich und ist nötig für alles, was Leben schafft, was zum Leben führt, ist möglich und nötig für alles, davon die klare Erkenntnis ein „*G o t t w i l l e s*“ spricht.

Wenn es je in der Weltgeschichte und in der Geschichte des Deutschen Volkes ein echtes „Gott will es“ gab, dann ist es das, das uns heute gebieterisch auf den Weg der Mitte weist.

So handelt danach. Handelt danach im Schaffen und Kämpfen. Im Schaffen, indem ihr alles stützt, was, gleichgültig unter welcher Parteifahne im einzelnen, den Heilsweg der Mitte bahnt und führt. Im Kampfe, indem ihr mit allen euren Kräften allem die Bahn sperrt, was vom radikalen Links her aus Haß, vom radikalen Rechts her aus Torheit, unser Deutschland in den Abgrund zu schleudern droht.

Das radikale Rechts und das radikale Links sind heute bei uns die organisierte Unvernunft, die Deutschlands Mörder werden kann. Schließt Euch gegen sie zusammen zum harten Block der Vernunft.

Hermann Popert.

Heimvolkshochschule Tinz.

„Der Vortrupp“ wird im Laufe dieses Jahrgangs wiederholt über die Erfahrungen im Volkshochschulwesen berichten. Diese Erfahrungen werden zweifellos je nach Ort, Zeit und Umständen sehr verschieden sein. Aber aus dem bunten Bilde der Berichte, die sehr sorgfältig zu prüfen sein werden, müssen sich schließlich die grundlegenden Gedanken herausheben. Es wäre töricht, von vornherein irgendein System als mustergültig hinzustellen und sich darauf festzulegen. Nur bei genauester Beobachtung und Berücksichtigung aller in den Volkshochschulkursen von heute und morgen gemachten Erfahrungen werden wir endlich zur „deutschen Volkshochschule“ gelangen.

Vortrupp.

Viele, die sich um den Aufbau der deutschen Volkshochschule mühen, haben das Buch von Hollmann über die dänische Volkshochschule mit zitternder Sehnsucht im Herzen gelesen. All unsere Erfolge in großstädtischen Abendveranstaltungen — mögen sie nun Vorträge, Lehrgänge oder nach dem neuesten Schlagwort Arbeitsgemeinschaften heißen — scheinen zu verblässen, wenn sie an den Ergebnissen der dänischen Heimvolkshochschule gemessen werden. Nur in dieser wird der Schüler so von Grund aus ergriffen und erschüttert, wie er es werden muß, wenn die Volkshochschule sich die hohe und notwendige Aufgabe stellt, den Geist eines ganzen Volkes zu bilden und zu formen. Nur in der Heimvolkshochschule kann sie diese Aufgabe ganz erfüllen, weil nur die Heimvolkshochschule allen Zusammenhang mit dem gewinnfüchtigen engen Streben des Alltags zerreißt und dem Schüler eine neue Welt offenbart. Die Besucher unserer großstädtischen Abendveranstaltungen sind müde von der Arbeit des Tages. Den Schutt zu entfernen reicht die kurze Stunde nicht aus, geschweige denn etwas Neues auf sorgsam gesäubertem Boden zu pflanzen. So ist der Leiter und Lehrer zu Zugeständnissen gezwungen, und was erreicht werden kann, ist nicht mehr als ein oft sehr kümmerliches Gemisch von Alltagsorgen, Alltagswünschen, mit kurzen Lichtblicken aus einer höheren, umfassenderen Welt. Und sollte je der eine oder der andere ein Körnchen Gold mit nach Hause tragen, er wird es verlieren in einer schweren Arbeitswoche, die zwischen dem Heute und dem nächsten Vortragsabend liegt. — Die vielgepriesene Arbeitsgemeinschaft kann unter solchen Umständen nichts anderes sein als ein „räumlicher Begriff“. Einen seelischen, geistigen Inhalt kann sie erst bekommen, wenn sich die Arbeitsgemeinschaft zur Lebensgemeinschaft erhöht. Für diese aber bietet die Heimvolkshochschule den einzig möglichen Rahmen.

Solche Erkenntnis im Herzen sahen wir in Dänemark Erfüllung, in Deutschland nur Wünsche und schwaches Wollen. — Die geistige Umwälzung, die, Ursache und Folge zugleich, die wirtschaftlich, politische Neueinstellung begleitet, hat aber neue Kräfte geweckt, und schon regt sich hier und dort nach dem Wollen die Tat. Dem um den Volkshochschulgedanken Streitenden mußte es darum hoch willkommen sein, eine deutsche

Heimvolkshochschule kennen zu lernen, denn es war von vornherein klar, daß es hier nicht galt, Dänisches abzuflatschen, sondern im Rahmen der großen Grundgedanken vollkommen Neues zu schaffen. Das Neue aber kann sich erst an seinen Erfolgen und Mißerfolgen formen und gestalten.

Das feststehende, Allgemeingültige der Grundtvigschen Schöpfung ist der Gedanke der Lebensgemeinschaft und der in jeder Beziehung bewährte geschichtliche Unterrichtsgang. Beides muß darum auch in der deutschen Gründung zu finden sein. Rein dänisch dagegen — örtlich und zeitlich bedingt — ist die Einstellung auf eine bäurische Bevölkerung und die, mit dieser verbundene, starke Betonung der völkischen Gesinnung. Den dänischen Schulen soll hieraus kein Vorwurf gemacht werden. In einem Lande, dessen lebentragender Bevölkerungsanteil vorwiegend einem Bauernstand angehört, der mit zähen Wurzeln an der Scholle hängt, war diese Entwicklung notwendig und gut. In dieser Notwendigkeit liegt aber gleichzeitig ihre Begrenzung. Deutschland muß andere Wege gehen. — Gewiß, auch uns werden Bauernhochschulen willkommen sein, auch bei uns werden sie in ihrer ganzen Eigenart blühen können, aber das erste dringendste Bedürfnis treffen sie nicht. Der größere Teil der Bevölkerung gehört in Deutschland vorwiegend dem Stande der besitzlosen Arbeiter an — den Begriff im weitesten Sinne gefaßt. Die Welt dieser Menschen ist eine andere, als die des grundbesitzenden Bauern, und eine, im engeren Sinne, „dänische“ Volkshochschule hätte ihm darum nichts zu sagen.

Mit dieser Erkenntnis stoßen wir auf eine „innere“ Schwierigkeit. Ich sage „innere“ Schwierigkeit nicht etwa, weil wir dabei sind, einen Widerspruch im Gedankengang aufzudecken, sondern weil wir Widerstände in uns selber finden. Dem deutschen Volkshochschullehrer schwebt als Ziel die vollkommene „Sachlichkeit“ seiner Schule in politischen und religiösen Dingen vor. Diese „Sachlichkeit“ ist nicht so zu verstehen, daß jedes einzelne Mitglied des Lehrkörpers „über“ diesen Dingen stehen soll; das kann kein Mensch — nein, nur die Schule als Ganzes soll „sachlich“ sein, indem sie volle Freiheit des Lehrens und des Lernens verbürgt. Kommen auf diese Weise alle widerstreitenden Meinungen zum Wort, so ist, soweit es Menschenkräfte erlauben, im „Mittel“ eine Sachlichkeit erreicht, ohne daß die Schule der Farblosigkeit verfällt oder sich den Gebieten verschließt, die unser Inneres am stärksten bewegen.

Sachlichkeit im „Durchschnitt“ ist wohl an großstädtischen Anstalten mit zahlreichen Lehrern zu erreichen, an einer Heimvolkshochschule, die sich meist mit wenig Lehrern an einen engen Schülerkreis wenden wird (nur so ist ja wahre Lebensgemeinschaft möglich), aber nicht. Eine Heimvolkshochschule wird darum gezwungen sein, von vornherein eine bestimmte politische Einstellung mit der gleichen Ehrlichkeit zu betonen, mit welcher die dänische Bauernhochschule ihre christlich völkische Gesinnung kund tut. — Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die ersten Neugründungen

in Deutschland von linksstehenden Kreisen ausgehen, denn diese müssen ihrer Natur gemäß Mut und Willen zum Neuen am stärksten verkörpern. So betont die Heimvolkshochschule in Tinz, an der ich im vergangenen Sommer gastweise Unterricht gab, in ihrem Aufruf:

„Die Heimvolkshochschule Schloß Tinz ist keine Parteischule. Sie ist aus dem Geist sozialer Verantwortlichkeit entstanden. Sie ist von Sozialisten geleitet. Sie wird die geistigen und sittlichen Werte des Sozialismus ihren Schülern durch Leben und Beispiel vermitteln.“

Der erste Satz ist trotz des dicken Druckes, mit dem er erscheint, selbstverständlich nur als Vorbeugung gegen oft besprochene Volkshochschulziele anzusehen und wird durch die darunterstehenden Ausführungen in vollkommener ehlicher und eindeutiger Weise entwertet. Sozialismus als Lebensanschauung bedingt selbstverständlich auch ein festumschriebenes Verhältnis zu den Fragen des tätigen Lebens, an denen die Volkshochschule ebensowenig vorübergehen darf, wie eine Welt- und Lebensanschauung, welche nicht in ewig unzugänglicher Höhe schweben will. Von einer Beschäftigung mit den Fragen des tätigen Lebens zur Tätigkeit selbst ist aber ein winzig kleiner Schritt, oder eigentlich gar kein Schritt, denn forschen und Tun fallen auf diesem Gebiet zusammen. So ist das im Aufruf gegebene Versprechen, daß die Volkshochschule sich „in Parteikämpfe“ nicht einmischt, nichts anderes als leerer Wahn. Was heißt hier Volkshochschule? Wird sie durch die Lehrer dargestellt? Diese stehen, wie ich mich während der Reichstagswahl überzeugen konnte, mitten im politischen Leben. Und das ist gut, denn nur so haben sie die Berührung mit der Welt, welche die nun einmal politisch eingestellte Schule braucht. — Oder sind es die Schüler, die den Begriff „Volkshochschule“ verkörpern? Auch sie kommen aus politisch sehr tätigen Kreisen und werden, da sie sicher die aufgewecktesten Köpfe dieser Kreise sind, dem um sie brausenden Leben nicht tatenlos zuschauen. Weder Lehrer noch Schüler können beim Eintritt in das Schulgebäude den politischen Staub von den Füßen streifen. — Ihre Arbeit soll „Lebensgemeinschaft“ sein — und in diesem Wort liegt auf der ersten Hälfte ebensoviel Nachdruck wie auf der zweiten. Zum „Leben“ aber gehört alles, was den Menschen erfasst, also auch Partei und Politik, daran kann das höchste Wünschen nichts ändern.

Trotz der anders lautenden Äußerung des Aufrufes, die ich oben anführte, war man sich dieses Umstandes doch wohl bewußt — und suchte dementsprechend die Hörer vorwiegend im Kreise der Arbeiterschaft. Es heißt im Aufruf:

„Die Heimvolkshochschule Schloß Tinz ist keine Standes- und Klassenschule. Wenn sie erwartet, daß die arbeitende Bevölkerung die Mehrzahl der Schüler stellt, so tut sie das mit Rücksicht darauf, daß die Arbeiterschaft heute auch in der Volksgesamtheit überwiegt.“

Der Erwartung entsprach der Erfolg. Im „Bibliothekar“ teilt Hennig eine Übersicht über die Berufe der Schüler mit, aus welcher hervorgeht, daß die allermeisten dem Arbeiterstande angehören.

Durch die gekennzeichnete Richtung der Volkshochschule, durch die Zusammensetzung ihrer Lehrer- und Schülerschaft, ist selbstverständlich der Umfang der eigentlichen Lehraufgabe fast eindeutig festgelegt. Neben einigen naturwissenschaftlichen Betrachtungen stehen die wirtschaftlichen, kulturgeschichtlichen, geschichtlichen und sozialpolitischen Fächer im Vordergrund.

Die besondere Lehraufgabe wird von Schule zu Schule wechseln und bietet darum für eine allgemeine Betrachtung sehr wenig. Das Lehrverfahren aber dürfte meist in weitgehendem Maße vom Stoffe unabhängig sein. In ihm liegt so recht eigentlich die Wurzel, aus der die zukünftige Volkshochschule emporwachsen soll, das A und O des Erfolges. Dieses „Lehrverfahren“ muß erst gefunden werden, es muß sich im Verkehr mit den Schülern, in der Lebensgemeinschaft von Lehrenden und Lernenden bilden. Regeln lassen sich nicht geben, und allgemeingültige Erfahrungen nicht mitteilen. Alles ist hier Sache des eigenen Empfindens und des bewußten Erlebens. Darum gilt das, was ich behaupte, nicht uneingeschränkt. Es gilt für die Welt wie ich sie sehe, und ist als ein Bekenntnis zu betrachten.

Das Lehrverfahren soll geschichtlich sein. Die Anregung hierfür kommt, wie eingangs erwähnt, aus Dänemark. Ich habe die geschichtliche Darstellung an Weltanschauungsfragen erprobt und gut befunden. Sehr gut sogar. — Auf einem, dem Arbeiter ganz fremden Gebiet, wie griechische Wissenschaft, stellte sich schnell eine lebhaftere Wechselrede zwischen Lehrer und Schüler ein, die von tiefem Verständnis zeugte und dem Lehrer die Gewißheit gab, daß er sich auf dem rechten Wege befinde. Der Geist irgendeines wissenschaftlichen Unternehmens wird vom Schüler leicht erfaßt, wenn Forscher und Forschungsergebnis nicht losgelöst von Zeit und Raum in einer niemals gewesenen rein wissenschaftlichen Welt einherirren, sondern fest und stark in dieser unserer irdischen Heimat verwurzelt erscheinen; wenn die Bildung der Weltanschauung nicht nur aus den „inneren“ Gesetzmäßigkeiten einer „an und für sich“ seienden Wissenschaft erklärt, sondern in ihrem Zusammenhang mit allen Lebensäußerungen der Menschheit aufgefaßt wird. — Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die besondere Art der geschichtlichen Auffassung durch die Eigenart des Lehrers bedingt sein wird. Ich kann mir aber sehr wohl denken, daß die verschiedensten Geschichtsauffassungen als Grundlage einer derartigen Behandlung aller lebenswichtigen Fragen dienen können und daß das beschriebene Verfahren auch an Volkshochschulen mit völlig anders gearteter „Gesinnung“ anwendbar ist. Die dänischen Erfolge mit dem geschichtlichen Unterrichtsgang sprechen hierfür.

Wechselrede als Unterrichtsform erscheint mir so selbstverständlich, daß hierüber kein weiteres Wort zu verlieren ist. Vorträge soll man den großstädtischen Unternehmungen, die leider vielfach auf sie angewiesen sind, überlassen. Über die Wechselrede hinaus möchte ich aber die schriftliche

Außerung des Schülers nicht vermissen. Erst wenn er allein am Schreibpult sitzt, ist der Schüler dem Einfluß des Lehrers so völlig entzogen, daß er sich klar Rechenschaft über das wirklich Erworbene ablegen kann, und so auch dem Lehrer Gelegenheit zur Einsicht in seine tatsächlichen Erfolge gibt. Ich habe schriftliche Ausarbeitungen zur Grundlage freier Aus sprachen gemacht und hiermit wesentlich zur Klärung des Erarbeiteten beitragen können.

Der Gedanke der Volkshochschularbeit als Lebensgemeinschaft bringt es mit sich, daß Unterricht und Wechselrede mit der in der Stundeneinteilung festgelegten Zeit noch nicht ihr Ende gefunden haben. Die gemeinsame Mittagstafel oder gemeinsame Spaziergänge durch den Garten geben allen, die nicht gerade im Turnspiel und körperlicher Arbeit ein Gleichgewicht gegen geistige Anstrengung suchen, Gelegenheit, das Erarbeitete zu vertiefen. Ich pflegte bei solchen Spaziergängen im ganz kleinen Kreise das Gespräch auf die Gegenwart zu lenken und so die Augenwendung aus dem Gehörten ziehen zu lassen. Denn immer und immer wieder müssen wir uns vor Augen halten, daß es, wie der mehrfach erwähnte Aufruf sagt, nicht darauf ankommt, Wissen zu vermitteln, „um reich an gelehrten Kenntnissen zu machen, sondern um Verständnis und Urteil zu schulen, um zu geistiger Selbständigkeit zu erziehen“. Geistige Selbständigkeit brauchen wir aber vor allem der Gegenwart gegenüber — und können sie erlangen, wenn wir unser Urteil an der Betrachtung der Vergangenheit geschärft haben. Ist es der Volkshochschule gelungen, diese Aufgabe zu erfüllen, dann hat sie ihre Pflicht getan. Sie schiebt Menschen in die Werkstatt zurück, die nicht mehr jedem Schreier nachlaufen, sondern im Gegenteil zu Keimzellen einer ernstesten gereiften Auffassung der Dinge werden. Solche Keimzellen zu schaffen ist bitter not. Und gelingt es uns, auch nur 50 oder 100 jährlich ins Land zu streuen, so haben wir viel, sehr viel gewonnen.

An solchem Gewinn gemessen, sind die Mängel klein, die ein noch in den Kinderschuhen stekendes Unternehmen zeigen muß. Sie bestehen, soweit ich es in Tinz als Gast beurteilen konnte, vor allem in einer etwas weit getriebenen Selbstverwaltung der Schüler. In einer Heimvolkshochschule, die halbjährlich neue Scharen Wißbegieriger um sich sammelt, muß eine feste Hausordnung den ruhenden Pol in der Erscheinungen flucht bilden. Es ist unmöglich, die Ausgestaltung des täglichen Lebens vorwiegend von der stets wechselnden Schülerschar hin und her werfen zu lassen. Aber — wie gesagt, — diese ersten Schwierigkeiten wiegen meines Erachtens nicht schwer. Der rechte Weg und Ausgleich zwischen Selbstverwaltung und „Hausordnung“ wird bald gefunden sein, und dann kann die Heimvolkshochschule ihre Wirksamkeit ungetrübt entfalten. Alle, denen es um den Volkshochschulgedanken wirklich ernst ist, müssen ihr ein rasches Ausblühen wünschen, denn ihr ist in dem geistigen Gesundwerden unseres Volkes eine hohe Aufgabe zugewiesen.

Dr. Victor Engelhardt.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Moorkultur für die Zukunft Deutschlands.

So alt die Moorkultur auch ist, hat sie sich bis heute doch nicht durchsetzen vermocht, weil der Torf als Brennstoff die Konkurrenz der Kohle nicht ertrug, als Ackerkrume aber mit dem Niederungslehm kaum in Wettbewerb treten konnte.

Heute, nach Unterzeichnung des Abkommens von Spa, das uns einen großen Teil unserer Kohlenförderung nimmt, sind wir gezwungen, nach anderweitigen Brennstoffen Ausschau zu halten, die uns gestatten, die Kohle für wertvollere Zwecke aufzusparen, so zur Gewinnung von Teer und Teerprodukten (Anilinfarben). Damit rücken mit einemmal Brennstoffe zweiten und dritten Ranges, wie sie Braunkohle und Torf darstellen, in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Die Unterbindung unseres Außenhandels, der eine Stockung der industriellen Tätigkeit folgen muß, zwingt uns, Ausschau zu halten nach anderweitigen Arbeitsmöglichkeiten und Rohstoffen für die Produktion, sowie nach Siedlungsland.

Aus dieser Gegenüberstellung geht schon zur Genüge hervor, welche Bedeutung dem Moor gerade heute beizumessen ist. Es bietet uns:

1. ein billiges Brennmaterial für unsere Hausbrand- und auch Industrieöfen,
2. einen wertvollen Rohstoff zur Verarbeitung in der mannigfachsten Weise,
3. eine Ackerkrume, die bei entsprechender Aufarbeitung 3 Millionen Menschen Wohnung und annähernd zehnmal so vielen Nahrung bieten kann.

Zum besseren Verständnis der ganzen Sachlage ist es notwendig, einen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Moores zu geben. Wir folgen dabei im wesentlichen der vorzüglichen Darstellung Dr. Hartmanns in Heft 7 des Kosmos (1920).

Eine Bildung von Moor findet überall da statt, wo sich Pflanzenmassen anhäufen, ohne verwesen zu können, also unter Luftsabschluss. Der Vertorfungsvorgang ist dem Verteerungsvorgang, der unvollständigen Destillation, ähnlich. Luftsabschluss wird in der Natur bewirkt entweder durch außerordentlichen Druck dichter Massen oder durch Wasserüberdeckung.

Beim Zustandekommen von Mooren finden nun beide Vorgänge statt; die für eine Vermoorung günstigsten Gelände bieten Mulden dar, in denen infolge der Undurchlässigkeit des Untergrundes eine Wasserzirkulation nicht stattfinden kann. Meist nehmen die Moore ihren Ausgang von Seen. Doch können auch Heideflächen im Lauf der Zeit in Moor übergehen. Ein Moor hat in sich Wachstum. Man hat eine Höhenzunahme um rund 10 mm jährlich bei einzelnen Mooren festgestellt und aus deren Größe auf ein Alter von rund 1000 Jahren geschlossen. In einzelnen Fällen ist solches Alter geschichtlich belegt.

Die günstigsten Bedingungen für Moorbildung sind in einem See vereinigt, der bei starkem Zufluß an organischer Substanz keinen Abfluß hat, infolgedessen allmählich stagniert. Die abgestorbenen Pflanzenmassen sinken zu Boden, ein zäher Schlack bildet sich, der im Lauf der Zeit immer stärker wird. Da Wasserpflanzen stark Kalk ausscheiden, so bildet sich die Grundschicht des Moores in Gestalt des sogenannten Kalkspropels. Der Kalkgehalt des Wassers erschöpft sich, die kalkreiche Vegetation macht einer kalkärmeren Platz. Zugleich nimmt das Wachstum der organischen Substanz zu, infolge der immerhin noch möglichen Zersetzung der absinkenden Reste. Es bildet sich die mächtige Schicht des sogenannten Torfspropels.

Von außen betrachtet stellen sich diese Vorgänge als eine Verlandung dar. Man hat bei fast allen inländischen Seen, welchen es an Abfluß fehlt, eine Schrumpfung ihres Umfangs wahrgenommen, so vor allem an den großen bayrischen Seen. Der See erliegt im Lauf der Zeit seiner eigenen Vegetation, oder besser den Abfallprodukten seiner eigenen Vegetation. An Stelle der reinen Wasserpflanzen, die ihn ursprünglich beleben, treten allmählich Sumpfgewächse. Dem Beobachter bietet sich dieser Vorgang als eine Ausbreitung der Ufervegetation dar. Schließlich sind von dem See nur noch ein paar armselige Tümpel zwischen ausgedehnten Schilfwäldern übrig geblieben, wie dies sehr gut bei den verlandenden Seen des sogenannten alten Rheins, des ehemaligen Rheinbettes zu erkennen ist. Diese Kuhlen ersticken in ihrem eigenen Schilf und sind nur durch fadendünne Rinnsale miteinander verbunden, auf welchen ein Verkehr nur mit Flachbooten möglich ist.

Der Versumpfung folgt allmählich die vollständige Verlandung; auf dem fest gewordenen Grunde siedeln sich höher organisierte Pflanzen an, erst Sträucher und schließlich Bäume.

Doch auch dem Wald ist kein dauerndes Dasein beschieden. Denn in der schattigen Feuchtigkeit breiten sich Moose aus, die das Wurzelleben des Waldes bald zu ersticken beginnen. Der Wald kämpft verzweifelt um sein Dasein; doch schließlich erliegt er der Macht der Umstände. Ein paar zähe Krüppelkiefern zeugen von der untergegangenen Pracht. Man kennt solche Kiefern, die bei einem verbürgten Alter von 1000 Jahren knapp eine Höhe von 5 m erreicht haben. Hieraus ist die Hartnäckigkeit des Kampfes zu ersehen, der zwischen Wald und Moor geführt wird. Die Reste des Waldes sind im Moor nach langer Zeit noch gut erhalten zu finden.

Die ehemalige Mulde ist durch Pflanzenstoffaufspeicherung allmählich eben geworden. Nunmehr setzt der letzte, der wesentliche Vorgang in der Geschichte der Moorbildung ein: die Torfbildung infolge Wachstums des Torfmooses, des Sphagnum.

Alle anderen Moose werden schließlich durch das allgemein bekannte Torfmoos verdrängt. Die organische Substanz des Torfes ist unter Luft-

abluß und eigenem Druck bei Bildung von Humussäuren fast vollständig steril geworden. Es kann also nur eine Pflanze auf der Moordecke gedeihen, die imstande ist, sich aus den Nährstoffen der Luft zu erhalten, und dies ist das Sphagnum. Das Torfmoos saugt mit seinen großzelligen Blättern die Luftfeuchtigkeit auf und entnimmt ihr ihre Nährstoffe. So baut sich, bei Absterben der unteren Sphagnumteile und Wachsen der oberen, allmählich ein Torfpolster auf, und zwar in der Mitte des Geländes mehr als am Rande. Der Höhenunterschied zwischen Mitte und Rand kann bis zu 10 m betragen. —

Was nun die Gewinnung des Torfes angeht, so gestaltet sie sich verhältnismäßig einfach, soweit es sich um Torf zu Brennzwecken handelt. Mit Hilfe eines Spatels wird die Torfmasse in Ziegel zerlegt, die bekannten Torfsoden. Diese werden an der Luft getrocknet und schließlich zu Haufen aufgesetzt, die der Moorlandschaft ihr düsteres Gepräge verleihen. Mit der Stecharbeit wird im Frühjahr begonnen, damit die Soden bis zum Herbst fertig werden. So gestaltet sich die Torfgewinnung im Handbetrieb. Anders auf maschinellem Wege. Mit Hilfe von Baggern und Gleitkrähnen wird die Torfmasse gehoben und in wolfartigen Pressen ihrer Feuchtigkeit beraubt, nachher zum Abtrocknen mittels Gleitriemen auf Hürden gestellt. Dieserart verarbeiteten Torf nennt man Preß- oder Baktorf.

Man kennt eine ganze Reihe von Verfahren, den Torf weiter zu verarbeiten, also für industrielle Zwecke auszunutzen. Gerade während des Krieges sind Versuche dahin angestellt. Die Verwendung des Torfs nicht nur zur Feuerung, sondern auch zur Düngung, dürfte bekannt sein. Der Torf besitzt stark desinfizierende Wirkung und wird infolgedessen benutzt als Streu im Stall, als Aufsaugestoff für menschliche Fäkalien, und zwar in Gestalt des Torfmulls, einer lockeren, porösen Masse. Doch sind auch gute Erfolge erzielt worden mit Anwendung von gereinigtem Torf bei der Wundbehandlung, so von den Japanern im russisch-japanischen Kriege und bei Anwendung von Torf als Unterlage zur Sauberhaltung der Säuglinge.

Wie weit man die Torffaser noch verwerten kann, wird sich zeigen, wenn die Industrie das Problem der Fasergewinnung aus Torf erst ernsthaft in Angriff genommen hat. Eine große Bedeutung dürfte dagegen die Gewinnung von Energie durch Torfvergasung erlangen, da sich durch diese Methode die Moore zu Überlandzentralen ausbauen ließen, ähnlich wie die Wasserstauwerke. Auf die Energie der freien Luft, des Wassers, sowie der Moore werden wir aber auf die Dauer angewiesen sein. Daß eine Vergasung mit Erfolg möglich ist, steht fest. Bei dem hohen Stickstoffgehalt des Torfs würde auch dessen Verarbeitung lohnen, wie bei der Vergasung auch ein beträchtlicher Prozentsatz Ammoniak abfällt.

Doch mit diesen Möglichkeiten erschöpft sich der Wert des Moores keineswegs. Seine größte Bedeutung liegt in der Ansiedlungsmöglichkeit,

die dieser letzte Rest Urland einer großen Zahl von Menschen bietet; sei es in Verbindung mit Torfindustrie, die die um ihr Dasein kämpfende Kohlenindustrie vor dem Zusammenbruch retten würde, sei es in Verbindung mit der Landwirtschaft als sogenannte Moorkultur. In jeder Beziehung bieten sich hier weite Möglichkeiten, die einen Ausblick in eine glücklichere Zukunft gewähren, angesichts der Erdrosselung, der wir durch unsere Niederlage preisgegeben sind. Das Moor bietet Arbeit, die Lohn abwirft; das Moor bietet für die Industrie Rohstoff, der in der vielfältigsten Art verarbeitet werden kann, sowohl chemisch als auch physikalisch; und schließlich bietet das Moor Nahrung und Bewegungsspielraum für mehrere Millionen Menschen, wodurch einer übermäßigen Abwanderung vorgebeugt werden kann. Diese Tatsachen sind von der feinspürigen Spekulation natürlich längst erkannt und in entsprechender Weise ausgewertet. Auch haben sich die verschiedensten Industrieunternehmungen ihre Torfanrechte bereits gesichert.

Im Augenblick wird die Torfausbeutung noch ziemlich planlos betrieben. Es wäre im Interesse der Gesamtheit nötig, daß der Staat die Torfausnutzung unter Kontrolle nähme und feste Richtlinien für die Ausbeutung aufstellte, um dem Raubbau zu begegnen. Denn, beide Methoden für sich betrieben, die Brennstoffgewinnung, sowie die Ackerkultur, stellen volkswirtschaftlich betrachtet, eine doppelte Verschwendung dar, insofern, als bei Vereinigung beider Kulturen eine doppelte Wirkung mit halber Arbeit erzielt wird. Um dies verstehen zu können, müssen wir auf die gebräuchlichen Kultivierungsverfahren des näheren eingehen.

An sich ist das Moor, wie wir sahen, unfruchtbar. Dies einmal wegen des Gehalts an Humusäuren, dem daraus folgenden Mangel an Bakterienleben und dem Mangel an Mineralgehalt; das andere Mal wegen der Überfülle an Wasser. Aus diesen Eigenschaften ergeben sich die Maßnahmen, welche zu einer erfolgreichen Kultivierung getroffen werden müssen.

Zunächst muß das Moor entwässert werden. Da diese Arbeit nur auf sozialem Weg gelöst werden kann, ist es erklärlich, weshalb die Moorkultur bisher nicht in Schwung kommen konnte: es fehlte die Instanz, die über die nötigen Mittel zur Inangriffnahme so großzügiger Unternehmungen verfügte. Im einzelnen haben Gemeinden und auch Provinzen recht ansehnliche Erfolge in örtlicher Moorkultur aufzuweisen.

Mit der Entwässerung Hand in Hand geht die Parzellierung. Die Entwässerung erfolgt örtlich durch Dränage, die in ein Kanalsystem einmündet. Dieses hat seinen Abfluß im Hauptkanal, der sogenannten Vorflut. Die Schaffung der Vorflut ist die wichtigste Arbeit bei der Moorkultur überhaupt. Die Möglichkeit der Kultivierung hängt von der Möglichkeit der Schaffung der Vorflut ab.

Sind diese Arbeiten bewältigt, so kann örtlich die Beackerung erfolgen, die mit einer Aufarbeitung des Bodens beginnt. Zu diesem Zwecke wird,

wo es irgend angängig ist, Mineraldünger aufs Moor gebracht: Sand, Asche und künstliche Düngemittel, so Kali, Kalk, Phosphat.

Die Beackerung erfolgt im großen mittels eines Motorpfluges besonderer Bauart, im kleinen mit Pferdegespann, wobei den Pferden gegen Einsacken in die weiche Krume Moorschuhe angeschnallt werden. Auf derartig hergerichteten Moor kann jede Art Kultur betrieben werden, außer hochstämmigem Obstbau. Besonders geeignet ist das Moor zur Anlage von Wiesen, wie überhaupt zur Weidewirtschaft.

Aber die Art der Kultivierung streiten die verschiedensten Methoden um den Vorrang. So besteht das Wesen der einen darin, Erde aufs Moor aufzufahren, nachdem dieses in Dämmen aufgeschüttet ist, das sogenannte Rimpausehe Dammkulturverfahren; während das Wesen der Fehnkultur darin liegt, daß der Torf ausgehoben wird, bis die Humusschicht allein übrig bleibt. Bei der Dammkultur muß die Erde von außerhalb herangeschafft oder aus der Grabentiefe gewonnen werden. Die Dammkultur läßt die Brennenergie des Torfs unbenuzt. Es ist einleuchtend, daß der Fehnkultur der größere Wert zukommt, die einmal den Brenntorf ausräumt, das andere Mal den Humus beackert und die entstehenden Kanäle zur Schifffahrt hergibt, während die gewöhnliche, wie auch die Dammkultur des kostspieligen Schienenstrangs, der Wagen und der befestigten Straßen bedarf. So beruht denn der Reichtum Hollands nicht zuletzt auf seiner ausgezeichneten Fehnkultur.

Heute gewinnt diese Kulturart deswegen besondere Bedeutung, da es darauf ankommt, den großen Scharen Erwerbsloser schnell Beschäftigung und Erwerb zu geben, was durch diese Art Torfkultur am besten möglich ist. Man hat auf diesem Wege bereits damit den Anfang gemacht, daß man die Soldaten, die laut Friedensvertrag aus dem Heeresverband ausscheiden, in den hannöverschen und holsteinischen Mooren angesiedelt hat. Die bestehenden Baracken bieten willkommene Unterkunft, das Torfstechen den ersten lohnenden Erwerb.

Kolonisten früherer Zeit sind auf dem Wege der Torfgewinnung zu Haus und Hof gekommen.

Der Torf bietet schließlich noch die Unnehmlichkeit, daß er für die verschiedensten Zwecke ein wertvolles Ersatzbaumittel abgibt, das gleich am Ort der Verwendung gewonnen werden kann; auch dieses Verwendungszweiges wird sich die Industrie annehmen müssen.

Vor allem wird der Staat bald eingzugreifen haben, denn sonst sind alle Hoffnungen hinfällig; die Schwierigkeiten können nur im großen, oder garnicht gelöst werden.

G. A. Küppers.

Was andre sagen

Der Kampf ums Recht. Mitteilungsblatt für die werktätige Bevölkerung Oranienburgs. Jg. 1920, Nr. 42.

Das Rauchen in den Nichtraucherabteilen ist zu einer derartigen Unsitte geworden, daß sich selbst die großen Privatbetriebe für ihre schwerbeschädigten (namentlich Lungenleidenden) ins Zeug legen. Die Eisenbahnverwaltung dankt den Betrieben für den Ruf nach strengen Maßnahmen und schreitet nunmehr gegen die rücksichtslosen Reisenden sehr empfindlich ein. Jeder anständige Arbeiter wird es sich zur Pflicht machen, bei der Wiederherstellung der Ordnung mit zu helfen. Gerade das Rauchen in Nichtraucherabteilen ist eine derartige Rücksichtslosigkeit gegen reisende franke Mitmenschen, deren es ja nach den Strapazen des Völkermordens und der Unterernährung genug gibt, daß ein ernstes Wort am Platze ist.

Vegetarische Warte. Schriftleiter: Studienrat Dr. Gustav Schläger, Kassel. 55. Jg., Heft 22.

Kalifornien. Als in den Vereinigten Staaten das Alkoholverbot durchgeführt wurde, hat man hierzulande vielfach versucht, Mitleid mit dem „armen“ Kalifornien zu erwecken. Dort sei die blühende Weinindustrie durch den Fanatismus der Wasserimpel vernichtet worden. Dazu ist auf Grund der amtlichen kalifornischen Statistik zu bemerken: von dem kalifornischen Weinlande dienen 680 qkm der Herstellung von Wein, 540 qkm der Erzeugung von Rosinen und 202 qkm der von Tafeltrauben. Der Wein bringt dem Lande etwas über $7\frac{1}{2}$ Millionen Dollars ein, die Rosinen 25 Millionen und die Tafeltrauben $17\frac{1}{2}$ Millionen; das qkm liefert also bei Verwertung der Trauben zu Wein einen Ertrag von rund 11 000, bei der Erzeugung von Rosinen etwa 46 000, bei dem Verkauf von Tafeltrauben etwa 86 000 Dollars. Man kann danach verstehen, daß Kalifornien trotz seines Weinbaus verbotsfreundlich gewählt hat.

* * *

Rund um uns

Dr. Alfred H. Fried versucht im Oktober/Novemberheft 1920 der „Friedens-Warte“ aus der Eintragung Nr. 269 in meinem „Tagebuch eines Sehenden“ (auf Seite 200 des „Tagebuches“; in der „Friedens-Warte“ steht infolge eines Druckfehlers Seite 220) zu folgern, ich hätte zur Zeit jener Eintragung, im Oktober 1918, nicht auf dem Standpunkte gestanden, daß der Weltkrieg durch Frankreich und das zaristische Ruß-

land veranlaßt worden sei. Diese Folgerung Frieds ist durchaus verkehrt und durch meine Eintragung Nr. 269 in keiner Weise zu rechtfertigen: Ich habe stets dieselbe Meinung vertreten wie in jener Eintragung, nämlich daß der Weltkrieg vorsächlich durch Frankreich und das zaristische Rußland veranlaßt sei, und außerdem fahrlässig durch die Dynastie Habsburg. Darin hat sich seit meiner ersten Ver-

öffentlichung zu jener Frage, meinem Zeitaufsatz im ersten Januarheft des „Vortrupp“ von 1919, nichts geändert.

Fried, der das anscheinend nicht mehr weiß, und der außerdem den grundsätzlichen Unterschied, daß bei Frankreich und dem zaristischen Rußland *Vorsatz*, bei Österreich-Ungarn aber nur *Fahrlässigkeit* vorlag, nicht sieht, legt mir dann außerdem das, was ich in der Eintragung lediglich über Österreich-Ungarn sage, ohne jede Veranlassung hinsichtlich der „Mittelmächte“, also auch hinsichtlich Deutschlands, in den Mund. Diese Auslegung will Fried anscheinend dadurch rechtfertigen, daß er nun seinerseits, und zwar in einer Art, als wiederhole er damit nur etwas ganz Selbstverständliches, von aller Welt, insbesondere auch von mir, längst Anerkanntes, hinzufügt: „Deutschland hatte es aber in der Hand, dieses Ultimatum [Österreich-Ungarns an Serbien] zu hintertreiben oder Österreich zur Annahme der serbischen Antwort zu zwingen... das Streichholz war das Ultimatum, dessen Anzünden Deutschland erlaubte, und wozu es noch antrieb.“ Demgegenüber darf erneut darauf hingewiesen werden, daß das lediglich Behauptungen Friedens und seiner engeren Gesinnungsgenossen sind, Behauptungen die mit der Wirklichkeit schlechthin nicht in Einklang zu bringen sind, und hinsichtlich deren ich einfach auf das verweisen kann, was ich hier in meinem Aufsatz „Deutscher Pazifismus“ im ersten Septemberheft 1919 auf Seite 523, Zeilen 8—17 von oben, gesagt habe. Sehr nett ist übrigens die Zumutung Friedens, Deutschland hätte Österreich zur Annahme der serbischen Antwort „zwingen“ sollen. Nichtwahr, damit dann Österreich-Ungarn auch noch in die Entente hineingetrieben worden wäre, und der Krieg, den der Zar und seine Ratgeber, wie wir seit Maxim Gorkis Veröffentlichung vom 19. Februar 1918 wissen, bereits am 21. Februar 1914 auf alle Fälle beschlossen hatten, für die Gegner dann völlig ohne Risiko zu führen gewesen wäre? Deutschland hat in den kritischen Tagen des Juli 1914 zur Erhaltung des Friedens das wirklich

Alles äußerste getan, als es am 30. Juli 1914 sein Verhältnis zu Österreich-Ungarn so weit belastete, daß es Österreich-Ungarn zur Annahme der deutsch-englischen Friedensformel zwang durch die unzweideutige Erklärung, Deutschland werde den Bündnisfall mit Österreich-Ungarn nicht als gegeben ansehen, wenn der Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Rußland ausbräche dadurch, daß Österreich-Ungarn die deutsch-englische Friedensformel nicht annehme. Hätte nur England gegenüber seinem Bundesgenossen Rußland das selbe getan, oder hätten die französischen Kriegsveranlasser nicht durch die Ermordung Jaurès verhindert, daß Jaurès Frankreich zwang, eine solche Erklärung gegenüber Rußland abzugeben, dann war der Krieg vermieden.

Bei dieser Polemik gegen jene Auffassungen in der „Friedens-Warte“ darf ich selbstverständlich nicht unterdrücken, daß Fried in derselben Notiz mein „Tagebuch eines Sehenden“ den Lesern der „Friedens-Warte“ empfiehlt. Das ist, angesichts des scharfen Gegensatzes, der jetzt zwischen Fried und mir besteht, eine sehr vornehme Handlungsweise, die der Gegner ausdrücklich anerkennen muß. Wie denn überhaupt Fried, der ja auch den antipazifistischen Versailler Schandfrieden dauernd ehrlich und scharf bekämpft (vgl. die beiden letzten Absätze von „Fried und Hans Paasche“ im vorjährigen zweiten Augustheft des „Vortrupp“) überall da, wo nicht seine Zwangsidee von der deutschen Schuld am Weltkriege hineinspielt, durchaus einwandfrei ist. Nur eins: Fried schreibt, mein „Tagebuch eines Sehenden“ werde „in vieler Hinsicht auch bei grundsätzlichen Pazifisten Zustimmung finden“. Wieso „auch bei grundsätzlichen Pazifisten“? Bin ich etwa kein „grundsätzlicher Pazifist“? Ist man das nur, wenn man den Heilsge danken des Pazifismus mit Behauptungen von der deutschen Schuld am Weltkriege verquickt? Behauptungen, die, ganz abgesehen von ihrer hier oft dargelegten Unsinnigkeit und Unwahrheit, mit dem Pazifismus überhaupt in keiner Richtung irgend etwas zu tun haben.

Hermann Popert.

Rosa Luxemburgs Briefe. Einer der Deutschen, die immer noch nicht begriffen haben, was Rosa Luxemburg war — in diesem Falle ist es sogar ein hochgebildeter Mann mit hohen akademischen Graden; ich glaube diese Art Blindheit ist nur unter uns Deutschen möglich —, sandte mir kürzlich Rosa Luxemburgs „Briefe aus dem Gefängnis“ (Verlag „Junge Garde“, Berlin O 2, Stralauer Straße 12), um mir zu zeigen, wie unrecht ich der, von ihm hochverehrten, Rosa Luxemburg doch tue. Ich kann aus diesen Briefen nur sehen, daß Rosa Luxemburg auch eine sentimentale Seite hatte. Diese mir an sich sympathische Eigenschaft teilt sie mit verschiedenen Schreckensmenschen, von denen zum Beispiel Robespierre meines Wissens überhaupt kein Blut sehen konnte (es aber doch wannenweise vergoß). Was in den Briefen Rosa Luxemburgs steht, kann man, ich glaube beinahe ausnahmslos unterschreiben. Es ist zum Beispiel, ohne alle Ironie gesprochen, rührend, wie sie (auf S. 16) einen Käfer von Ameisen befreit; aber das ändert nicht das Mindeste daran, daß dieselbe Dame hinter dem Spartakusprogramm stand mit seinem schönen Schlußworte „Daumen aufs Auge und Knie auf die Brust“, und daß sie, wenn ihr Tod das nicht verhindert hätte, schon Ende 1918 ihren politischen Zwangsideen zuliebe das, was der Krieg uns Deutschen an Volkskraft noch übrig gelassen hat, in Mord und Brand hätte vernichten lassen. — Man vergesse niemals, daß Rosa Luxemburg und ihr Sklave Liebknecht, die zu Märtyrern umzulügen spartakistische Heuchelei bestrebt ist, Ende 1918 drauf und dran waren, Deutschland in die Schädelstätte zu verwandeln, die ihre Gesinnungsgenossen aus Rußland gemacht haben; und daß, wenn der Mordwahnsinn Sinowjews und seiner Genossen in Deutschland überhaupt Gefolgsleute findet, es Rosa Luxemburgs und Liebknechts Saat ist, die da aufgeht.

Hermann Popert.

Wissenschaft und Politik. Junge Hochschullehrer pflegten in früheren Jahren — zum mindesten in Preußen —

ihre Laufbahn versperrt zu sehen, wenn sie politisch nicht entweder ein völlig unbeschriebenes Blatt oder durchaus „rechtgläubig“ waren, d. h. politisch rechts standen. Man sollte nun meinen, daß infolge der Revolution sich die Verhältnisse umgekehrt hätten, daß wenigstens Männern, die sich offen zur Demokratie bekennen, im beruflichen und amtlichen Leben eben wegen ihrer politischen Überzeugung keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden.

Aber wer sich des im „Vortrupp“ wiederholt erörterten Falles „Veit Valentin“ erinnert, wird seine Hoffnungen nicht zu hoch spannen, vielmehr befürchten, daß es an andern deutschen Hochschulen nicht viel anders als in Freiburg zugehen werde. Und mit Recht. Vor kurzem erfuhr man von einer eigenartigen Meinungsverschiedenheit, die zwischen dem hessischen Kultusminister Dr. R. Strecker und dem Senat der Gießener Universität besteht. Die Sache spielt schon einige Monate: In der Sitzung des hessischen Landtages vom 3. August v. J. hatte der Minister bemerkt, daß innerhalb der Kollegien der höheren Schulen, der Universitäten und überhaupt in der sogenannten guten Gesellschaft auch jetzt immer noch mehr moralischer Mut dazu gehöre, sich als Demokrat zu bekennen, als den Anhänger des alten Systems herauszukehren. Er erinnerte dabei an die letzten Rektorenwahlen der Universität Gießen und der Darmstädter Hochschule: In beiden Städten seien nicht diejenigen Herren gewählt worden, die nach den sonst üblichen Gepflogenheiten dieser Hochschulen die meisten Aussichten dazu hatten, sondern zwei, an sich gewiß sehr tüchtige Gelehrte, die im Gegensatz zu den beiden andern nicht demokratischer Gesinnung verdächtig seien.

Diese leise Anspielung des Ministers, daß bei der Rektorenwahl die politische Stellung mehr als andere Erwägungen von Einfluß gewesen sein könnten, wurde ihm von dem Gießener Universitätsrat gewaltig verübelt. Der Senat richtete an das Gesamtministerium einen geharnischten Protest, in dem die Möglichkeit, daß politische Erwägungen bei der Rektorenwahl und überhaupt bei amtlichen

Handlungen der Universitätsbehörden eine Rolle gespielt hätten oder spielten, weit von der Hand gewiesen und im übrigen bestritten wurde, daß ein Fernstehender (gemeint war natürlich der Minister, der übrigens bis vor zwei Jahren Gießener Universitätslehrer gewesen ist) einen Einblick in die für die Wahl maßgebenden Verhältnisse haben und sich ein Urteil bilden könne.

Die streitbaren Herren sind an den Verkehrten geraten. In der Landtags-sitzung am 3. Dezember v. J. hat Dr. Streckler scharf mit ihnen abgerechnet und an der Hand erdrückender Tatsachen nachgewiesen, in welchem hohem Maße bei einer anderen Gelegenheit, der Berufung eines Hochschullehrers an die Gießener Universität, politische Gründe nicht nur mitgespielt hätten, sondern daß sie sogar von entscheidendem Einfluß gewesen, und daß auch bei der in Frage stehenden Rektorewahl alle Wahrscheinlichkeit für eine sehr beträchtliche Mitwirkung politischer Erwägungen spreche.

Wenn wir die Vermutung äußern, daß ähnliche Dinge, wie sie sich in Freiburg und Gießen ereignet haben, auch an andern Hochschulen vorgekommen sein werden und noch vorkommen (wobei es natürlich ganz gleichgültig ist, um welche politischen Parteien es sich da handelt), so liegt darin keine leichtfertige Anschuldigung: Wir haben dafür bestimmte Anhaltspunkte und werden vielleicht noch einmal gezwungen sein, derartige Fälle ans Licht der Öffentlichkeit zu ziehen. Auch Gelehrte, mögen sie noch so Tüchtiges in ihrem Berufe leisten, sind Menschen und menschlichen Schwächen unterworfen. Und man soll gewiß von ihnen nichts Unmögliches verlangen. Aber wenn man erreichen will, daß unser politisches Leben geläutert werde, daß die Parteileidenschaften nicht mehr alle oder doch die wichtigsten Handlungen der Einzelnen entscheidend beeinflussen — wonach zu streben gerade wir Deutschen alle Ursache haben —, so ist zu erwarten und zu verlangen, daß in diesem Streben nach Sachlichkeit die Männer der Wissenschaft vorangehen. Voraussetzungslosigkeit und Sachlichkeit sind die Grundpfeiler wissenschaftlichen Arbeitens. Geraten

sie ins Wanken, so ist der Ruf der deutschen Wissenschaft, der geistigen Arbeit gefährdet. Und geistige Arbeit steht gerade jetzt nicht so hoch im Kurse, daß sie sich eine weitere Minderung ihres Ansehens leisten könnte.

Krt.

Volkshochschullehrgang. Um die Volkshochschulbewegung, die vielfach zu einer Modesache ausgeartet ist, in die richtigen Bahnen zu leiten, hat sich eine besondere Abteilung beim Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Aufgabe gestellt, den Gedanken der wahren Volkshochschule herauszuarbeiten. Zu dem Zwecke sind im Laufe des letzten Jahres in den verschiedensten Teilen des preussischen Staates Lehrgänge veranstaltet worden. Der siebente dieser Lehrgänge wurde in der Zeit vom 18.—28. Oktober v. J. im Walderholungsheim bei Dassel im Solling abgehalten.

Bei früheren Anlässen hatte sich herausgestellt, daß eine wirkliche Arbeits- und Lebensgemeinschaft der Teilnehmer während der Lehrgangsdauer in einer Stadt nicht zu erzielen war, weil sie dort durch sonstige Darbietungen mancherlei Art abgelenkt wurden. Deshalb wählte man für diesen Lehrgang das fern vom Weltgetriebe in köstlicher Waldeinsamkeit belegene Erholungsheim. Den etwa 40 Teilnehmern werden die dort verlebten Tage unvergeßlich sein. Der wunderbare Sollingwald bot bei lachendem Sonnenschein Gelegenheit zu weit ausgedehnten Spaziergängen, auf denen während der Freizeit die Vorträge der Morgenstunden in zwangloser Unterhaltung erörtert wurden.

Unter den 40 Teilnehmern waren alle politischen und religiösen Richtungen von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten vertreten. Natürlich überwog der Lehrerstand, sowohl der seminariistisch, wie der akademisch gebildete, da er doch der Hauptträger des Volkshochschulgedankens ist. Aber auch andere Berufe waren beteiligt, so namentlich der Arbeiterstand. Und gerade dessen Vertreter, die die geistige und seelische Not der handarbeitenden Bevölkerung am besten beurteilen können, leisteten

wertvolle Dienste. So bunt auch die Teilnehmer zusammengewürfelt waren, so verschieden sich auch ihre geistige Höhenlage erwies, so beseelte sie doch insgesamt der Wunsch, die Volkshochschule derartig gestalten zu helfen, daß sie eine Pflanzstätte geistigen Lebens werde.

An jedem Tage wurde nur ein Vortrag gehalten, dem sich dann eine ergiebige Aussprache anschloß. Dazu war die Zeit von morgens 9—1 Uhr ausrechen. Die Nachmittage dienten der innerlichen Verarbeitung des Gehörten.

In den Vorträgen wurde zunächst ein scharfer Trennungsstrich gezogen zwischen der eigentlichen Volkshochschule und dem freien Volksbildungswesen. Die Volkshochschule solle, wie der Leiter des Lehrganges, Dr. R. Wegener aus Berlin, hervorhob, eine Vertiefung des Wissens auf philosophischem Wege herbeiführen und den Geist schöpferisch arbeiten lehren. Sie solle nicht irgendwelchen praktischen Zwecken dienen, sondern den Geist in seiner Zweckfreiheit bilden. In weiteren Vorträgen wurden die ausländischen Volkshochschulen beleuchtet und gezeigt, was davon auf Deutschland übernommen werden kann. Der Unterschied zwischen der Volkshochschule und den Fortbildung-, Fach- und Parteischulen, die alle bestimmte Zwecke verfolgen, wurde klargelegt. Die Weltanschauungsfrage wurde eingehend erörtert.

Einen tiefen Eindruck machte der Vortrag des Lederarbeiters Dahm aus Neumünster, der über Arbeiter und Volkshochschule sprach. Der Bildungshunger der Massen sei in Wirklichkeit nicht so groß, wie im allgemeinen angenommen werde. Er müsse erst geweckt werden. Dahm gab dann wertvolle Winke, wie dem in weiten Kreisen der Arbeiterschaft bestehenden Mißtrauen gegen alle von bürgerlicher Seite kommenden Einrichtungen, so namentlich auch gegen die Volkshochschule, zu begegnen sei. Weiter wurden die Organisations- und Finanzierungsfragen besprochen. Endlich wurde gezeigt, wie Kunst und Musik in der Volkshochschule zu behandeln seien. Im letzten Vortrag

erörterte Rektor Tecklenburg aus Göttingen die Beziehungen zwischen Heimat und Volkshochschule, die Frage „Mensch und Scholle“. Von der Heimat aus werde der Geist in die Weiten hinausgeführt und wieder zurück zur Scholle geleitet. Alle Lehrfächer der Schule seien in engste Beziehung zur Heimat zu bringen.

Das Ergebnis des Lehrganges faßte Dr. R. Wegener am Schluß kurz zusammen: Für die deutsche Volkshochschule brauchten wir auch einen rein deutschen Typus. Die Schule müsse in kleinsten, engsten Arbeitsgemeinschaften eine Vertiefung und Verinnerlichung der Bildung bewirken und dabei von einer Methode ausgehen, die man die der philosophischen Besinnung nennen könne.

Reinhold Werther.

Seltzame Ratgeber. In dem Aufsatz „Beiträge zur Gedankenwelt der großstädtischen Arbeiterjugend nach Erhebungen in Berliner Fortbildungsschulen“ von Pfarrer Günther Dehn und Dr. Ernst Lau (im vorjährigen September-Oktoberheft des Ratgebers für Jugendvereinigungen, herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin) wird auch über die Zigarettenfrage bei den Fortbildungsschülern berichtet. Da heißt es auf den Seiten 128—29:

„Die Zigarettenfrage spielt bei den jungen Mädchen natürlich keine große Rolle, obwohl in einer älteren Klasse auf unsere Frage nur eine erklärt, sie habe noch niemals geraucht. Bei den Jungen liegen die Verhältnisse ja nicht erfreulich, obgleich wir schließlich als das Ergebnis unserer Umfrage feststellen müssen, daß die Dinge doch lange nicht so schlimm sind, wie sie manchmal dargestellt werden. In jeder Klasse gibt es eine ganze Anzahl von Jungen (es sind doch wohl 25 Prozent), die erklärten, wir rauchen überhaupt nicht. Auf unsere Frage: selbst dann nicht, wenn man euch eine Zigarette schenkt, fallen zwar einige ab, aber die Mehrzahl bleibt unentwegt. Als Gründe werden angeführt: „Ich will

es mir gar nicht erst angewöhnen.“ „Es schmeckt mir nicht“, „Ich kaufe mir lieber Schokolade“, „Auf guten Rat von anderen Leuten.“ Sehr häufig natürlich auch: „Es ist nicht gesund.“ Man sieht, die Gründe sind reichlich banal. Einflüsse der Jugendpflege und -bewegung in der Beurteilung des Rauchens, etwa eine Äußerung wie die, daß man jung sei und darum auf das Reizmittel des Nikotins verzichten könne, haben wir nirgendwo gefunden. [Ihr großen Psychologen! — Vortrupp.] Die Ausgaben für Zigaretten sind verschieden hoch, je nach den Geldverhältnissen der Jugendlichen. Am üppigsten sind natürlich die Ungelernten und die Straßensieger. Hier heißt es: 8, 15, auch 18 Mark die Woche! Einer erklärt dabei ausdrücklich, die Zigarette müsse 50 bis 60 Pfennige kosten, billigere seien ungenießbar. So hoch hinaus kommen die andern nicht. Die Photographen, allerdings eine ältere Klasse, sind noch „feine Leute“. Sie tagieren den Wochenbedarf auf 6—8 Mark, auch die Sattler meinen, man müsse daselbe ausgeben. Im übrigen wird im allgemeinen erklärt, 2—3 Mark sei das Normale, einige meinten auch mit 1—2 Mark auszukommen. Wenn man sich klarmacht, daß man für 3 Mark doch höchstens 10 Zigaretten, und zwar der ungefährlichsten Sorte in der Woche rauchen kann, so sieht man, daß der Schaden für die Volksgesundheit wohl nicht allzu schwer sein kann.“

Ob Dreißigpfennigzigaretten zu den Sargnägeln „ungefährlichster Sorte“ zählen, soll hier nicht näher erörtert werden. Jedenfalls aber rechnen wir solche „Ratgeber für Jugendvereinigungen“, die in so unverantwortlicher Weise dem Tabakgenuß der Jugend das Wort reden, zur allergefährlichsten Sorte von Jugendfreunden.

Welche Schlüsse werden denn nun viele Führer von Jugendvereinigungen,

welche Schlüsse werden die Jugendlichen selbst aus diesen nikotindustenden Darlegungen ziehen? Man kann in bezug auf die Wirkungen des angeführten Aufsatzes nicht pessimistisch genug sein. Und man sollte doch meinen, daß es für die Verfasser nicht allzu schwer gewesen wäre, etwas folgerichtiger zu denken: Die Jugend, die wöchentlich ihre 10 Zigaretten raucht, wird in kurzer Zeit das Heer der heute schon Unzähligen vergrößern, die durch ihre ständige Tabakvergiftung den gesundheitlichen Aufstiege unseres Volkes verlangsamen und bis zu einem gewissen Grade unmöglich machen*).

Vortrupp.

Bücher, die bessern. Dem „Frankfurter General-Anzeiger“ entnehmen wir die folgende Mitteilung:

„Das sächsische Justizministerium hatte Sachkenner und Menschenfreunde gebeten, eine Auswahl von 30 Büchern vorzuschlagen, die zur Anschaffung für Gefangenenanstalten und Gerichtsgefängnisse besonders geeignet erscheinen, und den fünf besten Vorschlägen Preise von je 100 Mark zugesichert. Es sind 38 Vorschläge eingegangen, durch die nicht weniger als 834 verschiedene Werke empfohlen wurden. Preisgekrönt wurden fünf Vorschläge. Fünfzehnmal wurde empfohlen: Th. Carlyle, Arbeiten und nicht verzweifeln! und M. Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock, vierzehnmal W. Raabe, Der Hungerpastor, zwölfmal H. Popert, Helmut Harringa, elfmal H. Seidel, Leberecht Hühndchen, zehnmal G. Freytag, Soll und Haben usw.“

*) Wir empfehlen aus diesem Anlaß unsern Lesern das treffliche Schriftchen des jüngst verstorbenen großen Forschers Gustav v. Bunge: „Die Tabakvergiftung.“ Basel, 1914.

* * *

Der Vortrupp

10. Jahrgang 1921

Nr. 3

1. Februarheft

Bethmann Hollwegs Tod.

An Bethmann Hollwegs Bahre bedarf es für den „Vortrupp“ nicht vieler Worte. Der „Vortrupp“ hat immer zu ihm gestanden; meine Fidelis-Aufsätze sind des Zeugnis, auf den Fidelis-Aufsatz „Bethmann Hollweg“ in Nr. 15 von 1917 möchte ich jetzt besonders hinweisen.

Es genügt daher, wenn ich mich heute noch einmal mit aller Kraft und mit aller Schärfe zu ihm bekenne: Wäre es Bethmann Hollweg möglich gewesen, ihm, der die Dinge sah, wie sie waren, sich während des Weltkrieges durchzusetzen gegen die militärpolitische Nebenregierung — das ist gegen Ludendorff, der militärisch ein Genie war, aber politisch blind gegen die Wirklichkeiten, der deshalb nicht sehen konnte, daß angesichts dieser politischen Wirklichkeiten rechtzeitig ein „schlechter“ Frieden geschlossen werden mußte, damit ein vernichtender vermieden werde — wäre es Bethmann Hollweg möglich gewesen, sich gegenüber diesem politischen Dilettantismus durchzusetzen, wir stünden nicht, wo wir heute stehen. Aber die fehlerhaften, unfertigen Verfassungszustände machten die militärpolitische Nebenregierung stärker, als die amtliche Reichsregierung es war; und so geschah, was geschehen ist.

Bethmann Hollweg ist nicht nur der Mann, der während des Weltkrieges die Dinge, die deutschen Möglichkeiten und ihre Grenzen richtig gesehen hat. Er ist außerdem auch der erste ins Große wirkende Vertreter der ethischen Politik. Darüber ist hier an den Stellen, die oben angeführt sind, vieles gesagt worden. Und daraus ist hier zu wiederholen, daß von Bethmann Hollweg und seiner Bedeutung für die Zukunft Schillers Wort gilt:

„Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten,
so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen.“

Hermann Popert.

* * *

Die Idee der Gemeinschaft.

Kürzlich begleitete mich eine junge Kollegin heim, und unterwegs bat sie mich um Rat in einer „ganz persönlichen Sache“, die für sie von größter Bedeutung war.

Es handelte sich um folgendes: Das junge Mädchen hatte sich vor längerer Zeit einer freideutschen Gruppe angeschlossen. Alles nun, was sie in deren Zusammenkünften sah und hörte, war ihr so außerordentlich angenehm, entsprach so sehr ihrem eignen Denken und Fühlen, daß sie am liebsten ganz in dem Werben und Arbeiten für die freideutschen Ideen aufgegangen wäre. Leider aber — so gestand sie mir — sei sie durch den Anschluß an die Freideutschen in Mißhelligkeit geraten mit ihrer alten Mutter, die sich in die völlig andere Bahnen wandelnde Denkweise ihrer Tochter nicht mehr hineinfinden konnte und für das Seelenheil ihres Kindes fürchtete. Das junge Mädchen wurde von Zweifeln hin und her gezogen. Sie hätte um alles gern ein Zerwürfniß mit der Mutter vermieden, sah aber keinen Weg dahin, ohne ihr neues Lebensideal aufzugeben. Dazu aber mochte sie sich auch nicht entschließen. Nun sollte ich ihr raten und aus dem Zwiespalt heraushelfen.

Dieses Ratenssollen aber brachte mich in arge Verlegenheit. Ich hätte es ja leicht gehabt, wenn ich etwa gesprochen hätte: Liebes Fräulein, der Mensch muß stets seinem höchsten Ideal getreu bleiben; wenn Ihr Herz Sie also zu der freideutschen Lebensauffassung zieht, müssen Sie, wenn Sie sich nicht selbst untreu werden wollen, auch fernerhin diesem Kreise anschließen und für seine Grundsätze wirken und leben.

Aber auch umgekehrt hätte ich leicht sprechen können: Für jeden Menschen sind die nächsten Pflichten auch die ersten und wichtigsten; Sie müssen vor allem Ihrer Mutter eine gute Tochter sein, später, wenn Sie einmal keine Kindespflichten mehr zu erfüllen haben, dürfen Sie auch ganz dem Zuge Ihres Herzens folgen.

So oder so hätte ich leicht raten können, ich tat es aber nicht, weil ich vor der Riesenverantwortung zurückschröckte, die ich in beiden Fällen übernehmen mußte, und die ich doch des Gewissens wegen nicht übernehmen durfte.

Lange Zeit schwieg ich und überlegte. Plötzlich fiel es wie eine Binde von meinen Augen, und ich sagte mir: Ist die Notlage dieses jungen Mädchens nicht die Not unserer Zeit überhaupt? Leiden wir nicht alle an dem unseligen Zwiespalt zwischen unseren Meinungen, Gedanken, Anschauungen und Ideen und den Empfindungen des Herzens? Ist nicht der Konflikt zwischen unserem Denken und den Beziehungen zu unseren Nebenmenschen ganz allgemein der Konflikt der Menschen von heute? In unseliger Zerrissenheit stehen wir ja alle. Wie viele alte Bande herzlicher Beziehungen sehen wir sich lösen, nur weil andere Menschen die Welt mit ihren Augen sehen und nicht mit unseren eigenen.

Die zahllosen Parteien und Vereine um uns herum treiben die Menschen auseinander, entfremden sie einander und werden schließlich alle Kulturansätze auflösen, wenn es uns nicht gelingt, eine einigende neue Grundlage zu finden, auf der es jedem möglich ist, auch dem Gegner die Bruderhand zu reichen. Wir kommen, so scheint es mir, unrettbar zu einem völligen inneren Zerfall unseres Volkes, eine furchtbare babylonische Sprachverwirrung auf geistigem Gebiete droht uns oder hat uns schon ergriffen, weil wir mehr und mehr die Gedanken als die höchste geistige Blüte des Menschengesistes ansehen lernten. Wir haben zu sehr der „Wahrheit“ gedient und darüber der Liebe, die nicht das Ihre sucht, vergessen.

Ach, der „Wahrheit“ dient man nicht, indem man ihre subjektiven Spiegelbilder zu erkennen sich abmüht, indem man nach Wahrheiten forscht. Die absolute Wahrheit bleibt für die Menschheit ein unerreichbares Ziel, dem wir in diesem Leben wohl nicht wesentlich näherkommen können. Wie viele unzählige Vereine, Gesellschaften, Parteien und Gruppen gibt es heute, die alle bestimmte Ideen und Gedanken auf ihr Programm gesetzt haben und dafür werben und kämpfen mit allen Kräften. Und jeder dieser Vereine möchte mit der Wahrheit, wie er sie erkannt hat, möglichst bald die ganze Menschheit beglücken. Auf dem Gebiet der Religion, der Politik, der Kunst, der Wissenschaft sehen wir ungezählte Apostel und Jüngerschaften ringen um den Sieg ihrer Anschauungen. Jedes Grüppchen bekämpft schonungslos das andere, um endlich die Herrschaft an sich zu reißen und um dann die ganze Menschheit geistig in ihre Fessel zu schlagen. Und immer skrupelloser wird man bei diesem geistigen Ringen auch in der Wahl der Mittel. Ist das nicht ein bedenklicher Zustand? Muß er uns nicht unrettbar zu geistiger Anarchie führen?

Es ist nun einmal so: Gedanken zerreißen alle Bande und Beziehungen zwischen den Menschen; Gedanken wirken erkältend und entfremdend. Je krasser die Geistigkeit auftritt, um so mehr Feindschaft bewirkt sie unter den Menschen. Die Liebe allein versöhnt. Die Menschen sind heute mehr als je in Gefahr, einander mit Standpunkten und Grundsätzen totzuschlagen. Wir kommen in Gefahr, jeden anderen, der zufällig in religiöser, politischer oder sonstiger Beziehung „auf einem anderen Boden steht“ als wir, als unseren persönlichen Feind zu betrachten. Immer kleiner wird heute die Zahl derjenigen, die einen Nebenmenschen noch achten, trotzdem er „in den wichtigsten Fragen“ anderer Meinung ist. Das Gehirn der Menschheit triumphiert, das Herz trauert und verkümmert.

Und es ist gar kein Ende dieser Entwicklung abzusehen! Es muß der sogenannten „Wahrheit“ wegen zu einem Kampf aller gegen alle auf geistigem Gebiete kommen, wenn wir uns nicht noch zu der befreienden Erkenntnis aufrufen, daß es bei aller Kulturarbeit doch schließlich auf höhere Werte ankommt als auf Gedanken und Ansichten.

Aber wo sind diese Werte? Wo liegt der höhere Standpunkt, der uns über die geistige Zerrissenheit der Zeit hinausführen könnte?

Ich meine, wir kommen aus der unheilvollen Zerrissenheit nur heraus, wenn wir hinter den Meinungen des Anderen, hinter allen sachlich-gedanklichen Gegensätzen wieder den Blick lenken lernen auf das Menschliche, auf die seelische Verfassung des „Gegners“. Die Erkenntnis der Ehrlichkeit des Willens in einem Anderen kann allein mit sachlicher Gegnerschaft versöhnen. Ist es denn nicht eine Selbstverständlichkeit, daß ein jeder die Welt mit anderen Augen sieht, sehen muß? Muß man denn immer wieder die naturwidrige Forderung stellen, daß alle Menschen die Dinge und Verhältnisse durch dieselbe Brille sehen sollen, die man zufällig selbst auf der Nase hat? So bald ich in einem Gegner denselben ehrlichen Willen dem gleichen Ziele zu dienen entdecke, denselben heißen Herzschlag für eine hohe Sache in ihm merke, dürfen mich seine geistigen Bedingtheiten, seine Ansichten nicht mehr von ihm trennen.

Überhaupt, lehrt nicht die alltägliche Erfahrung immer wieder, daß es nirgendwo auf die Gedanken, die wir uns über eine Sache gemacht haben, ankommt, sondern daß aller Erfolg zuerst und zuletzt abhängig ist von den seelischen Triebkräften, der Reinheit und Glut der Empfindungen, die uns zur Verwirklichung unserer Ziele treiben?

Spüre ich aber gleiches Wollen, gleiche Liebe und Begeisterung in dem Anderen für dieselbe Sache, für die auch ich mich einsetze, warum soll ich mich dann nicht eins mit ihm fühlen? Ja, noch mehr! Muß ich dem anderen nicht möglichst alle Steine auch aus seinem Wege, der nicht der meine ist, räumen helfen?

Das Herz ist des Menschen Mittelpunkt und sein edelster Teil, nicht aber der Verstand. Der Verstand urteilt heute so und morgen wieder anders, die geringfügigste neue Tatsache ändert oft über Nacht die wichtigsten Ansichten eines Menschen, aber das auf ein hohes Ziel hinarbeitende Herz ist unbeirrbar. Der Verstand hilft uns Ansichten bilden, das Herz — Einsichten. Und die sind das Wertvollere.

Diese Erwägungen drängen nach einer neuen Form menschlicher Zusammenarbeit, die es dem Einzelnen ermöglicht, ja sogar ihn dazu zwingt, die größtmögliche Duldsamkeit allen Anderen, die demselben Ziele zustreben, entgegenzubringen. Gleiche Ziele bedingen nicht gleiche Wegrichtung, machen sie sogar unter uns Menschen unmöglich.

Überall, wo sich verschiedene Menschen zusammenfinden zu gleichem Ziele, muß Raum geschaffen werden für die verschiedensten Wege, auch für die entgegengesetztesten, dann werden unsere Parteien, Vereine und Gesellschaften zu einer ganz neuen Form menschlicher Zusammenarbeit emporwachsen, dann erst wird das Trennende fallen, und Vereine werden zu wirklichen Vereinen, zu wahren Gemeinschaften, werden.

Gemeinschaft ist der in einem bestimmten Interessentenkreis verwirklichte Gedanke der Nächstenliebe. Je herzlicher die gegenseitigen Beziehungen der Glieder einer Gemeinschaft sind, um so stärker wird auch das Gemeinschaftsgefühl werden. Dieses Gemeinschaftsgefühl aber gibt

der Arbeit der Gemeinschaft erst das fruchtbare seelische Fundament, auf welchem die Arbeit gedeihen kann.

Daß wir seelische Werte heute noch so geringschätzen, ist ein Krebschaden, der immer wieder die herrlichsten Absichten verdirbt, der die höchsten Ziele weiter und enger Kreise unfruchtbar macht. Erst durch lebendiges Gemeinschaftsgefühl wird eine erfolgreiche Arbeit möglich.

So beruhen alle wirklichen Gemeinschaften auf sittlicher Grundlage, auf der Empfindung der inneren Zusammengehörigkeit der Teilnehmer und auf der Erkenntnis jedes Einzelnen, daß er das eigene Wohl und das gemeinsame Ziel nicht rascher und stärker fördern kann, als durch die Förderung des Wohles aller Anderen, mit denen er sich verbunden fühlt.

Je sittlich höher eine Gemeinschaft steht, um so mehr wird jeder sich bemühen, Raum für alle Wirkungsmöglichkeiten auf das gemeinsame Ziel hin zu schaffen und so das Gemeinschaftsbewußtsein stärken. In einer Gemeinschaft darf daher, wenn sie vor einer Entscheidung, vor einem Beschluß steht, nicht nach den sachlichen Gesichtspunkten eines Einzelnen oder mehrerer entschieden werden, sondern sie hat zu fragen: Was muß geschehen, damit sich niemand unter uns beengt oder zurückgesetzt fühlt? Eine Gemeinschaft hört dann auf, Gemeinschaft zu sein, sie sinkt zu einem der zahllosen üblichen Vereine herab, wenn sich in ihr ein Kampf einer Mehrheit gegen eine Minderheit entwickelt.

Durch eine ganz andere Taktik unterscheidet sich also auch eine Gemeinschaft von einem bloßen Verein. In diesem wird immer die Masse den Einzelnen beengen, ihn überstimmen, die Gemeinschaft aber soll Raum schaffen selbst für die verschiedenartigsten Mittel und Wege Einzelner; vorausgesetzt natürlich, daß sich alle Glieder einig wissen in ihren letzten und höchsten Zielen.

Manchem werden diese Formulierungen auf den ersten Blick geradezu unsinnig erscheinen, man wird mir vielleicht einwenden, daß sich derartige Gemeinschaften praktisch nicht durchführen und halten lassen. Gemeinschaften nach oben skizzierter Art werden tatsächlich auch überall da scheitern müssen, wo ein Mitglied die eigene Erkenntnis (die jeder Mensch selbstverständlich für die beste und richtigste hält!) über die Wünsche und Absichten aller Anderen stellt. Ringt sich aber eine Gemeinschaft zu der Erkenntnis empor, daß höher als die eigenen Meinungen oder mindestens ebenso richtig und berechtigt die Ansichten jedes Anderen stehen, wünschen also die Teilnehmer nicht mehr sich selbst und ihre persönlichen Ansichten durchzusetzen, hilft also jeder mit, daß jeder Andere seinen ihm gut erscheinenden Weg zu dem gemeinsamen Ziele gehen darf und kann, fühlt sich also niemand mehr behindert in der Auswirkung seiner persönlichen Wegrichtung, dann wird die Kraft der Gemeinschaft wachsen, und zwar um so stärker, je größer die Duldsamkeit aller gegen alle ist.

Wenn aber Gemeinschaft der in einem Interessentenkreis verwirklichte Gedanke der Nächstenliebe ist, dann ist klar, weil man Liebe nur empfängt,

indem man sie in immer reichere Maße schenkt, daß der Einzelne das Gefühl der Gemeinschaft in dem Maße erhält, als er selbst die Idee der Gemeinschaft betätigt. Nur soweit ich selbst Gemeinschaft Anderen entgegenbringe, nur so weit kann das Gemeinschaftsgefühl sich in mir stärken.

Im anderen Falle hilft kein Klagen und Jammern, kein Bedauern und Grübeln, nur durch ein reicheres Schenken aller kann sich das seelische Niveau wieder heben.

Nicht durch den Kampf der Meinungen und Ansichten kann man Kultur schaffen, sondern nur durch die seelische Atmosphäre, in der unsere Arbeit steht. Wenn wir diese Erkenntnis nicht aus dem verlorenen Weltkriege gewinnen und wenn sie nicht zum Gemeingut des Volkes wird, dann ist das Deutschtum verloren.

Höher als der Kampf der Gedanken steht die Vereinigung aller geistig auseinanderstrebender Kräfte in der Menschheit durch die Liebe, die auch in dem schärfsten Gegner noch den gleichen Wesenskern anerkennt, ehrt und ihm seinen Platz an der Sonne einräumt.

„Einer trage des anderen Last!“ mahnt Paulus; „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“, lehrt die Schrift. Dann muß sie auch die Erfüllung des Gesetzes der Wahrheit sein. —

* * *

Im Sinne dieser Gedanken habe ich dann auch die eingangs erwähnte junge Kollegin zu beraten versucht. Sie durfte der Fahne, der sie folgte, nicht untreu werden, mußte aber auch ein Zerwürfnis mit der Mutter vermeiden. Das konnte sie meiner Ansicht nach nur erreichen, wenn sie ihrer Mutter bewies, wie sehr sie deren Bedenken und Sorgen würdigte und wie dankbar sie die Fürsorge der Mutter für sich empfand. „Wenn Sie jetzt nach Hause kommen, liebes Fräulein,“ so ungefähr sprach ich, „nehmen Sie Ihr altes Mütterchen recht herzlich in den Arm, erweisen Sie ihr jede Liebe, sagen Sie ihr auch, wie dankbar Sie ihr sind für alle guten Ratschläge, zeigen Sie Ihrer Mutter immer wieder, daß Sie ihr Vertrauen verdienen, und beweisen Sie ihr dadurch, daß Ihr Herz keinen Schaden genommen hat durch den Anschluß an die freideutsche Gruppe. Die Mutter muß fühlen, daß die Revolution, die sich in Ihnen vollzieht, nur eine Revolution Ihrer Gedankenwelt ist, nicht aber eine solche Ihres innersten Menschen, Ihrer Empfindungswelt bedeutet. Ihrer Mutter müssen Sie die Gewißheit geben, daß nichts und niemand die zwischen Ihnen beiden bestehende Gemeinschaft stören oder aufheben kann.“

Heinrich Scharrelmann.

Das Hochschularchiv der deutschen Studentenschaft.

Als sich im Juli 1919 unsere akademische Jugend in Würzburg zum Ersten allgemeinen Studententag deutscher Hochschulen zusammenfand, wurde von den Göttingern die Begründung eines „Hochschul-

archivs“ beantragt. Der Gedanke fand freudigen Widerhall, und verhältnismäßig ansehnliche Mittel wurden bereit gestellt, um ihn Wirklichkeit werden zu lassen. Nach gründlicher Vorbereitung hat jetzt das Archiv in Göttingen (Weenderstraße 12/13) seine Arbeit aufgenommen.

Was will das Hochschularchiv?

Darüber berichtet sein Leiter, Prof. Dr. Paul Ssymank in einer Denkschrift*), die soeben erschienen ist. Ssymank ist seit langem mit den wissenschaftlichen Fragen des Studententums gründlich vertraut; in vielen Aufsätzen hat er seine Studien niedergelegt und vor gerade zehn Jahren auch bei Voigtländer in Leipzig zusammen mit Friedrich Schulze ein größeres, zusammenfassendes Werk darüber veröffentlicht: „Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ (3. Aufl. 1918). Auf nur 11 Seiten, in wirkungsvoller Knappheit, legt Ssymank in seinem neuen Schriftchen das Arbeitsgebiet und den Arbeitsplan des Archivs dar.

Während des Krieges gelang es durch zielbewusste Arbeit, in Berlin das „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht“ zu begründen. Diese segensreiche Einrichtung scheidet leider die Hochschulen aus dem Kreis der Aufgaben aus. Das Göttinger Hochschularchiv soll die Lücke ausfüllen. Sein Arbeitsgebiet ist die Wissenschaft vom Hochschulwesen, die „Hochschulkunde“, wie Ssymank es treffend nennt. Alles, was irgendwie mit irgendeiner bestehenden oder verschwundenen oder geplanten Hochschule des Inlands oder Auslandes zu irgendwelcher Zeit etwas zu tun hat, das soll von dem Archiv erfasst oder wenigstens in praktischer Form notiert werden, um so der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu werden. Die deutschen Anstalten werden natürlich die Hauptstellung einnehmen; von den außerdeutschen vor allem die, die für unser Hochschulwesen irgendwie besondere Bedeutung gehabt haben (Bologna, Padua, Leyden, Paris u. a.). Neben dem äußeren Betrieb (Gesetze, Verordnungen, Bauten usw.) wird das innere Leben zu erforschen sein (Gliederung nach Fakultäten, Hochschulpädagogik, soziale Lage der Lehrer und Studenten, Beziehungen zur geistigen, religiösen, politischen, sozialen Zeitkultur u. a.).

Selbstverständlich kann nicht der gesamte, zu solcher wissenschaftlichen Durcharbeitung notwendige Stoff im Archiv bequem bereitgestellt werden; weder reichen Räume und Mittel dazu aus, noch können wertvolle, nur einmal vorhandene Denkmäler ohne weiteres aus ihrer bisherigen Aufbewahrungsstätte entfernt und nach Göttingen gebracht werden. Erreichbar aber ist die Einrichtung eines planmäßig angelegten vollständigen Zettelverzeichnisses, worin man auch für das entfernteste, abgelegenste Gebiet genaue Auskunft und Hilfe für die Weiterforschung

*) Das Hochschularchiv der deutschen Studentenschaft und seine Ausgestaltungschriften der deutschen Studentenschaft, Heft 9. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle, Göttingen, Jüdenstr. 21.

erhält. Eigene Sammlungen wird das Archiv nicht nur aus Quellen anlegen, die schon ihrer Eigenart nach mit der Hochschule in Beziehung stehen, sondern auch zerstreute Literatur, etwa aus der politischen Presse und aus nichtakademischen Zeitschriften, heranziehen. Das ist eine Tätigkeit, die ganz besonders der Lebendigen Gegenwart dienen wird; handelt es sich doch um die Widerspiegelung der Gegenwartskämpfe unseres hartumstrittenen Hochschulwesens in dem Kulturleben unserer Zeit — dessen Sprachrohr in vieler Beziehung eben die Presse ist.

Schließlich wird an die Gründung eines hochschulgeschichtlichen Museums gedacht werden müssen; hier sind die „Akademesken“ zu sammeln, die Gegenstände, in denen sich studentisches Leben in seiner besonderen Art erweist. Die Sonderausstellung „Der Student“ auf der Leipziger „Bügra“ (1914) hat gezeigt, wie derartiges in fruchtbringender Weise geschaffen werden kann.

Die wissenschaftliche Auswertung der Schätze des Hochschularchivs würde in regelmäßigen Veröffentlichungen erfolgen; in Vorlesungen und Kursen ist die „Hochschulkunde“ der akademischen Jugend und weiteren Kreisen nahezubringen, und es ist besonders begrüßenswert, daß an Prof. Dr. Szymanski ein Lehrauftrag für dieses Gebiet bereits ergangen ist.

Das Hochschularchiv arbeitet natürlich vollkommen unparteiisch. Wie das alte Korpsstudententum werden die Reformverbindungen und die Freistudenten gleichmäßig zu ihrem Recht kommen, alle mit allen ihren Lebensäußerungen in Vergangenheit und Gegenwart. Die Korporationen haben oft ein mehr oder minder sorgfältig gesammeltes Material über ihre geschichtliche Vergangenheit; wo ein fester Zusammenhalt gefehlt hat — denn die Nichtinkorporierten treten doch erst seit wenigen Jahren als organisierte Gemeinschaft auf — da ist der Stoff weit schwerer zu beschaffen; aber gerade für uns Leute vom Vortrupp wäre dieses Gebiet der Archivarbeit besonders wertvoll. Die vorhandenen Bestände sind gerade hier noch besonders lückenhaft und müssen mit freundlichem Entgegenkommen bereitwilliger Einzelhelfer rechnen. Ebenso lückenhaft ist alles, was sich auf studentische Körperpflege (Turnen, Sport, Soziales), auf Mäßigkeits- und Abstinenzvereinigungen, auf Zusammenschlüsse mit besonderem religiösen oder ethischen Charakter u. a. bezieht, trotzdem Prof. Szymanski hier wie sonst seine eigenen reichen Sammlungen in selbstloser Weise zur Verfügung bereitstellt.

Es ergeht somit an alle, die irgendwie über Material zur Hochschulkunde verfügen, die herzliche Bitte, dieses, wenn möglich, geschenktweise, sonst leihweise, dem Hochschularchiv, Göttingen, Weenderstraße 12/13 zu überlassen, oder wenigstens Nachricht davon zu geben. Sollen einzelne Drucksachen als vertraulich gelten, so werden sie auf Wunsch in einer besonderen Abteilung „Geheim“ aufbewahrt werden.

Der Erforschung der Vergangenheit will das Archiv gewidmet sein; die lebendige Gegenwart wird allmählich in breitem Strom zu ihrer vollen Geltung kommen. Und wer die Möglichkeit findet, beides in ruhiger Arbeit an der Hand eines sorgfältig zusammengetragenen Materials noch einmal zu durchleben oder auch nur auf seine Frage: „wie war das doch?“ von kundiger Seite gewissenhafte Auskunft zu erhalten, der wird auch für sein Wirken in die Zukunft hinein mit größerer Sicherheit den rechten, erfolgreichen Weg beschreiten, wird sich mit Gleichgesinnten zusammentun, von denen er sonst nichts erführe, wird seinen eigenen Arbeitsplan auf den Erfahrungen und Leistungen anderer aufbauen können. Möge die neue Schöpfung der Deutschen Studentenschaft recht bald einen guten Fortgang nehmen bei ihrer eben begonnenen Arbeit!

Max Carstenn.

Auf eigener Scholle.

Bei der wachsenden Anteilnahme, die weite Kreise der Bevölkerung der Siedlungsfrage widmen, wird unsern Lesern gewiß eine Reihe von Skizzen aus der Feder unsres Mitarbeiters G. Usmussen besonders willkommen sein, Skizzen, die vom Leben und von der Arbeit eines erfahrenen Siedlers zu berichten wissen. Die Skizzenreihe, mit deren Veröffentlichung wir heute beginnen, wird sich über mehrere Vortrupp-
Vortrupp.

1. Vorgeschichte.

Viele Jahre hat mich das Hohelied der Arbeit fröhlich umbraust. Ich habe geholfen, so viel in meinen Kräften stand, daß es laut wurde und anschwellte in Fabriksälen und auf der Werft. Der Trommelschlag der Niet-
hämmer, das Brausen der Maschinen gab Schaffensfreude; mit der Größe der Aufgaben wuchs Mut und Können. So gewannen Ideen Form und Bewegung und wurden zu nützlichen Gliedern in unserm Wirtschaftsleben. Mit Stolz stand ich in meinem Beruf, ein schaffender Ingenieur, ein „Rastloser“, einer der schon nach einem neuen Ziel ausschaut, wenn das andere eben erreicht ist. — Mancher macht sich ein falsches Bild von dieser „Welt der Maschinen“; man muß sie kennen, um sie zu verstehen! — Und doch! — Wenn ich sinnend im Zeichensaal saß, wenn ich unter hochragenden Helgenfrananlagen entlang schritt oder als Verantwortlicher auf einem Riesenschwimmdock stand, so ist nicht selten mein fernes, stilles Jugendland in meiner Erinnerung aufgestiegen. Und ich habe mich nach ihm gesehnt. Je älter ich wurde, desto stärker wurde dies Sehnen.

So kam es denn, daß ich zunächst beschloß, meine Ferien stets nahe der alten Heimat, jedenfalls in meinem lieben Angeln und am Strande der Flensburger Förde zu verleben. Ich suchte und fand einen passenden, schön gelegenen Platz mit gutem Boden für Obstbäume, gegen rauhe

Winde durch alten Baumbestand geschützt, hart am Strande. Mit dem Besitzer wurde ich bald handelseins, denn damals war der Grund und Boden noch nicht unverkäuflich oder so unerschwinglich teuer, wie heute. Ich habe mich nämlich schon früh und rechtzeitig nach einem Platze umgesehen, wo ich später dann auch ganz vor Anker gehen wollte, wenn mein Lebensschifflein dem Wogendrang und Sturmgebraus des Berufes nicht mehr in dem Maße, wie ich es für notwendig hielt, gewachsen sein sollte.

Sunächst ließ ich mir ein Sommerhäuschen bauen. Das war vor 16 Jahren. Manchen schönen Ferientag haben wir unter seinem Dache verlebt: frei und ungezwungen und auf Eigenem. — Die Lage des später zu erbauenden Landhauses wurde gleich festgelegt und darnach das Grundstück eingeteilt, auch wurde mit dem Pflanzen der Obstbäume im ersten Frühjahr schon begonnen. Ich wollte nämlich das Meine tun, damit das alte Wort: „Wenn de Boom is grot, is de Planter doot“, sich an meiner Frau und mir möglichst wenig bewahrheite. — Damals freilich fanden manche meiner Bekannten, es sei zu früh, sich in solcher Weise festzulegen, und man wisse nicht, was noch alles kommen könne; heute bin ich froh, daß ich so weit vorausgeschaut habe.

Es kam dann allerdings manches anders, als ich es erwartet hatte; ich möchte das in der Vorgeschichte noch erwähnen. Als ich vor 10 Jahren — zwar recht angegriffen, aber doch noch aufrecht — durch das Werfttor schritt, nachdem ich Feierabend und Abschied genommen hatte, da dachte ich: Nun hast du Ruhe! — Und vor mir stiegen Bilder auf: Ein großes Schiff sollte vom Stapel laufen; die mächtigen Vorrichtungen zum Festhalten und rechtzeitigem Loslassen und zum Nachschieben, die unter meiner Leitung konstruiert wurden, waren angebracht. Ein Wink, ein paar Hebelgriffe und das Druckwasser brachte sie zur Wirkung. Ingenieure, Meister und Arbeiter standen bereit, jeder auf seinem Posten. — Ich aber stand als Unverantwortlicher auf der Tribüne, als geladener Gast im festlichen Kleide, als müßiger Zuschauer und blickte auf all das herab, was sich ereignen sollte, nur mit dem Gedanken: Nun zeigt mal, was ihr könnt!

So kam es denn auch in der Tat eines schönen Tages: Ich stand dort und sah die Männer an jenen Hebeln und Ventilen und Vorrichtungen stehen, die ich so gut kannte. Und man entdeckte auch mich in der Menge; man grüßte und winkte. Man sagte: „Der Alte ist da.“ — Unter den betreffenden Arbeitern hieß es auch wohl: „De Swatte steit dor opp de Tribühn.“ — Obwohl ich inzwischen grau geworden war. — In mir aber wollte die Genugtuung über meine „gehobene Stellung“ nicht so aufkommen, wie ich es mir früher gedacht hatte. — Die Ruhe hatte mir ja gut getan: ich fühlte mich wieder besser. Nun hörte ich eine Stimme: „Darfst du am Markte müßig stehen?“ — Woher kam die? — Ich stand unter Fremden. Da wußte ich es: sie kam aus dem tiefsten Innern. — Und obwohl ich Befriedigung an mancher anderen und wichtigen Arbeit fand, obwohl ich schaffte und strebte — auf einem anderen Felde freilich! — kam doch

die beunruhigende Frage: Hast du deinen Lebensberuf auch zu früh aufgegeben? — Ich sage das hier nicht, um zu unterhalten, nicht meinetwegen, ich will das denen zur Warnung sagen, die noch frisch und kräftig in ihrem Lebensberuf stehen, und die sich doch hinaussehnen aus dem Hasten und Treiben ihrer Umgebung in den stillen Frieden einer ländlichen Heimstätte. Viele Werkthätige haben Stunden, wo sie sich sagen: Hier ist alles eitel; hier in der großen grauen Steinwüste, hier in meinem Beruf bin ich wie das Rad am Wagen, das seine Last trägt und sich dreht und dreht und immer wieder dreht. Treiber und Pferd setzen mich in Bewegung, ich selbst weiß nicht, wohin die Fahrt geht. — Lieber den Spaten in die Hand nehmen, lieber in der Einsamkeit mir selbst leben, als hier an der Scheinkultur und dem Turm von Babel mitbauen!

Ich verstehe solche Gedanken so gut, ich kenne solches Sehnen, und doch sage ich: Es gibt überall „Karrenschieberei“; auch in den Gewerben und Berufen, die vorwiegend Kopfarbeit erfordern. Aber es gibt überall auch Lichtseiten. — Vor allem aber: Male dir im Geiste das, was du ersehnt, nicht in zu bunten und verlockenden Farben aus, sondern wisse, daß das Leben und die Wirklichkeit überall ihr Grau und Schwarz hineinmischen, daß viele Pinselstriche zu einem schönen Bilde gehören, daß aber Voreilige es verwischen und verderben können. Daher: Prüfe dich selbst und lerne die Verhältnisse kennen — mit ihren Licht-, vor allem aber auch mit ihren Schattenseiten! — bevor du „siedeln“ gehst.

Ich muß nur noch kurz hinzufügen, daß man mich nach ein und einem halben Jahr der „Ruhe“, dann doch wieder in die Schar der „Rastlosen“ einreihete; zwar wurde es mir anfangs nicht ganz leicht, mich von der Scholle loszulösen, doch kam nun auch von außen die Stimme: Wollen Sie am Markte müßig stehen, wo es gilt für Deutschland im Auslande zu arbeiten und dem Inlande Aufträge zuzuführen? — Ach, damals waren die Verhältnisse ja noch ganz anders! — Und es war im Geiste und Sinne Bismarcks, mit Rußland gute Beziehungen zu pflegen. — So ging ich denn im Auftrage meiner alten Firma nach St. Petersburg. Dort fand ich große Aufgaben, die mein Wissen und Können und all meine Kraft voll in Anspruch nahmen. Zwei Jahre lang schaffte ich aus dem Vollen, dann kam der Krieg und ließ — wahrscheinlich — das Halbvollendete zum Verfall kommen. Mir brachte er „Ruhe“. — Doch nicht lange. Fast zwei Jahre war ich dann wieder auf der Werft in Hamburg tätig.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse da draußen völlig geändert; ich würde, auch wenn ich es wollte, nicht mehr hineinpassen! — Ich bin ja auch nicht jünger geworden in dieser Zeit. — Nun sitze ich also wieder auf meiner ländlichen Heimstätte. Aber auch für sie und diesen Betrieb hier ist die Zeit eine ganz andere geworden. Jetzt muß man etwas aus der „Kate“ herauszuwirtschaften suchen! — Jedenfalls muß sie manches hergeben, was zum Lebensunterhalt gehört. Von dem Leben und Treiben

auf einer solchen Heimstätte, von Freud und Leid, von Mißerfolgen und Erfolgen will ich jetzt reden. Das „Siedeln“ ist ja eine Frage geworden, der man allgemein Beachtung schenkt, und die viele angeht.

2. Neuland.

Wo soll man sich ansiedeln? — Auch Odland kann man fruchtbar machen, und ich habe hohes Getreide im Winde wogen sehen, dort wo ich als Junge im Heidkraut gelegen habe. Der Dampfflug hat in wenigen Tagen weite Strecken Heidefeld umgewühlt, oder der Bauer hat Jahr um Jahr ein Stück davon unter den Pflug genommen und so durch Fleiß und Pferdekraft seinen Besitz verbessert. Der ein z e l n e Ansiedler wird in seltensten Fällen so vorgehen können. Erst recht nicht jetzt in dieser Zeit. — Er wird sehen müssen, im möglichst kurzer Zeit Erträge zu erzielen. Dann kommt es natürlich vor allen Dingen darauf an, was der Betreffende kann und gelernt hat, was er betreiben will und was für Mittel ihm zur Verfügung stehen. Man könnte also mit der Beantwortung dieser Frage ein Buch füllen, und man hätte sie dann wahrscheinlich auch nur ungenügend beantwortet.

Ich habe im vorigen kurz dargelegt, was ich z u n ä c h s t beabsichtigte; ich wollte aber — darüber hinaus — mir eine Heimstätte schaffen, die auch zum Lebensunterhalt e t w a s b e i t r a g e n sollte. Das ist es, was auch heute viele S i e d l e r erstreben. Es gibt allerdings Leute, die da glauben, man brauche sich nur ein Stück Land zu kaufen, es zu kultivieren und zu bebauen, etwas Kleintierzucht und Gartenbau zu betreiben, so könne man mit seiner Familie vollkommen von so einer Heimstätte leben. Ich habe auch schon verschiedene Leute kennen gelernt, die mit solchen Erwartungen aufs Land kamen, die aber enttäuscht wieder fortgezogen sind. Und der Anfang ist ja gerade in dieser Zeit so furchtbar schwer. — Wer Rentenempfänger ist, oder sonstige Einnahmen hat, sei es aus Ersparnissen, aus einem Beruf oder einem Gewerbe, das er betreibt, dem kann eine ländliche Heimstätte e i n g u t e s Z u b r o t liefern.

Ich war damals also in der glücklichen Lage, Land und Haus zu billigen Preisen zu bekommen. Auch die Obstbäume waren damals billig. Ich fand einen treuen und tüchtigen Arbeiter, der Umzäunungen und Wege und all das ausführte, was dazu gehört, aus einem Stück Ackerland einen Obst- und Gemüsegarten zu machen; die Arbeitslöhne waren damals ja auch recht niedrig. Wenn ich mir das alles jetzt anschau, dann geht mir manchmal der Gedanke durch den Kopf: Welch' ein Glück, daß du das j e t z t nicht machen lassen sollst! — Heute müßte man sich anders einrichten und möglichst viel s e l b s t machen.

Ich erwarb rund 3 Hektar Grund und Boden, darunter — nach Osten zu — eine bewaldete Schlucht, die vom Strande aus ins Land einschneidet; nach Nordwesten ein Wäldchen. So war also der größte Teil meiner Anlage gegen die rauhesten der Winde geschützt. Das ist wichtig für einen

Obstgarten. Schöne, über hundert Jahre alte Buchen und Eichen kamen in meinen Besitz. Eins meiner Kinder tat die sonderbare Frage: „Vater, gehören uns diese Bäume nun ganz alleine?“ — Sie ließ in mir verwandte Saiten erklingen: Auch mir war es zuerst verwunderlich erschienen, daß diese alten Recken, deren Wurzeln tief ins Erdreich griffen, deren Kronen stolz gen Himmel ragten, die durch Geschlechter hindurch vom Vater auf den Sohn sich vererbt hatten, nun für Geld und Geldeswert in meinen Besitz übergingen. — War das ein Rest des Empfindens aus unserer Urväter Zeit her, die als freie Männer im freien Walde wohnten und jagten? — Regte sich in der Brust, tief unter dem Rechtsbewußtsein der heutigen Zeit, das alte Germanenrecht?! — Jedenfalls sagte ich mir: Ich will sie in Ehren halten, die hier schon standen, als man an mich noch nicht dachte. — Es ist etwas herrliches, wenn man sein Haus und Heim unter den Schutz so alter kernfester Nachbarn stellen kann! — Vielleicht hatten unsere, die Vorgänge in der Natur flug beobachtenden Vorfahren, ihre besonderen Gründe dafür, daß sie um ihre freiliegenden Gehöfte Eichen anpflanzten oder ihre Behausungen in den Schutz alter Eichenbestände hinlegten; es gibt eine alte Weisung für das Verhalten bei Gewittern, die lautet: „Vor Eichen muß man weichen. — Die Buchen muß man suchen!“ — Das soll besagen: In Eichen schlägt der Blitz ein, und wer unter ihnen Schutz vor dem Regen sucht, kann Schaden leiden. Die Eiche geht nämlich mit ihren Wurzeln tief hinein in den Erdboden, bis ins Grundwasser, während die Wurzeln der Buche mehr an der Oberfläche bleiben. So dient die Eiche als Blitzableiter, der ja auch durch Draht und Platte bis ins Grundwasser geführt wird. Tatsächlich wird denn auch manche Eiche vom Blitz getroffen und zerschellt, während das nahe liegende Haus unbeschädigt bleibt. Und früher hatte man keine anderen Blitzableiter, als diese natürlichen.

Ich ließ also Obstbäume anpflanzen, an einigen Wegen Hochstämme, unter diesen wagerecht gezogene Schnurbäume, im allgemeinen aber Halb- stämme und Büsche mit einander abwechselnd, am meisten Apfelbäume und Spätobst, doch auch Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume. An den Hauswänden fanden Pfirsiche und Sauerkirschen einen passenden Platz. Mit mancherlei Gebüsch und Stauden wurde der Küchengarten besäemt. Ein Rankrosengang führt mitten durch ihn hindurch: leuchtende Poesie in all der Prosa der nützlichen und nahrhaften Gewächse. — Rund 800 Obstbäume fanden auf dem Grundstück Platz. Hier herrscht also die Nützlichkeit vor, doch muß ich sagen, daß ich schon immer einen Apfelbaum für die schönste Zierde eines Gartens gehalten habe. Im Frühling erfreut er durch seine Blütenpracht. In Weiß, Rosa und Rot prangt die Anlage, je nach Sorte und Blütezeit. — Dann setzt der Baum Früchte an, und man freut sich im Sommer ihres Werdens und Wachsens. Im Herbst aber, welche Pracht, wenn zwischen dem grünen Laub die reifenden Früchte rot und gelb hervorleuchten!

Was gibt es für edle Apfel! Freilich, die edelsten Sorten sind oft Sorgenkinder. So geht es namentlich mit unserem echten Gravensteiner; in manchen Gegenden kriegt man ihn schon gar nicht mehr hoch: der Krebs zerfrisst, verkrümmt und verdirbt ihn. Und in meiner Jugend stand ein stolzer alter Gravensteinerbaum fast in jedem Apfelgarten. „He hett sick utleewt“. So sagt man jetzt. Es geht ihm wie der „Italienischen Pappel“, die früher in fast allen Anlagen und an vielen Chaussees kerzengrade und stolz auftrugte. Aber woher kommt das? — Man hat es verschieden erklären wollen. Man sagt, von der einen Urform, die an unserer Förde ihren Stand hatte, sind die ersten Pfropfreiser genommen. Von den Bäumen, die aus diesen Reisern wuchsen, wurden immer wieder Reiser zum Veredeln genommen; so erschöpfte sich die Lebenskraft der edlen Art in der Umbildung der Säfte der unedlen Stämme, und die Nachkommen konnten den mitübertragenen Schwächen und Krankheiten nicht widerstehen. Andere sagen, diese feine und edle Art habe sich zu weit von der Urform, dem wilden, dem Holzapfel, entfernt, um lebensfähig zu bleiben, wie denn ja auch die durch Auswahl und Züchtung zu Höchstleistungen befähigten Tiere für Krankheiten leichter empfänglich sind, als der robustere Durchschnitt ihrer Artgenossen. Wenn man sich hieraus Rückschlüsse auf die Menschen erlauben darf, so würde das heißen: vererbte und durch Erziehung — von Generation zu Generation — erhöhte Leistungen des Gehirns und der Nerven, führen zur Schwächung der körperlichen Widerstandsfähigkeit und zum Verfall in der Nachkommenschaft. — Man ist in der Tat versucht, dafür Beispiele anzuführen. Vielleicht unterliegt aber doch der mit Verstand begabte Mensch anderen Naturgesetzen, als der Baum; jedenfalls ist der Einzelne durch sein Wissen und Wollen instand gesetzt, vielen Gefahren, die eine höhere und verfeinerte Kultur mit sich bringt, auszuweichen oder sie zu überwinden. — Das gehört ja gar nicht hierher, wird wohl mancher sagen. Verzeihung! — „Das ist ja, was den Menschen zieret und dazu ward ihm der Verstand . . .“, daß er dem nachsinnt, was die Natur an Eigenartigem, Rätselhaftem und Wunderbarem bietet. Dazu eben gibt die Stille des Landlebens und die Tätigkeit auf der Heimstätte oft Veranlassung. Man soll nicht alles als „selbstverständlich“ ansehen!

Oder ist es selbstverständlich, daß ein edles Reislein, auf einen wilden Stamm gepfropft, nun wächst, im Wuchs des edlen Baumes Eigenarten aufweist und den im wilden Stamme aufsteigenden Saft in seinen Adern so umformt, daß edle Früchte an seinen Zweigen reifen?! — Ist es nicht überhaupt ein Wunder, daß so ein Baum aus der schwarzen Erde und der klaren Luft, mit Hilfe von Regen und Sonnenschein wunderbar gefärbte und herrlich schmeckende Früchte — Jahr um Jahr — in solcher Fülle hervorbringt?! — Wunder über Wunder!

Georg Asmusen.

Dem Zunftgeist.

Wenn heute von Zünften die Rede ist, so denkt jeder zunächst an die engherzige, eigensüchtige, fortschrittsfeindliche Einrichtung, mit der die Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts mit Recht aufgeräumt hat. Aber nicht von dieser entarteten Zunft soll hier die Rede sein, nicht von Deutschlands böser alter Zeit, die man etwa von 1600—1750 rechnen kann, sondern von der Blütezeit der Städte, die zugleich die der Zünfte war. Es ist dies ungefähr die Zeit von 1250—1450.

Damals waren die Zünfte gerade das Gegenteil von dem, was die spätern Geschlechter aus ihnen gemacht haben. Die vielen kleinlichen und ausgeklügelten Bestimmungen, die man der spätern Zunft mit Recht verübelt hat, bestanden entweder überhaupt noch nicht, oder sie hatten einen ganz andern Sinn und Zweck. Worüber man sich später vor allem beklagte, das war, daß die Zunft allen denen, die ihr nicht angehörten, den Betrieb des Gewerbes verschloß. Aber diese tyrannische Bestimmung gewinnt ein ganz anderes Gesicht, wenn wir sie so fassen: wer das Gewerbe betreibt, muß der Zunft beitreten. Denn in die Zunft aufgenommen werden konnte fast jeder, die Zunft sträubte sich nur gegen Leute, die eines üblen Rufs genossen, sei es durch eigene Schuld oder weil ihnen das Vorurteil der Zeit entgegenstand, z. B. unehelich Geborene oder Leute wendischen Stammes. Dies Widerstreben hatte seinen Grund darin, daß die Zunft nicht nur wirtschaftliche, sondern auch religiöse und gesellige Zwecke hatte. Sonst aber waren die Aufnahmebedingungen im höchsten Grade liberal. Verlangt wurde im allgemeinen der Besitz eines Harnischs oder überhaupt der erforderlichen Waffen, weil die Zünfte von der Stadt auch zu Kriegszwecken in Anspruch genommen wurden, und ein bescheidenes Eintrittsgeld für die kirchlichen und geselligen Veranstaltungen. Aber so wenig dachte man daran, den Eintritt zu erschweren, daß selbst auf diese mäßigen Bedingungen nicht streng gehalten wurde, es konnte die Zahlung des Beitrags und die Anschaffung der Waffen gestundet werden.

Auch fehlten die für die spätere Zeit so bezeichnenden Bestimmungen für eine längere Dauer der Gesellenschaft. Die Gesellenzeit war ganz unbestimmt, ja vielfach konnte der Lehrling sofort Meister werden. Ebenso findet sich in den ältern Zunftrollen keine Spur von einer Meisterprüfung. Die Handwerker waren von zu gesundem Verstande, als daß sie bei einem Menschen, den sie als brauchbaren Gesellen kennen gelernt hatten, noch eine besondere Prüfung für nötig erachtet hätten. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam dieser pedantische Brauch in Aufnahme. Die Einrichtung des Probestücks ist zwar sehr alt, hatte aber ursprünglich nicht den Zweck, den Eintritt zu erschweren, sondern sollte wirklich als Befähigungsnachweis dienen. Erst der entarteten Zunft war es vorbehalten, sehr kostspielige Probestücke zu fordern. Sogenannte geschlossene Hand-

werke, die nur eine bestimmte Zahl von Meistern aufnahmen, kamen bis zum Jahre 1400 überhaupt nicht vor.

Auch Frauen schloß die ältere Zeit nicht aus. Es gab ebensowohl weibliche wie männliche Lehrlinge (Lehrknechte und Lehrdirnen). Einige Gewerbe wurden nur von Frauen betrieben, wie das der Garnzieherinnen und Goldspinnerinnen zu Köln, und überall gab es Brauerinnen. Ferner waren die Frauen und Töchter von Meistern lange berechtigt, den Meister durch ihrer Hände Arbeit zu unterstützen. Die Vorschrift, daß die Angehörigen der Zunft Bürger sein mußten, war kein Hindernis, denn es gab auch Bürgerinnen, und für den Wachdienst, der den Zunftmeistern oblag, stellte die Meisterin einen Ersatzmann. Natürlich waren den Frauen viele Gewerbe tatsächlich verschlossen, wie das der Schmiede und Zimmerleute, aber nicht weil sie Frauen, sondern weil sie dafür ungeeignet waren. Jedenfalls war das Mittelalter in diesem Punkte verständiger als unser heutiger Staat, der die Frauen von Berufen, für die sie im höchsten Grade geeignet sind, ganz oder teilweise ausschließt oder doch bis vor kurzem ausschloß, der z. B. keine Ärztinnen zuließ und Lehrerinnen nur dann, wenn sie unverheiratet waren.

Ferner gab es in allen Städten Gewerbe, und oft sehr viele, deren Betrieb nicht an die Zugehörigkeit zu einer Zunft geknüpft war. Sie hießen freie Gewerbe. Auch hatten der Adel, die Geistlichen, der städtische Rat das Recht, ihre eigenen Arbeiter zu halten, und niemand konnte es ihnen verwehren, unehelich Geborene oder Wenden zu beschäftigen. So bot sich auch für die wenigen, die die Zunft ausschloß, Arbeitsgelegenheit.

Was nun die Arbeitsordnung, die organisatorischen Bestimmungen der Zunft betrifft, so sind sie beherrscht von zwei großen Gesichtspunkten. Einerseits zielen sie auf den Vorteil der Gemeinde, der Käufer, sie wollen bewirken, daß jedermann mit guter Ware in hinreichender Menge versehen wird, und andererseits bezwecken sie, die Zunftgenossen wirtschaftlich zu sichern. Es ist das Hauptmerkmal der entarteten Zunft, daß sie von diesen beiden Gesichtspunkten nur den zweiten beibehalten hat.

Ein Beispiel für den Schutz des Käufers können die Bestimmungen bieten, die für die Weber in Frankfurt im 14. Jahrhundert getroffen wurden. Die Tücher sollen stets eine und dieselbe Länge und Breite haben, sowie eine bestimmte Art von Gewebe, damit die auswärtigen Käufer nicht betrogen werden und die Mitbürger ihr Vertrauen bewahren. Keiner soll zur Nachtzeit weben, weil darunter die Arbeit leidet, keiner die zum Gewerbe nötige Asche kaufen, ehe die Vorsteher sie besichtigt haben. Viele Anhänger der sogenannten klassischen Nationalökonomie sehen in solchen Verordnungen einen argen Zwang, aber mit Unrecht. Daß z. B. jede Sorte ihre eigene Länge und Breite hat und daß damit fortwährend gewechselt wird, hat gar keinen sachlichen Grund, sondern dient nur zur Irreführung des Käufers. Eine weitere Bestimmung zum Nutzen des Käufers war die Warenschau. Für jede Klasse von Waren

gab es einen öffentlichen Schaumeister. Fand der die Ware der Vorschrift entsprechend, so wurde ihr der städtische Stempel aufgedrückt. Genügte sie der Vorschrift nicht, so konnte sie immerhin verkauft werden, aber die Stadt übernahm keine Bürgschaft für die Güte. Also ein Verfahren wie bei der Preiseerteilung unsrer Ausstellungen, nur viel allgemeiner. Bei wirklichen Verfälschungen dagegen verstand die ältere Zeit keinen Spaß, der Fälscher wurde gestraft, nicht mit läppischen Geldbußen, sondern an seiner Ehre, ja an Leib und Leben.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch der Lehrzwang zu betrachten. Der ältern Zeit ist er unbekannt, erst etwa seit 1400 kam er auf. Vorher war nur der Nachweis erforderlich, daß man das Handwerk verstehe, wie man zu der Kenntnis gekommen sei, danach fragte niemand. Wer das Handwerk arbeiten kann, so heißt es oft, dem darf die Zunft nicht versagt werden. Daß dann der Lehrzwang allmählich eindrang, geschah aus einem Grunde, der sich immerhin hören ließ, „damit der Kaufmann (d. h. der Kunde) nicht geschädigt und betrogen werde“, wie z. B. die Färber von Köln 1392 sagen. Den Wunsch nach Verminderung des Wettbewerbs hatte man dabei nicht. Höchst bezeichnend ist, daß die Weber im 14. Jahrhundert nicht die Überzahl, sondern die zu geringe Zahl der Meister fürchteten. In Striegau und Schweidnitz ließen sie sich von dem neu eintretenden Meister verbürgen, daß er wenigstens Jahr und Tag bleibe.

Der zweite Gesichtspunkt, wie gesagt, war der Schutz der Zunftgenossen. Jeder sollte sein Auskommen haben, aber nicht mehr. Deshalb wurde oft nur eine gewisse Zahl von Gesellen gestattet, oder der ganze Rohstoff wurde von der Zunft angekauft und unter die Meister verteilt. In der Regel verkaufte der Meister sein Erzeugnis nicht auf eigene Hand, sondern alles kam in das gemeinsame Kaufhaus und wurde dort zum Verkauf ausgestellt. Ebenso sammelte man die Ware sämtlicher Meister, die eine Messe beschicken wollten, und übergab sie einem Beauftragten. Häufig begegnen wir der Bestimmung, daß kein Zunftgenosse dem andern die Kundschaft abspenstig machen oder ihm seinen Gesellen abdingen soll. Sehr zweckmäßig war auch die Satzung, daß keiner Arbeit für einen Kunden übernehmen dürfe, der einen Zunftgenossen noch nicht befriedigt hatte.

Heute lehrt man uns von Jugend auf, daß zwischen den Angehörigen eines und deselben Gewerbes ein schrankenloser Wettbewerb herrschen müsse. Auf andere Weise, so redet man sich ein, könne man den Bedürfnissen der Verbraucher nicht gerecht werden. Zu welchen chaotischen Zuständen diese Übertreibung führt, das hat uns ein Jahrhundert der wirtschaftlichen Willkür gelehrt. Es ist hohe Zeit, daß der genossenschaftliche Geist wieder auflebe, und dafür können uns die Zünfte vorbildlich sein, zwar nicht durch Einzelbestimmungen, aber durch den Geist, der in ihren Satzungen lebt.

Ihren Schutz und ihre Fürsorge ließ die Zunft auch dem Lehrling angedeihen. Dieser stand völlig unter dem Meister, auch in bezug auf die

Zucht, wodurch die für das jugendliche Alter so nötige sittliche Bevormundung gewährleistet war. Ausnahmslos mußte der Lehrling beim Meister wohnen, was übrigens auch für die Gesellen die Regel war. Der Meister mußte den Lehrling zu Gottesfurcht und ehrbarem Leben anhalten. Mißhandlungen suchte die Zunft nach Möglichkeit zu verhüten. Der Lehrling war aber am wirksamsten dadurch geschützt, daß kein Meister viele Lehrlinge halten durfte, gewöhnlich nur einen. Damit war die Lehrlingszüchtereier im großen, heute ein Hauptmittel der Ausbeutung, unmöglich gemacht.

Obgleich die tägliche Arbeitszeit länger war als heute, war die Arbeit weniger anstrengend. Denn es fehlte die maschinenmäßige Eintönigkeit und die ewige Heße unsrer Fabriken, die Arbeit wurde durch muntere Reden und Gesang gewürzt. Dazu kam, daß die kirchlichen Feste häufiger waren als jetzt, und daß der Feiertag meist schon mit dem Vorabend begann.

Überhaupt dachte jene Zeit nicht nur an den Erwerb, sondern auch an den Genuß des Erworbenen. Auch der Lebensgenuß gehörte zu den Aufgaben der Zunft. Frohe Familienereignisse, wie Kindtaufen und Hochzeiten, wurden auf dem Zunft Hause gefeiert. Natürlich ließ man sich auch sonst keine Gelegenheit zu fröhlichem Zusammensein entgehen. Dies enge gesellige Zusammenhalten trug wesentlich dazu bei, die Bestimmungen, die auf gegenseitige Rücksichtnahme abzielten, wirksam zu machen. So mancher Rassesüchtige, der sonst vielleicht gern den Handwerksgeossen übervorteilt hätte, trug Scheu, sich gesellschaftlich unmöglich zu machen. Mit bloßen Gesetzesparagrafen kommt man nicht weit, wenn nicht eine gesellschaftliche Macht dahintersteht.

Sodann war man bestrebt, alles mit festen und sinnigen Formen zu umkleiden und dadurch auch in das Trockenste ein Stück Stimmung und Poesie hineinzutragen. Das gilt z. B. von der Art, wie der Lehrling zum Gesellen gemacht wurde. Es geschah das durch die sogenannte Taufe, wobei es oft recht derb und übermütig zunging. Bei manchen Gewerben hatte man eine förmliche dramatische Vorführung. Der Hauptzweck war dabei, den neuen Gesellen in den Handwerksbrauch einzuführen, ihn mit gewissen Zeichen und Formeln bekannt zu machen, die ihm namentlich auf der Wanderschaft als Ausweis nötig waren. Deshalb bildete das Hauptstück der Feierlichkeit eine Rede des sogenannten Paten, Pfaffen, Schleifgesellen oder wie er sonst hieß. In dem vortrefflichen Buche von Friedrich Wilhelm Stahl „Das deutsche Handwerk“ wird als Probe die bei den Böttchern übliche Rede mitgeteilt, die nur leider zu lang ist, um sie hier wiederzugeben. Es ist ein köstliches Stück Volksdichtung, in dem der ganze Märchenzauber des Waldes und des Wanderns lebendig wird. Da singt die Mühle dem Wanderburschen drohende Warnungen entgegen, Raben oder alte Weiber suchen ihn zurückzuschrecken, im Walde gehen die Bäume die Winke die Wanke, die Klinke die Klanke und drohen ihn zu erschlagen, aber hindurch muß der Bursch wie ein Märchenprinz durch

alle Fährlichkeiten. Darin mischen sich Klugheitsregeln und Anweisungen zu gesittetem, höflichem Betragen, das überhaupt ein Augenmerk der Hünfte war. So wenn der Wandernde sich Birnen vom Baum geschüttelt hat, da fragt ihn der Schleifgesell: Willst du sie alle auflesen? — Antwort: Ja! — Ei, du sollst es nicht tun, sondern etliche liegen lassen und gedenken, wo etwa ein anderer guter Geselle durch den grausamen Wald kommen und ebenfalls unter diesem Birnbaume rasten möchte, da würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrat fände. — Beneidenswertes Zeitalter, da noch die Dichtung eine solche Macht im Leben der niedern Volksklassen war!

Dies Behagen, die unverwüßliche Lebenslust, die trotz allen schrecklichen Heimsuchungen immer wieder durchbricht, ruhte auf einer sichern wirtschaftlichen Grundlage. Trotz Krieg, Hungersnot und Pestilenz sahen diese Menschen mit Zuversicht den Dingen ins Auge, weil sie wußten, daß in der äußersten Bedrängnis sich hilfreiche Hände ihnen entgegenstrecken würden. Es gab auch damals wirtschaftliche Not, aber sie war eine Naturkraft, keine menschliche Veranstaltung. Und diese Not war in ständiger Abnahme. Im allgemeinen war der tüchtige und fleißige Arbeiter seines Lohnes sicher.

Und was für eines Lohns! Noch 1482, wo sich die Lage der Arbeiter schon merklich verschlechtert hatte, erlassen die Herzöge von Sachsen eine Verfügung, wonach die Werkleute zu ihrem Mittag- und Abendessen — nur vier Speisen erhalten sollen, und zwar an einem fleischtag eine Suppe, zweierlei fleisch und ein Gemüse, an einem fleischlosen Tage (gemeint sind die kirchlichen Fasttage) eine Suppe, frische oder gedörrte fische, zwei Zugemüse. Und das gilt schon als eine Herabsetzung der üblichen Bedingungen. Dies Zeugnis steht nicht allein. In Niederösterreich konnte noch um 1500 ein Maurer- oder Zimmergeselle von seinem Tagelohn im Sommer 10, im Winter 8 Pfund Ochsenfleisch kaufen. In Augsburg hatte der Tagelohn den Wert von 5—6 Pfund des besten fleisches, einer Maß Wein, einer Mandel Eier und drei Laib Brot. In Bremen verdiente ein Maurer um 1400 täglich $\frac{1}{8}$ eines fetten Schweins. In Schlesien konnte ein Geselle im Baugewerbe von seinem Wochenlohn drei Schafe und ein Paar Schuhe erstehen. In Meissen erhielt zu einer Zeit, wo der Scheffel Korn nur 6 Groschen und 5 Pfennig kostete, ein Maurer- geselle wöchentlich 5 Groschen Badegeld (wir würden sagen Trinkgeld!). Diese Beispiele ließen sich häufen. Auch sonst war die Lebenshaltung gut, man denke nur an den Brauch des häufigen Badens. Zählte doch Frankfurt damals 15 öffentliche Badestuben, bei einer Bevölkerung von ungefähr 10 000 Seelen, und obendrein hatten noch viele Bürger ihre eigenen Badevorrichtungen, in Ulm gab es deren am Ende des 15. Jahrhunderts 168. Sogar die Dörfer und die Klöster pflegten ihre Badestube zu haben.

Von dem Wohlstand einfacher Arbeiter zeugen auch ihre kirchlichen Stiftungen. Um 1450 stifteten die Sack-, Kohlen- und Kornträger von

Danzig zum Bau der Marienkirche 200 Mark, eine ansehnliche Summe, und ein gemaltes Kirchenfenster. Die 16 Schuhknechte von Xanten gaben zu einem Kirchengitter und Altar 75 Gulden persönlich und 12 aus ihrer Gewerbekasse.

Die Zunft hat dem Arbeiter zwei köstliche Güter gewonnen, die eine spätere geistlose Zeit dann hat verkümmern lassen: Arbeitsehre und Arbeitsfreude. Der heutige Arbeiter hat es fast vergessen, daß Arbeit, gewissenhafte Arbeit des Bürgers Stierde ist. Und noch weit schwerer dürfte es gelingen, ihn zu überzeugen, daß die Arbeit, recht betrieben, nicht nur Mittel zum Erwerb, sondern auch Zweck sein kann, daß sie in sich selbst ihren Lohn birgt. Wir müssen uns heute, um Arbeitsehre und Arbeitsfreude mit Augen zu sehen, zu unsern Dichtern begeben, vor allem zu Otto Ludwig, der in seinen beiden wundervollen Erzählungen „Zwischen Himmel und Erde“ und „die Heiteretei“ dem Handwerkertum ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er hat die Arbeitsehre verkörpert in der Gestalt des wackern Schieferdeckers Apollonius Neddermayer, die Arbeitsfreude in der des Böttchers Holders-Fritz. Wer die echte alte Arbeitsfreude kennen gelernt hat, der wird keine vorgeschlagene Arbeitsorganisation als richtig und wünschenswert anerkennen, die uns nicht jenes ideale Gut zurückbringt. Er wird sich nicht befreunden mit einer Lösung, die weiter nichts auf ihre Fahne geschrieben hat als die Worte: möglichst hoher Lohn bei möglichst kurzer Arbeitszeit.

Arbeitsehre und Arbeitsfreude müssen der Welt, müssen in erster Reihe unserm Volke zurückgewonnen werden, wenn es genesen soll. Dafür kann die Geschichte der Zünfte uns wertvolle Hilfe leisten, indem sie uns einen Idealzustand vor Augen führt, der nicht ein Traumbild, eine Zukunftsphantasie ist, sondern einst greifbare Wirklichkeit war und auch für uns, natürlich mit den nötigen zeitgemäßen Änderungen, erreichbar ist. Die Geschichte der Zünfte kann zugleich dazu dienen, uns mißtrauisch zu machen gegen die Quacksalbereien der falschen Propheten. Kaum irgendwo wird es so deutlich wie hier, daß die Geschichte die Lehrerin des Lebens sein könnte, daß insbesondere die Wirtschaftsgeschichte uns unentbehrlich ist bei dem Kampfe um die rechte Arbeitsorganisation, von der unsre Zukunft abhängt.

Ernst Müller-Holm.

Rund um uns

Vortrupppflichten.

Die folgenden Ausführungen knüpfen an unseres Herausgebers Aufsatz

„Vortrupp“ in Nr. 23 des vorigen Jahrganges an und führen einige Gedanken Poperts weiter aus. Wir emp-

fehlen unseren Lesern, den Zeitaufsatz von Nr. 23 noch einmal zur Hand zu nehmen und zu vergleichen.

Vortrupp.

Es ist ganz richtig, wenn eine Zeitschrift, wie sie der „Vortrupp“ seiner ganzen Entstehungsgeschichte nach ist, von Zeit zu Zeit einmal ihr Programm klar herausstellt und ihre Aufgaben und Pflichten offen erörtert, damit jeder Leser wieder einmal Stellung dazu nehmen und sich seine eigenen Gedanken darüber machen kann.

Ich selbst habe gleich beim Lesen des Popertischen Aufsatzes, der ja zweifellos den Kampf gegen den herrschenden Materialismus als die Grundforderung aller Neuarbeit hinstellen will, die Pflichten eines Vortrupp noch um einiges erweitert; ich stelle an eine der ersten Stellen immer seine Pflicht der Aufklärung in der sogenannten Oberschicht.

Gewiß, vor dem Kriege waren wir ein Volk auf dem Vormarsche; aber das, was wir als die „breite Masse des Volkes“ zu bezeichnen pflegen, lebte tatsächlich in einer derartigen materiellen Abhängigkeit und Beschränkung, daß dort im allgemeinen von einer Aufschwungsfähigkeit der Seele nicht viel zu spüren war.

Dürfen wir jetzt, nachdem der Umsturz gekommen ist, erwarten, daß die Masse, soweit sie plötzlich aus einem bisherigen Frondasein herausgerissen wurde, mit geistigen Fähigkeiten ausgerüstet sei, die es ihr ermöglichen, zu verachten, was sie bisher von der begüterten Oberklasse hat verehren sehen: nämlich die materiellen Genüsse des Lebens? Schule und Haus und Leben haben sie diese Geringschätzung nicht gelehrt; im Gegenteil, überall mußte sie den eigenen Mangel fühlen und den Zuschauer spielen. Ist es verwunderlich, wenn nun erst einmal der Hunger nach den äußeren Zeichen der Freiheit das Treibende bleibt? Ein Hunger, der erst einmal gestillt sein muß, dessen Befriedigung erst einmal in ihrer ganzen Geringswertigkeit erkannt sein muß, ehe er edleren, geistigeren Genüssen Platz gibt.

Das war die große Schuld schon der

Vorkriegszeit: die Genußsucht, dieses Sinnbild des Reichtums.

Das ist der Vorwurf, den ich von jeder Oberschicht machte: daß sie nicht ihre Verpflichtung fühlte, gerade durch ihre Bildung, der sie einen vertieften und erweiterten Blick in die ganzen Lebenszusammenhänge verdankte, aus Verständnis so zu leben, wie sie es der unbedeutenderen, ungebildeteren Unterschicht, die doch aus ihren Brüdern und Volksgenossen besteht, schuldig ist.

Solange das Proletariat die eleganten Weinstuben und Kaffeehäuser mit allem Luxus für die Genießer offen sieht, solange es in den Auslagen der Läden all den Aberfluß und Tand vorgefetzt bekommt — während zu gleicher Zeit Tausende von Volksgenossen noch nicht einmal das Nötigste zum Kleiden und Sattessen haben — solange wird es all das für die erstrebenswerten Symbole des Glücks und Wohlstands ansehen und seine Wünsche darauf richten. Das Beispiel von oben allein schafft Besserung. —

Vermehrte Arbeit: mit Recht ist sie eine der wichtigsten Forderungen für den Wiederaufbau. Ich möchte aber noch mehr betont sehen: „f r e u d i g e r e Arbeit“! Und dazu gehört ein anderes Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter, als es heute durchweg noch üblich ist! Beide müssen schaffen als an einem g e m e i n s a m e n Werke; als Freunde sollen sie zusammen arbeiten, nicht aber als Gegner, die nun einmal aufeinander angewiesen sind, sonst aber keinerlei Berührung miteinander haben. Der Arbeiter, der seinen ganzen Willen, seine ganze Kraft in den Dienst seiner Arbeit stellt, darf nicht seine Entlohnung dafür als etwas Erzwungenes erhalten, sondern als einen wohlverdienenden Anteil für s e i n e n Beitrag zum Gewinn! F r e u d i g e Arbeit ist auch, das weiß jeder aus eigener Erfahrung, die beste Arbeits v e r m e h r u n g!

Alle wecken, das sind auch Vortrupppflichten! Aufklärung schaffen, Licht bringen, damit das Tierische im Menschen überwunden werde durch den Geist; damit Wege gewiesen werden zur Höhe; damit das mühsame Kriechen

am Erdboden ersetzt werde durch aufrechtes Schreiten auf Bergeshöhen!

Gerade an die Oberschichten muß sich der Vortrupp mit kräftig klarem Worte wenden; er spricht ihre Sprache; er als Vortruppführer muß seinen Lesern vorauf sein in der Erkenntnis innerer Zusammenhänge; muß in diesem Falle also auch wissen, wie notwendig das vorgelebte Beispiel ist; wie notwendig die freiwillige Einschränkung und Entfagung, damit die Erwungene um so leichter getragen werde; ja, er muß, aus klarer Erkenntnis heraus, predigen, daß solche gemeinsame Entfagung und Einschränkung im Grunde reichen Gewinn bedeutet, nämlich an der Seele.

Natürlich soll sich die Hauptmahnung an die Apathen, die im Überfluß Lebenden richten. Zu den Vortrupplesern werden solche allerdings kaum anders als gelegentlich durch Zufall gehören. Wahre Vortrupp- und Vorpostenworte aber werden ihren Weg — und sei es auch häufig ein Umweg — auch schon vor solche Augen finden. Und wer weiß — es geht doch vielleicht manches den Weg durch die Augen in den Verstand und noch tiefer: ins Herz!

Alle wecken: sie, die zu gut weggekommen sind, und auch sie, die sich heute noch die Schlechtweggekommenen dünken. Damit sie von der Anbetung des Materialismus geheilt werden.

Vortrupp: das heißt eine Truppe von Menschen, die der großen Menge immer um Einiges voraus sein soll: wenn er hilft, allen Volksschichten wie eine rettende Leuchte die Erkenntnis zu bringen, daß nicht leibliches Wohlergehen, nicht äußere Behaglichkeit wahres Glück, Ziel unseres Erdendaseins, sind, sondern daß im Menschen etwas viel Höheres, etwas still Leuchtendes, und, wenn erst einmal gefunden und kennen gelernt, ruhig und dauernd Beglückendes lebt, das nur durch die furchtbaren Ereignisse der ganzen letzten Jahre völlig verschüttet ist, ja, in einem großen Teil unseres Volkes noch nie ans Licht kommen konnte: dann hat er eine seiner schönsten und edelsten Pflichten erfüllt und hat Pionierarbeit geleistet, die reichsten Lohn findet.

Pazifisten im weitesten Sinne des Wortes wollen wir sein: so müssen wir allen die wahre völkervereinende und stammeseinende Wahrheit predigen, daß wir alle Menschen eines Sterns sind; daß wahres Gedeihen und Vorwärtsschreiten ganz allein aus dem Geiste wahrer Brüderlichkeit wachsen kann; daß die Grundforderung alles Denkens und Handelns nicht allein das „kalte, blaue Licht“, die Vernunft, sein darf, sondern ebenso sehr die des warmen, purpurnen Lichts, der Liebe, sein muß!

Grete Battmer.

Eine neue Heimatbücherei. Jeder Versuch, den Sinn für die engere Heimat zu stärken, in deren Boden wir wurzeln, wird von unsern Vortruppkreisen freudig begrüßt werden. Der neu begründete Turmverlag (W. H. Lange) in Göttingen eröffnet seine Tätigkeit mit drei Schriften, die er nach dem geistig hochstehenden Wochenblatt des Verlegers als die „Bücher der Spinnstube“ bezeichnet; schon der Name ist Ziel und Aufgabe. Südhannoversche Dorfbilder entwirft H. Lücke-Parensen im ersten Band; im zweiten bespricht U. Tiedlenburg, der verdiente und begeisterte Kündler der Heimat, den Göttinger Hainberg, „was er ist und wie er's ward“; der dritte bringt die letzte Arbeit des kürzlich verstorbenen Universitätsprofessors K. Knoke über die Anfänge der Göttinger Universität: „Aus der Jugendzeit der Georgia Augusta“. Alle drei Bücher sind sauber gedruckt und vortrefflich mit wertvollen Bildern ausgestattet; den festen Umschlag schmückt je ein von Erich Feyrabend entworfenes Bild. Der Preis von je 5 Mark ist angemessen. Zwei Bändchen sind erfreulicher Weise schon in 2. Auflage erschienen. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Carstenn.

Sport und Eisenbahn. Einer der größten Fehler unserer früheren Regierung während des Krieges war, daß die meisten ihrer Maßnahmen immer nur auf die unmittelbaren Wirkungen eingestellt waren. Man vermifste durchweg

weltschauendes Handeln, und unmeßbare, aber in ihren späteren Wirkungen sehr bedeutende Dinge wurden nur selten berücksichtigt. Als z. B. die Eisenbahn mehr und mehr in den Dienst der Kriegsführung gestellt und die Benutzung zu persönlichen Zwecken beschränkt werden mußte, hielt man die Jugend und die Urlauber, die im Winter mit ihren Schlitten und Schneeschuhen in die Berge fahren, für die überflüssigsten Fahrgäste. Die Eisenbahnverwaltungen wurden veranlaßt, die Beförderung von Wintersportgeräten zu verweigern. Und keiner der regierenden Herren sagte sich, daß man mit solchen Verordnungen die wichtigsten Quellen der Volksgesundung verstopfe und daß es doch wohl noch unnützer Eisenbahnfahrgäste gebe, als sportfrohe Jugend.

Die jetzige Regierung hat sich nicht in allen Fällen besonders beeilt, die Fehler ihrer Vorgängerin wieder gut zu machen. Erst gegen Ende des Jahres 1920 und gedrängt von wiederholten Eingaben des deutschen Sport-Verbandes entschloß sich das Reichsverkehrsministerium, die Beförderung von Wintersportgeräten als Gepäck- und Expressgut, sowie deren Mitnahme als Handgepäck wenigstens in der 3. und 4. Wagenklasse der Personenzüge vorläufig zu gestatten. (Für die 1. und 2. Wagenklasse und für die Schnellzüge gilt die Erlaubnis auch heute noch nicht!)

Die Freude derer aber, die sogleich von dieser Erlaubnis Gebrauch machen wollten, wurde recht erheblich getrübt; sie hatten die Rechnung ohne den heiligen Bürokraten gemacht (den die Revolution allzu gütig verschont hat). Es dauerte nämlich — in unserem Zeitalter des Telegraphen und des Telefons — etliche Wochen, bis die neue Verordnung die einzelnen Dienststellen erreicht hatte. Im Bezirk der Eisenbahndirektion Altona war dies bis zum 20. Dezember noch nicht geschehen. Und mancher mußte mit seinem Schlitten enttäuscht wieder nach Hause ziehen.

Aber jetzt (Mitte Januar) sind, wie uns aus Sportreisen versichert wird, alle Dienststellen hinreichend unterrichtet oder sollen es wenigstens sein. Also für den Fall, daß der Winter uns noch nicht

endgültig verlassen hat: Heraus mit den Schlitten und Schneeschuhen! Und lasse sich keiner etwa von einem Bahnbeamten, der vom Strome neuer Verordnungen grundsätzlich unberührt geblieben, anschauen und einschüchtern, sondern man bestehe beharrlich auf seinem Recht!

Krt.

Minister und Alkoholfrage. In einem etwas sonderbaren Verhältnis zur Alkoholfrage scheint ein Teil unserer deutschen Minister zu stehen. Im ersten Jahrgang des „Vortrupp“ haben wir gezeigt, welche seltsame Auffassung der Reichswirtschaftsminister von den Dingen der Alkoholfrage hat. Nun ersehen wir aus Briefen, die kürzlich zwischen dem „Bunde älterer Wandervögel“ (im Rheinland) und dem Reichsernährungsminister gewechselt wurden, daß auch dieser mit Kenntnissen aus dem Gebiete der Alkoholfrage nicht schwer belastet ist.

Der „Bund älterer Wandervögel“ hatte dem Reichskanzler seine Bedenken über die auch vom „Vortrupp“ (Nr. 25 von 1920, S. 587) scharf getadelte Einfuhr von Rum und Arrak ausgedrückt. Darauf antwortete der Reichsernährungsminister, dessen Arbeitsgebiet diese Angelegenheit berührt, den Wandervögeln, der Alkoholgenuß sei unter gewissen Umständen durchaus gerechtfertigt, zumal aus klimatischen Rücksichten, z. B. in den nördlichen und östlichen Gegenden Deutschlands, für die der Rum und Arrak auch hauptsächlich bestimmt sei, auch solle der eingeführte Rum zur Stärkung der Kranken Verwendung finden. Im übrigen sei die Bewilligung der Einfuhr auf Anregung der Reichsmonopolverwaltung für Branntwein erfolgt, und die dafür aufgewandte Summe von 25 Millionen Mark sei doch so unbedeutend, daß man nachteilige Einwirkungen auf unsere Valuta und weiterhin eine Gefährdung der gesamten Volkswirtschaft nicht zu befürchten habe.

Die Antwort, die sich der Minister von den Wandervögeln erteilen lassen mußte, ist bei aller Knappheit so treffend, daß wir uns eine wortgetreue Wiedergabe nicht versagen können. Sie lautet:

„Wir haben mit größtem Interesse davon Kenntnis genommen, daß Sie der Meinung sind, daß in den nördlichen und östlichen Teilen Deutschlands durch das Klima ein erhöhtes Alkoholbedürfnis bedingt sei. Die Erfahrung lehrt jedoch das Gegenteil. So herrscht z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in welchen sämtliche Klimata vertreten sind, ein vollkommenes Alkoholverbot. In den skandinavischen Ländern, also im hohen Norden Europas, ist die Enthaltensbewegung am weitesten vorgeschritten. Unseres Wissens wird Rum ärztlicherseits nur bei Magenkrankheiten verordnet, und zwar in Fällen, in welchen es tunlicher gewesen wäre, durch entsprechende Kürzung der Lebensmittelration vorbeugend zu wirken. Wir stellen also fest, daß, entgegen der Annahme des Herrn Ministers, für die Einfuhr keinerlei stichhaltige Gründe angeführt werden können, daß die Anregung zur Einfuhr vom Reichsmonopolamt für Brauntwein ausgeht, also einer Stelle, die an dem Schnapskonsum mindestens sehr stark interessiert ist. In der heutigen Zeit, in der dauernd offiziell und und inoffiziell darauf hingewiesen wird, keine ausländischen Luxusartikel, Schokolade und keine Zigaretten zu kaufen, wirkt es allerdings sonderbar, wenn der Herr Minister eine Summe von 25 Millionen Mark für eine recht bescheidene hält. Wir sind zwar mit dem Herrn Minister der Ansicht, daß diese Summe die deutsche Volkswirtschaft noch nicht ruiniert, daß man aber, falls man versucht, derartige Käufe stichhaltig zu begründen, auf dem besten Weg zum totalen Ruin ist.“

Auch ein Minister ist nicht allwissend; und man wird billigerweise nicht Gott weiß welche Kenntnisse bei ihm voraussetzen dürfen, aber es scheint uns doch nicht zu viel verlangt zu sein, wenn wir fordern, daß die Minister über besonders wichtige Teile ihres eigenen Arbeitsgebietes entweder selbst leidlich genau unterrichtet sind oder doch irgendwo im

Ministerium einen Kundigen haben, der sie nötigenfalls aufzuklären vermag und ihnen eine so tief beschämende Antwort, wie die der Wandervogel, erspart.

Vortrupp.

Rauchunsitte. Das folgende Geschichtchen hat sich unlängst in Osterreich zugetragen, wie wir der Wochenschrift „Tabakwirtschaftliche Rundschau“ entnehmen. Es hätte auch ebensogut in Berlin oder sonst in Deutschland sich ereignen können.

Der Generaldirektor der Tabakregie, Sektionschef Scheuchenstuehl, wurde vom Bundesministerium für Finanzen ersucht, für eine im Laufe des Nachmittags stattfindende Sitzung von Mitgliedern der Regierung Zigarren und Zigaretten zu liefern. Das Ansuchen mußte unter Hinweis auf den Zustand der österreichischen Beamten abschlägig beschieden werden. So berichten die österreichischen Zeitungen im Fettdruck, nicht etwa, weil man es unerhört findet, daß auf Kosten der Steuerzahler die Regierungsvertreter „unter Dampf“ ihre Sitzungen abhalten, sondern weil man es unerhört findet, daß „die Regierung nicht rauchen kann“. Die überall zunehmende Rauchunsitte erschwert es sehr vielen vernünftigen denkenden Parlamentariern und Regierungsvertretern, vor allem auch den jetzt mitarbeitenden Frauen außerordentlich, an den notwendigen Arbeiten sich zu beteiligen, da jede Aufforderung, das Rauchen wenigstens während der Beratungstunden zu unterlassen, gegen den betreffenden Antragsteller stets eine gewisse Voreingenommenheit erweckt.

—I.

Neue Bücher und Schriften

Ehmke, F. H.: Otto Specker. Eine Auswahl der schönsten Illustrationen des Künstlers. 12.— M. Fische-Verlag, Berlin.

für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Der Vortrupp

10. Jahrgang 1921

Nr. 4

2. Februarheft

Sittliche Diktatur.

Vor etlichen Monaten war ein Wort in vieler Leute Mund, das Wort: „Sittliche Diktatur“. Karl Scheffler, der es geprägt und in einer kleinen Schrift von einigen zwanzig Druckseiten*) auseinandergesetzt hat, wie er das Wort deutet und was er damit will, versteht unter „sittlicher Diktatur“ den, wie er hofft, bei vielen Volksgenossen zur Anerkennung gelangenden Grundsatz, „daß jede Verschwendung von Rohstoffen, Waren, Material oder Genußmitteln eine Verschwendung des Nationalvermögens und ein Mißbrauch der nationalen Arbeitskraft ist“ . . . „daß künstlich gesteigerte Bedürfnisse und übermütiger Verbrauch ein soziales Vergehen sind, weil dadurch die Allgemeinheit geschädigt und die Persönlichkeit demoralisiert wird, weil ein Luxus schändlich ist, der mit nationaler Freiheit und Ehre bezahlt werden müßte . . .“

In einer Reihe von Beispielen stellt Scheffler anschaulich dar, daß beträchtliche Einschränkungen in Wohnung, Kleidung, Essen und Trinken und unnützen oder gar schädlichen Einfuhrwaren (Schokolade, Südfrüchten, Wein und Tabak) geboten sind. Seine Forderungen decken sich ganz oder doch teilweise mit denen des Deutschen Werkbundes, der Alkoholgegner-, Tabakgegnervereine und ähnlicher Organisationen.

Der unmittelbare Erfolg des Schefflerschen Aufrufes war die Gründung des „Bundes der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung“**), dem eine größere Zahl hervorragender Männer und Frauen des öffentlichen Lebens als Mitglieder beigetreten ist. Der Bund hat bereits mehrere Preisausschreiben veranstaltet, und zweifellos fehlt es seinen Führern nicht an Tatkraft und Arbeitslust. Aber nachdem die Presse — oder wenigstens ein Teil der Presse — die Gründung des Bundes, der auf möglichst gangbaren Wegen dem herrschenden Materialismus zu Leibe will, lobend besprochen hat, ist es einstweilen von „sittlicher Diktatur“ und „Erneuerung wirtschaftlicher Sitte“ still geworden.

„Der Vortrupp“, der schon vor dem Kriege — als wir noch reich waren — und vollends nun, da Deutschland arm und nackt geworden,

*) Karl Scheffler, Sittliche Diktatur. Ein Aufruf an alle Deutschen. 25 S. Preis Mk. 1,65. Herausgegeben vom Deutschen Werkbunde. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin.

**) Die Geschäftsstelle des Bundes befindet sich in Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36 a.

immer und immer wieder dasselbe gefordert hat, was Scheffler jetzt mit Recht als die unerläßliche Bedingung hinstellt, unter der allein wir wieder hochkommen werden — „Der Vortrupp“ darf wohl die Pause in der öffentlichen Erörterung benutzen, um einmal in Kürze zu prüfen, wie weit der Bund der Erneuerung mit seiner Aufforderung „zu einfacher, vertiefter Lebensführung, zu freiwilligem Verzicht auf allen für das geistige Leben schädlichen und für das körperliche Leben unwichtigen Verbrauch und zur Förderung jeder der deutschen Volkswirtschaft nützlichen und jeder hochwertigen Arbeit“ auf dem rechten Wege ist.

Aber die sittliche Berechtigung seiner Forderung ist kein Wort zu verlieren, fast jedes Vortruppheft bietet Belege dafür. Aber „Der Vortrupp“ ist gewohnt, die Maßnahmen, um die es sich hier handelt, nicht nur vom Standpunkt des Ethikers aus zu betrachten, sondern sie auch nach ihrer Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit zu beurteilen.

Es ist hervorzuheben, daß der Bund denen, die sich ihm anschließen und für seine Grundsätze werben wollen, möglichst viel Bewegungsfreiheit zu lassen sucht. Die den Mitgliedern auferlegten Verpflichtungen — soweit von solchen überhaupt die Rede sein kann — sind ganz allgemeiner Art und nicht unbedingt bindend. So bleibt jedem Einzelnen natürlich die Entscheidung darüber belassen, ob der von ihm gemachte Aufwand an Kleidung und Wohnung, sein etwaiger Verbrauch an ausländischen Waren mit den Grundsätzen des Bundes in Einklang steht oder nicht und wie er andern gegenüber die Forderungen des Bundes auszusprechen gedenkt. Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht sind Schefflers Worte: „Es soll nicht sektiererisch geeifert werden, sondern es soll jeder den anderen immer wieder herzlich bitten, um des Vaterlandes, um unser selbst, um unserer Kinder willen vom Falschen zu lassen und das Rechte zu tun. Wird diesem oder jenem aber der Verzicht auf gewohnte Genüsse zu schwer, so soll er ihn nicht bringen.“*)

Es wäre ein billiges Vergnügen, über die gewiß nicht sehr glückliche Form, die Scheffler in dem zitierten Satz diesem Gedanken gegeben, einige lästernde Anmerkungen zu machen. Uns ist die Sache, um die es hier geht, zu ernst und zu wichtig. Es kann aber für einen Kenner des Volkslebens und der Volksseele keinem Zweifel unterliegen, daß ein so vorsichtig und in seinen Forderungen so unbestimmt gehaltener Mahnruf an die Opferwilligkeit der Allgemeinheit wirkungslos verhallen wird.

Man kann bei klarer, kluger Begründung und in einer Werbeart, die die Herzen warm macht, für sehr weitgehende und den Opferwillen des Einzelnen stark in Anspruch nehmende Forderungen Anhänger sammeln; fast in jeder Volksschicht ist das möglich. Die Grundbedingung ist nur, daß jeder, an den sich die Werbung richtet, bis ins Einzelne genau erkennt, was er tun oder lassen soll, und daß es da kein Ausweichen, keine Ausnahme und keinen Aufschub auf den andern Tag gibt. Das ist im großen genau

*) „Sittliche Diktatur“ S. 19.

so wie in engeren Verhältnissen: Ein Hausvater, der in der Zeit der Not zu seiner Familie spricht: „Kinder, wir wollen sparen, wir wollen für diese und jene Dinge nicht mehr so viel Geld ausgeben wie früher“, treibt dem sichern Untergange entgegen. Wer dagegen sagt: „Von heute an wird für die und die Genüsse kein einziger Pfennig mehr verausgabt, mag uns der Verzicht auch noch so schwer fallen“, der bringt sich und den Seinen die Rettung. Ein Bund, der also im Großen etwas gegen die alles überflutende Verschwendungssucht und den immer schärfer hervortretenden Materialismus unternehmen will, darf nicht anders handeln. Vielleicht schließen sich einem so rücksichtslos durchgreifenden Bunde nicht ganz so viele Personen an, wie einer Vereinigung, die an den Einzelnen weniger entschiedene Ansprüche stellt. Aber das ist sicher: Ein Häuflein von 10—20 Menschen, die sich verpflichtet haben, nicht mehr als ein Paar Stiefel und einen Anzug in einem bestimmten Zeitraum zu verbrauchen, keinen Tabak anzurühren, keinen Wein u. dgl., werden, zumal wenn sie aus ihrem Tun kein Geheimnis machen, gegen die allgemeine Verschwendungssucht weit mehr ausrichten, als 1000 andere, die, vielleicht von ebenso redlicher Absicht erfüllt, zu keinem entschiedenen Handeln sich aufraffen können und deren Tun und Treiben niemandem auffallen wird.

Was wir hier sagen, ist keine graue Theorie, sondern stützt sich auf unwiderlegliche Erfahrungen, die fast zu allen Zeiten und in aller Welt gemacht worden sind. Wir brauchen, um nach einem Beweise zu greifen, nur an die gegen den Alkoholismus gerichteten Bestrebungen zu erinnern: Die Geschichte dieser Bestrebungen lehrt ganz unzweideutig, daß allgemein gehaltene Mahnungen zur Nüchternheit, mochten sie noch so ernst und eindringlich erhoben werden, niemals viel gefruchtet haben. Wo etwas erreicht worden, wo ein Volk wirklich zur Nüchternheit erzogen worden ist, geschah es stets nur in der Weise, daß eine ständig wachsende Zahl von Volksgenossen für den Grundsatz gewonnen wurde, gänzlich auf den Genuß berauscher Getränke zu verzichten.

Die von Karl Scheffler gegebene und in dem Aufrufe des „Bundes der Erneuerung“ wiederholte Schilderung der Schäden, die unser Volk ergriffen, ist wahrhaftig nicht übertrieben. Jeder, der sehen will, muß erkennen, daß der Materialismus bei uns tatsächlich sehr bedenkliche Formen angenommen und der leichtsinnige Gedanke „Nach uns die Sintflut“ fast alle Volksschichten ergriffen hat. Das Leben in der Großstadt bringt diese Zeitererscheinung am deutlichsten zum Ausdruck: Verschwendung und Genußsucht kennen keine Grenzen mehr, und eine Entwicklung, die schon vor dem Kriege zu beobachten war, wird selbst durch des Reiches Niedergang und furchtbare Armut nicht aufgehalten; man beobachtet nur die großstädtischen Wirtshäuser und Vergnügungsstätten: eine sucht die andere zu überbieten. Kleine Konditoreien wachsen zu großen, vielbesuchten Kaffeehäusern an und leisten sich einen Verbrauch an Mehl und Zucker, der vielerorts die Polizeibehörden zum Einschreiten veranlaßt. Ältere —

in früheren Jahren besonders von eifrigen Zeitungs- und Zeitschriftenlesern bevorzugte Kaffeehäuser sind zu rauchgeschwängerten Tingeltangeln geworden; und, wenn die jüngsten Wünsche mancher Kaffeehausbesitzer in Erfüllung gehen, werden sie binnen kurzem ihre Wirtschaften in Ballhäuser verwandeln, und über die weitere Entwicklung wird man dann nicht lange im Zweifel bleiben.

Der Grundgedanke jener von uns mitgeteilten Forderungen des „Bundes der Erneuerung“ ist also nur zu berechtigt und wird es vollends in nächster Zukunft sein. Um so mehr erheischen die bestehenden Zustände ein tatkräftiges Zugreifen. Wer hier zum Guten wirken will, von dem darf es nicht heißen: „Wasch mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß.“ Will der „Bund der Erneuerung“ seine Daseinsberechtigung erweisen, muß er schon die Bahnen allzu vorsichtiger Diplomatie meiden und fest ins Wespenneß hineinfassen. Mögen Ubelwollende ihn auch zu den „sektiererischen Eiferern“ zählen, das darf ihn nicht anfechten. Er täte sogar gut daran, sich enger an diejenigen Organisationen anzuschließen, deren Ziel deutlich vorgeschrieben steht und auf deren Tätigkeit der Bund schon gelegentlich hingewiesen hat. Wenn der „Bund der Erneuerung“ von seinen Anhängern verlangte, daß sie mindestens einer dieser Vereinigungen, also etwa dem Tabakgegnerbunde*) oder einer Abstinenzvereinigung**) als Mitglieder angehören, so würde darin immerhin ein verheißungsvoller Anfang nutzbringender Arbeit zu erblicken sein.

Jedenfalls, eine Vergeudung von Kräften, auch sittlichen Kräften, darf heute niemand sich leisten, am wenigsten der, welcher einer „sittlichen Diktatur“ zum Siege verhelfen will.

Reinhard Kraut.

Erwerbslosenproblem, Entlastung der Städte durch Umsiedlung und Kulturdienstpflicht.

Zwei wichtige Aufgaben hat die deutsche Landwirtschaft gegenwärtig zu erfüllen: Den Hauptanteil der für die Ernährung des deutschen Volkes wichtigsten Nahrungsmittel zu liefern, wobei gleichzeitig anzustreben ist, daß sie eine vom Auslande möglichst unabhängige Nahrungsmittellieferantin für die Zukunft wird, ferner den „überschüssigen“ Teil der Bevölkerung (Clémenceaus „zwanzig Millionen zu viel“) aufzunehmen, nachdem die Stadt ihnen keine Existenz mehr bietet. Beides sind volkswirtschaftlich und sozialpolitisch gleich wichtige Forderungen.

*) Geschäftsstelle des „Bundes Deutscher Tabakgegner“, Dresden-N. 19, Kugelgenstr. 41.

**) Geschäftsstelle des „Allgemeinen deutschen Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus“ (dem die meisten deutschen Abstinenzvereine angegliedert sind) Hamburg 30, Eppendorferweg 211.

In den Städten haben wir die vielen Erwerbslosen, deren Zahl in den amtlichen Veröffentlichungen viel zu gering angegeben wird. Wohl handelt es sich für den Reichsfinanzminister selbst nur um die Zahl derjenigen Erwerbslosen, die Arbeitslosenunterstützung beziehen. Dies sind allerdings zurzeit nur etwa 400 000. Ihrer werden nur weniger, weil die Bestimmungen der Erwerbslosenfürsorge strenger gehandhabt werden. Gesicherte Arbeit, die zur Bodenständigkeit führt, kann ihnen nicht geboten werden. In diesen Zahlen treten die nicht unterstützten Erwerbslosen, die heute auf 1 Million Köpfe geschätzt werden und die volkswirtschaftlich eine dauernde große Gefahrenquelle darstellen, nicht hervor. Diese erhalten eine Vermehrung durch die entlassenen 110 000 Reichswehrangehörigen. Weiterhin dürfen nicht vergessen werden die auf 2 Millionen geschätzten Kurzarbeiter, die eine stark geminderte Existenzmöglichkeit besitzen, und zuletzt noch die im Leerlauf der deutschen Volkswirtschaft, bei Kriegsgesellschaften, Abwicklungsstellen, Eisenbahn und Post befindlichen Arbeitskräfte. Sie alle belasten das Reich ohne wertvolle Gegenleistung. Alles in allem sehen also mit Sorgen und Bangen der Lösung des Arbeitsproblems rund 3 000 000, mit Frau und Kind aber 10 000 000 Menschen entgegen, und diese Zahl kann sich bis zum Frühjahr leicht verdoppeln, so daß dann die Zahl von 20 000 000 Menschen, die Deutschland zuviel haben soll, erreicht worden ist. Diese werden dann zur Selbsthilfe greifen, und das Wort vom kommenden Bolschewismus wird seine Erfüllung gefunden haben.

Hunderttausende, die hungernd und frierend die Großstädte belasten, stammen vom Lande und wollen dorthin zurück. Sie sehnen sich nach einem gemütlichen Heim auf eigener Scholle. Der Ruf nach Heimstätten hallt durchs Land und kann seine Erfüllung nicht finden. Andere, die nicht für Landarbeit geeignet sind, streben anderweitige Beschäftigung an. Alle aber, — mit Ausnahme eines verschwindenden Bruchteils „chronisch Erwerbsloser“ — wollen Arbeit, richtige, werteschaffende Arbeit, ganz gleich letzten Endes, für wen sie diese Arbeit leisten; ob für den „Kapitalisten“ oder für den Sozialismus, kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

„Entlastung der Städte durch Umsiedlung“ lautete die Losung der Novembertagung des Deutschen Vereins für Wohnungsreform. Sicherlich ist es ein dankenswertes Unternehmen, daß sich der Verein, etwas über seinen eigentlichen Aufgabenbereich hinausgehend, gerade jetzt solchen Fragen zuwendet. Jetzt, in der Zeit der Umwertung aller Werte, kann eine Entlastung der Städte nur durch Produktionsverschiebungen und Umsiedlung erwartet werden. „Zurück zur Natur“, zur Zeit Rousseaus ein schlagwortartiger Begriff, erscheint heute in einem anderen Lichte. „Zurück aufs Land“ ist die Grundnotwendigkeit, die überlasteten und kraftzerstörenden Städte zu entlasten. Das Land als Quelle der Kraft, des Frohsinns und der Gesundheit ist uns geblieben. Das wird man uns nicht nehmen können. Wir müssen es aber auch zu nutzen, mit dem uns gelassenen Pfunde zu wuchern wissen!

Der Heimstätten-gedanke, seit Jahr und Tag Schmerzenskind des Bundes deutscher Bodenreformer, konnte vor dem Kriege nicht in dem Maße festen Fuß fassen, wie es wünschenswert gewesen wäre, war doch die Mehrheit des deutschen Volkes an den aufgeworfenen Problemen nicht genügend wirtschaftlich interessiert. Mit einem Schlage wurde dies anders. Millionen von Menschen wurden von ihrer Scholle hinweggerissen, fünf lange Jahre kannten sie keine Bodenständigkeit, und so mußte die Sehnsucht nach einer festen Bleibe, nach einem Heim, entstehen. Unterstützt wurde dieser Wunsch durch die maßlose Verteuerung aller Lebensmittel, die aus heimatlichem Boden gewonnen wurden, und der hungernden Bevölkerung das Land als Produktionsmittel wieder näherbrachten. Und sie sollten mangels genügender Gesetzgebung nicht Teil daran haben!

Siedeln und Bauen sind gerade jetzt unendlich schwierige Unternehmungen. Allein die Kapitalbeschaffung, soweit sie sich auf Darlehen stützt (Zuschüsse für Siedlungszwecke wirken nicht erzieherisch, weil sie den Erwerbssinn und die Lust zum Erarbeiten, Sparen und Selbstschaffen lähmen), stellt die Wirtschaftlichkeit in Frage. Zudem kann und will nicht jeder Arbeitsuchende Landwirt oder Siedler werden. Unter dem Wahlspruch „Entlastung durch Umsiedlung“ jedoch soll allen geholfen werden. Wie ist das durchführbar? In welche Bahnen müssen Arbeitspolitik und Siedlungspolitik gelenkt werden, um die schweren Gefahren, die Arbeitslosigkeit, Unzufriedenheit und Elend im Gefolge haben, von unserem Volksganzen abzuwenden?

Eine gesunde Siedlungspolitik ist nicht ohne eine gute Arbeitspolitik möglich. Auf die gesamte Gütererzeugung angewendet, heißt das: Zunächst muß das Arbeitsproblem gelöst werden, erst dann kann eine Gesundung unserer Gesamtwirtschaft erfolgen. Hauptmann Numann, der Gründer seiner „Freikorps der Arbeit“, prägte einst ein Schlagwort: „Durch Arbeit zur Heimstätte!“ Das sollte besagen: „Sucht euch Arbeit, und zwar dort, wo euch auf Jahre hinaus eure Existenz gesichert erscheint und dann erkämpft euch durch diese langanhaltende Existenzmöglichkeit die Anwartschaft auf eure Heimstätte.“ Nach diesem Prinzip haben es die Bergmannsiedler in Schmagarei und nach ihnen viele andere zum Eigenheim gebracht. So entstehen eigene Wohnungen, aber erst nachdem durch die Schaffung guter Existenzbedingungen gesicherte Bodenständigkeit für diese entwurzelten Volksgenossen erworben worden ist. Ständige Arbeitsmöglichkeit führt zur Sesshaftigkeit! Auf Siedlung und Heimstättenbau entsprechend angewendet, bedeutet es, erst die Lösung des Arbeitsproblems herbeiführen und dann die Lösung des Siedlungsproblems ermöglichen. Deshalb erscheint es grundfalsch, heute schon das Siedlungsproblem in Werbereden in das Volk hineinzutragen, bevor das Arbeitsproblem auch nur soweit geklärt erscheint, um ein vorläufiges festes Ziel zu zeigen. Was soll mir die Heimstätte, wenn mich der Existenzkampf nach kurzem wieder in die Ferne treibt? In diesem Sinne schrieb Hauptmann Numann vor kurzem:

„Den Hauptanreiz zu erhöhter Arbeitsbetätigung bildet der Siedlungs- und Heimstättengedanke. Aber es würde bald zu bösen Rückschlägen führen, wollte man den Wunsch nach Besitz einer Heimstätte wachrufen, ohne dabei die Möglichkeit zur Arbeit, die wirtschaftliche Existenzfrage, zu lösen. Sollen große Schwierigkeiten von Anfang an vermieden werden, so muß vorerst eine wirksame Arbeitspolitik getrieben werden, um ihr dann eine vielversprechende Siedlungspolitik folgen zu lassen. Zunächst muß sich jeder Siedlungslustige durch gesteigerte Gütererzeugung, vor allem auf dem Rohstoff- und weiterhin auf dem Baustoffmarkte, bei eigener angespannter Arbeitsleistung, ein Guthaben beschaffen. Alsdann muß ihm die Gewähr geboten sein, daß sein Besitz durch weitere Arbeitsmöglichkeit und vermehrte Gütererzeugung für die Zukunft gesichert erscheint. Deshalb können Arbeitsproblem und Siedlungsproblem niemals getrennt voneinander behandelt werden. Erwerb und Sicherung der Heimstätte durch fortdauernde Gütererzeugung, das ist die Forderung des Tages. Arbeit und Siedlung führen auf diesem Wege zur volkswirtschaftlichen Gesundung; sie bedeuten damit eine ausschlaggebende Hebung der Volkswirtschaft.“

Doch nicht alle Siedlungslustigen und Heimstättenanwärter bringen ein solch gerüttelt Maß voll Energie, Einsicht und Ausdauer auf, wie nötig ist, um auf diesem Wege zur Zufriedenheit für den Einzelnen und damit zur Gesundung unserer Wirtschaft zu gelangen — auch das hat sich in den Numanschen Arbeitsgemeinschaften gezeigt. Die große Masse würde dazu eines Zwanges bedürfen; ein solcher, ausgeübt von der Regierung durch den pflichtgemäßen Arbeitsdienst, verspricht Erfolg.

Wir werden nicht umhin können, wenn anders Deutschland auf der Liste der weltwirtschaftlich bedeutenden Völker verbleiben soll, der Urquelle der menschlichen Ökonomie, der Arbeitskraft des Einzelnen, mit Zwangsmaßnahmen zu nahen. Die Arbeitsdienstpflicht stellt das Mittel dar, zu gleicher Zeit die Erziehung zur Arbeit zu bringen, zum nationalen Wirtschaftsfrieden beizutragen und die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen.

Die allgemeine Wehrpflicht ist anerkanntermaßen eine Schule des deutschen Volkes gewesen. Körperlich und geistig wurden Werte gezeitigt, die kulturell einen bedeutenden Fortschritt darstellten. Wirtschaftlich konnten diese Werte nur bei den technischen Truppen, woselbst die Arbeit Selbstzweck war, in die Erscheinung treten. Diese Schule ist uns genommen. Was liegt nun näher, als der Gedanke, eine Kulturarmee von 500 000 Mann aufzustellen und diese zur Hebung deutscher Volkswirtschaft dort einzusetzen, wo in erster Linie der Urerzeugung gedient werden soll? Es ist nicht Zweck dieser Zeilen, das ganze Gebiet der Kulturdienstpflicht, über welches schon so viel geschrieben wurde, näher zu erläutern, jedoch halte ich es für notwendig, darauf hinzuweisen, daß die gesamte Siedlungstätigkeit durch Baugenossenschaften in Bergbau und Landwirtschaft erst grundlegend gefördert und verbilligt wird bei Erzeugung der Baustoffe

durch die Kulturarmee. Das Problem der Siedlung und Heimstätten-gründung würde durch planmäßig eingesetzte Bautrupps, die nach den Grundsätzen wissenschaftlicher Betriebsführung arbeiten, wie wir es etwa von den Pionieren im Frieden gewöhnt sind, schnell und billig gelöst werden.

Die Kulturdienstpflicht dient auch der Rück siedlung auf das Land, da sie ja hauptsächlich dort abgeleistet wird und manchen Dienstpflichtigen erst mit dem Lande vertraut macht, wie es die frühere Wehrpflicht leider umgekehrt mit der Stadt tat.

Die Erziehung zur Arbeit auf dem genossenschaftlichen Wege mit anschließender Begründung einer selbständigen Existenz, der Grundgedanke der Numanschen Aufbauarbeit, ist als grundlegender Faktor unserer gesamten Aufbauwirtschaft noch nicht genügend erkannt. Geld ist immer wieder die Forderung für Arbeitszwecke (produktive Erwerbslosenfürsorge) und für Siedlungszwecke (Baukostenzuschüsse). Man gebe Darlehen an soziale Arbeits- und Siedlungsgenossenschaften. Alle Mittel, in einer Deutschen Arbeits- und Siedlungsbank aus den bisherigen Baukostenzuschüssen und der Erwerbslosenfürsorge vereint, werden zur Beschaffung von Arbeitsobjekten möglichst der Uterzeugung und nicht der Weiterverarbeitung oder der Weiterleitung zur Verfügung gestellt. Statt des Papiergeldes sollte nach Möglichkeit das Arbeitsobjekt (Land, Jungtiere, Baracken usw.) bereitgestellt werden. Eine solche Arbeits- und Siedlungsbank, in Anlehnung an die private, einheitlich durchgeführte Organisation der Stellen, die sich mit Arbeits- und Siedlungsfragen beschäftigen, sichert und krönt gewissermaßen die so dringend zu wünschende, mit aller Kraft anzustrebende Vereinheitlichung und Zentralisation auf diesem Gebiete. Jetzt herrscht ein wirres Durcheinander: Reich und Einzelstaaten liegen in stetem Kampf, arbeiten, ebenso wie die privaten Organisationen, womöglich einander entgegen. Und doch gehören in der praktischen Durchführung Arbeit und Siedlung unbedingt zusammen, etwa wie Finanz- und Vermögensverwaltung.

Doch die Verschiebung unserer Produktion aus den Städten auf das Land ist nicht allein durch Umsiedlung und Rückführung der Massen zu lösen. Sie ist zugleich auch eine Frage der Kraftlinien und Verkehrswege. Deshalb wird eine Kulturarmee ebenso notwendig wie für Siedlungszwecke auch zum Ausbau unserer Kraftwirtschaft (Kohle, Torf, Wasser) am Gewinnungsort und zur Fortleitung der gewonnenen Kraft auf das Land einzusetzen sein, wo Landindustrien, Hausindustrien und Heimarbeit mehr zur Geltung kommen müssen. Werden aber die Rohprodukte am Gestehungs-orte selbst zur Beseitigung des Gegensatzes zwischen Landarbeiter und Industriearbeiter sofort in einer Gutsindustrie weiterverarbeitet, so wird das zum Ausbau unserer Verkehrsmittel (Kanäle, Eisenbahnen, Kunststraßen) in das nicht erschlossene Land führen.

So wird die Kulturarmee in der Lage sein, der Volksgemeinschaft neue Werte zu schaffen. Dem einzelnen Kultursoldaten jedoch wird die im

Dienste der Allgemeinheit geleistete Arbeit eine Art Versicherung werden, die ihm und seiner Familie Anwartschaft auf eine Heimstätte und damit Ruhe im Alter und Bodenständigkeit sichert.

Entlastung der Städte durch Umsiedlung bei Unterstützung durch eine allgemeine deutsche Kulturarmee — so kann unser deutsches Vaterland noch zur Quelle des Glücks für unser Volk werden. Erschließen wir ihm die Wege zur Natur! Echtes deutsches Volkstum kann nicht hinter Mauern und Maschinen erblühen, sondern nur in engster Fühlung mit deutscher Erde. Nur leben und arbeiten in und mit der Natur schenkt reinste Schöpferfreude.

Karl Hermann.

Auf eigener Scholle.

3. „Bei einem Wirte wundermild . . .“

Nicht weit von mir wohnt ein Mann, für den hat sein Vater gut gesorgt. Nicht, daß er ihm viel Geld hinterlassen hat, es mögen sogar noch Hypotheken auf seinem kleinen Grundstück lasten, aber der Vater hat ein paar Schluchten, die sich durch das Land ziehen und für den landwirtschaftlichen Betrieb fast wertlos waren, mit Obstbäumen bepflanzt. Es sind Sorten darunter, die mir sehr gefallen; als ich aber einmal vor Jahren mit diesem Manne durch seine Obstanlagen ging, da erfuhr ich, daß er seine Sorten anders bewertete als ich.

„Dat is en gude Verfoopsappel“, sagte er und zeigte auf einen Baum, der mit großen, gut aussehenden Früchten behangen war.

„Awer de schmeckt ja nich“, erwiderte ich.

„In de Stadt koopn de Lüüd de Appeln na't Utsehen.“ Er lachte: „Wenn se man groot un buntig sind, schmecken könnt se denn as en Runkelröw!“

Leider hat der Mann recht. Man bevorzugte früher aber auch die Amerikaner über Gebühr: ich habe in Hamburger Schaufenstern mittelmäßige amerikanische Apfel gesehen, die doppelt so teuer waren, als daneben ausgestellte vorzügliche deutsche Sorten, wie z. B. Schöner von Boskoop; die Einheimischen hatten — trotz des Namens und ihrer hervorragenden Eigenschaften — nicht das leuchtende Aussehen der Fremden. Wir bauen nämlich in Deutschland Sorten (von denen zwar nicht wenige zuerst im Auslande gezüchtet wurden, wie auch ihre Namen sagen), die wahrlich nicht den Vergleich mit den Amerikanern zu scheuen haben; sie haben in ihrem Geschmack mehr „Charakter“, und ein kundiger Süddeutscher versicherte mir, daß gerade die Apfel Norddeutschlands, insonderheit die der Küstenländer, sich hierdurch auszeichnen.

Ein Zeichen der geringen Obstkenntnis der städtischen Käufer ist auch, daß man im Herbst in den Läden und Schaufenstern massenhaft „Echte Gravensteiner“ ausgestellt findet, die mit dem Apfel des Ursprungslandes

nichts gemein haben; ich fand mir wohl bekannte, ganz minderwertige Sorten mit diesem hochtönenden Namen belegt. Mit schuld an solcher Unkenntnis und Mißachtung der einheimischen Erzeugnisse sind aber auch manche Obstzüchter. Das muß betont werden.

Die Amerikaner züchten und bevorzugen Sorten, die sich gut halten und verschicken lassen; sie sortieren das Gute und Beste heraus und wissen es gut aufzubewahren. Es gibt in Deutschland Gegenden, wo man das Gleiche anstrebt. Durchweg wird aber im Herbst, sobald es irgend angeht, das Obst gepflückt und auf den Markt oder in die Läden der städtischen Händler gebracht. Die besten Apfel, das Winterobst, sind dann noch hart und geschmacklos; sie müssen erst lagern, um esreif zu werden. Nach dem Geschmack kann also die Hausfrau nicht urteilen und aussuchen, sie kauft nun meist nach Aussehen oder weil ihr die und jene Sorte angepriesen wird. Gewöhnlich hat sie auch gar nicht einmal einen passenden Platz zur Aufbewahrung. So „verschrumpeln“ oder faulen denn viele; das kann ihre oder der Ortschaft Schuld sein, es kann aber auch daran liegen, daß der Erzeuger zu früh und nicht mit gehöriger Vorsicht gepflückt hat, oder daß der Händler die Ware schlecht behandelte. Wer soll das noch feststellen! — Die Käuferin aber hat den Schaden. — Es kommt auch vor, daß sie die noch nicht esreifen Winteräpfel zu früh „verknackt“, die Herbstäpfel aber sorgsam liegen läßt, bis sie braun oder mehlig werden, wie es guten Freunden von uns begegnete. In allen solchen Fällen ist der Abnehmer unmittelbar der Leidtragende, aber mittelbar ist auch der Erzeuger an dem Schaden beteiligt: seine Apfel kommen in Verruf. Was einzelne versehen und verschulden, wird dann „dem deutschen Obstbau“ zur Last gelegt. Nun kommt noch hinzu, daß im Herbst das Angebot groß, zu groß ist: das Obst wird billig (jedenfalls ist das in normalen Zeiten so!), und der Obstbauer muß seinen Kram loswerden, weil er keinen Raum hat, die Menge so aufzubewahren, daß sie gut bleibt und esreif wird.

Es gibt Obstzüchter, die klüger waren. Von solchen Leuten haben wir gelernt. Als wir die Pläne zu unserm Landhaus entwarfen, sahen wir gleich geräumige Keller vor, die frostfrei, trocken und gut lüftbar sind. In diesen wurden Gerüste angebracht mit ausziehbaren Horden, auf denen die Apfel nebeneinander hingelegt werden. Darüber ließe sich nun viel reden, doch würde das hier zu weit führen. Aber Obstbau und Obstverwertung wäre aber noch einiges zu sagen.

Manche Erwartung erfüllt sich nicht, manche Hoffnung zerrinnt. — Nachtfröste vernichten zuweilen die schönste Blütenpracht; man sieht sie kommen, der Reif am Grase zeigt am frühen Morgen, daß sie übers Land zogen und wir wissen dann, daß viel werdendes ihnen zum Opfer fiel. Aber wir konnten es nicht verhindern. Freilich, bei uns an der Seeküste treten sie seltener verheerend auf: das große Wasserbecken haucht aufgespeicherte Wärme aus und wirkt ihnen entgegen, auch ein Grund, warum man schon vor vielen Jahren hier Obstgärten anlegte. Ein paar

Kilometer landeinwärts, spürt man von dieser segensreichen Wirkung der See weniger oder nichts mehr. Im letzten Jahre hat aber auch an der Küste der scharfe Nordwest vielen Schaden getan. — Was von dem eisigen Hauch betroffen wird, bringt keine Frucht. Und was dann doch der Ernte entgegenreift, ist auch manchen Gefahren ausgesetzt: Ungezieser und Stürmen. Gerade um die Zeit der Reife setzen oft die Herbststürme ein, sie schütteln die Kronen, und die oben an schlanken Zweigen sitzenden Früchte, die die Sonne am schönsten färbte, werden am ehesten heruntergerissen. Sie sind beschädigt: Falläpfel!

Kein Klagen und Jagen hilft; sie müssen sogleich gesammelt und wieder gesammelt und auf Tischen oder Borden ausgebreitet werden. Sie geben der fleißigen Hausfrau und ihren Helferinnen den ganzen Winter Arbeit. Es ist nämlich nicht richtig, sie schon gleich, also nicht ausgereift, in der Wirtschaft zu verarbeiten. Als Kinder sammelten wir sie für unser „Mörnest“, das heißt, wir legten sie ins Heu, daß sie möglichst schnell (für Kinder wichtig!) nachreifen; so entwickelten sich aus den „Multreffers“ noch recht gut schmeckende Früchte. So tut auch die Hausfrau, nur daß sie dazu nicht eines „Mörnestes“ bedarf, denn sie hat den ganzen Winter Zeit, die Äpfel zu schälen und Trockenobst daraus zu bereiten. Sie muß aber immer gut nachsehen und stets das verarbeiten, was entsprechend nachgereift ist, oder „angehen“ will. Nicht im Backofen trocknet die erfahrene Frau, nicht auf dem Herd, wo Dämpfe immer wieder Feuchtigkeit geben; wichtig ist, daß mit gutem Luftwechsel bei nicht großer Wärme getrocknet wird. Das geschieht in besonderen Apparaten (sie können recht einfach gestaltet sein und doch gut wirken und sparsam arbeiten) wenn es sich um größere Mengen handelt; es kann an einem geeigneten oder dafür hergerichteten Zimmerofen geschehen, wenn täglich und in kleinen Mengen getrocknet wird. Man kann sich das sehr sparsam einrichten. Man soll aber auch am Ofen „trocknen“ und nicht „darren“! Die Vorschriften, die man darüber in „Hauswirtschaftlichen Ratgebern“ liest, lassen zuweilen erkennen, daß „guter Rat“ zwar billig, aber auch nichts wert ist.

Kommt dann die Zeit des Obstpflückens — sie ist für jede Sorte und in jedem Jahre, je nach der Witterung verschieden —, so wird alles kleine und minderwertige Obst ausgesammelt und wieder sortiert; das kommt hauptsächlich als „Wirtschaftsobst“ in Betracht. Nur gutes, ansehnliches und haltbares Obst kommt — nebeneinander gelegt — auf die Horden. Welch einen wundervollen Anblick bietet dann so ein Obstkeller! — In seinen „Phantasien im Bremer Ratskeller“ schildert Wilhelm Hauff die Wunder, die er schaut, als er hinter dem Ratsdiener in die heiligen Hallen des Weinkellers eintritt. Was für klangvolle Worte und farbenreiche Bilder findet der Dichter, wenn er die Geister der Weine schildert. Und doch ist dies alles nur Selbsttäuschung und Trug. Was dort in den „braunen Särgen“ ruht, ist nur das, was nachblieb, als der Hefepilz an der herr-

lichen Gottesgabe, an der edlen Traube, die an den Ufern des Rheinstroms prangte, sein Zerstückwerk verrichtete, und ihr, der Zertrutenen, das beste raubte, was die Natur hineingelegt hatte. Man muß nur gewisse Vorurteile und einigen Aberglauben abgelegt haben, um den Anblick langer Reihen herrlicher und in mancherlei Farben prangender Früchte schöner zu finden als den des „Apostelkellers“ und den der „Rose“, oder selbst des Weines, der im „grünen Römer dem dunkelroten Golde gleicht“. Und dann der Duft! Herrlicher, goldgelber Gravensteiner, du übertriffst darin all die neuen und all die vielgerühmten Fremden, aber würzig und ihren Wert kündend umspielt sie alle das Liebliche und das Eigenartige, das die goldene Sonne und die herbe Herbstluft in sie hineinzauberte. Im Keller des gärenden Mostes geht ein brennendes Licht aus, und es erlischt so manches Geisteslicht nachher beim Gläserklang! Das was die Natur uns gab, das ist es, was des Menschen Herz erfreut.

4. Dem Winter entgegen.

Es war ein Blick in ein fernliegendes Land, den wir eben getan haben, jedenfalls gilt das für den Siedler, der hinauszieht aus der Stadt, um auf einem passenden Gelände einen Obstgarten anzulegen. Zuerst kommt die Auswahl der Sorten, und zwar der richtigen Sorten, d. h. derjenigen, die sich für die Gegend und den betreffenden Boden eignen. Dann kommt das Pflanzen, und zwar das richtige Pflanzen. Und dann kommt die Pflege, Baumscheiben und Düngung. Und dann das Beschneiden. — Darüber will ich hier nichts sagen, denn darüber gehen die Urteile weit auseinander, und wenn man zwei Sachleute zu Rate zieht, so kriegt man drei Meinungen zu hören. Es spielt nämlich Baum- und Bodenart und mehr noch dabei mit, das berücksichtigt werden muß.

Allmählich, nach und nach kommt dann auch die Ernte. Als ich im Herbst 1910 mein Landheim bezog, hatte ich mit dem Obstpflücken noch nicht sehr viel Arbeit. Ein alter Apfelbaum, der am Wäldchen im Knick steht, trug mehr, als die ganze junge Gesellschaft, obwohl er schon etwas hohl war und Jahr um Jahr ein Meisenpärchen in ihm sein Nest baute. Wie er dorthin gekommen war, wußte niemand. Vielleicht hat mal ein Junge ein Kernhaus, oder ein Eichhörnchen einen Kern dorthin geworfen, aus dem ein lebenskräftiger Sproß aufwuchs, der — aus Ursachen, die wir nicht kennen — die Art des Mutterbaumes bewahrte, während sonst meist Wildlinge oder Andersgeartete aus solchen Kernen werden. Jedenfalls ist es eine bodenständige Sorte: wir nennen sie hierzulande „Krieger“, sonst heißt er Roter Eiserapfel.

Bald nachdem ich eingezogen war, konnte ich meine silberne Hochzeit feiern; da überbrachten mir flensburger Freunde mit ihren Glückwünschen zwei Apfelbäume. Sie sind nett herangewachsen und erfreuen mich jedes Jahr mit ihren Gaben. Es wäre heute und ist in Zukunft manchem Siedler mit so einem Geschenk besser gedient als mit vielem anderen. Vieles

verwelkt und vergeht, so ein Baum aber erinnert stets an den Geber und wird von Jahr zu Jahr wertvoller.

Also meine Ernte war in jenem Jahre bald beschafft, dann kam der Winter. Es kam das Sterben in der Natur und die große Stille. Die hatte ich mir so schön gedacht, und sie war es auch; zudem hatte ich nicht nur „Beschäftigung“, sondern ich hatte mancherlei Notwendiges zu tun, und ich konnte mich nun an Arbeiten heranzumachen, die ich bis dahin verschoben hatte. Aber meinen Töchtern, Großstadtkindern, wurde es zu still; sie haben sich damals nur langsam an das Landleben und namentlich an den „langen einsamen Winter“ gewöhnen können. Das hat mir oft zu denken gegeben! — Gerade während ich dies schreibe, finde ich in der „Tägl. Rundschau“, in einer Buchbesprechung von Willy Lange, ein paar Bemerkungen, die ich hier wiedergeben möchte. Er sagt: „Die reinsten Freuden sind im Zusammenleben und im Zusammenklingen des Eigenlebens mit der Natur“. Dennoch sagt er später: „Der „Flachbau“ allein tuts nicht! Viele werden sich im kommenden Winter schon aus den Wohnschachteln und Wohnkisten nach der warmen „Mietskaserne“ zurücksehnen. Eine Änderung der Wohnweise ist eine Aufgabe für Jahrzehnte, für Menschenalter, keine rasche „Bewegung zur Siedlung“. Wieviel „Bewegungen“ hat man schon stillstehen sehen . . .“ — Man hört selten von Leuten, die „das Sehnen nach dem Heim im Grünen im Herzen tragen“ solch klug abwägendes Urteil. Ich möchte allerdings dazu bemerken, daß die Stimmen der Führer der „Bewegungen“ laut und voll klingen müssen, wenn sie in der Welt gehört werden sollen; ich weiß das auch aus eigener Erfahrung. Jeder aber, der „Luft zum Siedeln“ hat, soll sich prüfen, er soll all das in Betracht ziehen, was sonst noch mit dem „Haus im Grünen“ vermaht ist, so z. B., daß die Arbeit draußen im Grünen, nach der Zeit des Werdens und Reifens, fünf Monate lang und länger noch ruht, daß durchweg die Siedler dann eine Beschäftigung haben müssen, die Körper und Geist in Anspruch nimmt, und die dazu hilft, daß der Schornstein raucht. Das muß immer wieder betont werden.

Nun noch ein Wörtlein vom Zusammenleben mit der Natur, wie es der Winter bietet, wenn sein weißer Mantel das Leben einhüllt. — Der Herbst hatte das grüne Kleid der Wälder und Knicks bunt gefärbt: er hatte leuchtendes Gelb und fröhliches Rot in ihre Zweige und Kronen gestreut und sie noch einmal herrlich geschmückt. Dann kamen die Novemberstürme über die Förde hergebraust. Mit eisigem Hauch vernichteten sie die bunte Pracht und mit rauher Faust streuten sie die welken Flitter über die Felder. Als wir eines Morgens aufwachten, war über Gärten und Häuser, Felder und Wälder eine blendend weiße Decke gelegt.

Auf den Straßen der Stadt ist die glatte, schimmernde Fläche bald zertreten, auf den Dächern wird sie durch Ruß beschmutzt, in den Vorgärten wüten Schaufel und Besen gegen sie. Auf dem Lande ist der weiße Mantel dauerhafter: weit und breit, so weit man sehen kann, hüllt

er in ursprünglicher Reine und Schönheit alles ein. Aber das moosgrüne Strohdachhaus des Nachbars ist eine Hermelinkappe gestülpt. Es schaut aus seinen beiden Giebelfensteraugen verwundert über den Gartenwall hinweg auf den Mann, der mit seinen Holzschuhen die ersten Spuren in den Schnee tritt. Aber auch diese Abdrücke stören im Bilde nicht: sie bleiben weiß.

Wer am nächsten Tage über die Felder und durch den Garten geht und aufmerksam die weiße Decke betrachtet, der sieht dann, daß sie auch hier doch nicht in ihrer vollen ursprünglichen Zartheit und Unberührtheit geblieben ist. Je genauer man hinblickt, desto mehr Fußspuren findet man, und das gerade dort, wo des Menschen schwerer Schritt nicht hingekommen ist.

Freund Lampe wagt sich vom Felde her dreist in die Gärten hinein. Man erkennt seine Spuren leicht im Schnee. Sie führen an den Kohl, dort hat er sich gütlich getan, vielleicht auch getanzt oder sich gebalgt, denn merkwürdig zertreten ist der Schnee stellenweise. — Nun wissen wir auch, was für ein Dieb das war, den der „Wolf“ witterte, als er nachts auf der Fensterbank saß und gegen die Scheibe bellte. Wir taten ihm also Unrecht, als wir ihn scheltend in seinen warmen Korb verwiesen und ihm sagten, er habe wohl von dem alten Handwerksburschen geträumt, der gestern mit seinen zerfetzten Trittlingen so kümmerlich durch den Schnee stapfte, und dem er das warme Mittagessen nicht gegönnt hatte. Er, der feinsinnige, hatte den Hasen gewittert, der in der Nähe einen jungen Obstbaum benagt hatte. — „Beruhige dich, Wolf, der Hasenschutz, das Drahtgeflecht, das um den Obstgarten geführt ist, soll nachgesehen und dicht gemacht werden; man sieht ja im Schnee, wo die Hasen ihren Durchschlupf haben.“ —

Unendlich viele Spuren von Vogelfüßlein führen auf dem Schnee hin und her. Im Wäldchen haben Buchfinken unter welken Laub nach Futter gescharrt. Auf dem Hofplatz haben Spatzen und Goldammern die Futterplätze der Hühner und Tauben nach Resten abgesucht. Im Gartenknick ist die verschmitzte Schwarzdrossel unter den Weißdornbüschen entlang gelaufen und hat abgefallene Mehlbeeren gesammelt. Eine freche Krähe hat auf dem überschnittenen Eimerboden neben der Küchentür gefressen und ist dann suchend und forschend den ziemlich langen Weg nach dem Düngerhaufen gewandert; dort hat sie eifrig nach Abfällen gescharrt. Früher war dort mehr zu finden, als jetzt: die Menschen sind nicht mehr so üppig wie vor Zeiten. —

Vom Wasserlauf der Schlucht her führt die Spur von kleinen, zierlichen Füßchen bis an den Taubenschlag; spitze Krallen haben scharfe Einschnitte in den Schnee gemacht. Es ist zwar nicht der gewerbsmäßige Räuber, der Iltis, gewesen, wie die Spuren zeigen, sondern ein Wiesel. Unter einer Baumwurzel wohnt es, sein Rock, der im Sommer grau war, hat sich der Farbe des Schnees angepaßt, ist weiß geworden. Es konnte

von Mäusen nicht mehr satt werden, so ging es denn als Gelegenheitsräuber auch den Tauben nach. — Aber ich hatte nicht vergessen, die Klappe des Taubenschlages zu schließen, so mußte es mit knurrendem Magen weiter gehen. —

Im Schnee am Hügel kann man viele noch kleinere Fußspuren sehen. Man kann sie über den Gartensteig hinweg verfolgen. Sie enden in einem Krater, der neben einem Baumstumpf aus der schwarzen Erde in den weißen Schnee mündet. Wer mag dort unten wohnen? — Wer anders, als das Mäuslein, das arme Feldmäuslein, dem kein behagliches Menschenhaus einen warmen Unterschlupf und ein paar nahrhafte Brotkrumen bot. Hier ist es heraus- und hineingetrippelt. — Und wohin war denn das Mäuslein gelaufen? — Ich folge seinen Spuren: aus der Höhle fort, über den Steig weg, in den dicht verschneiten Rasen hinein. Von der anderen Seite kommt noch eine solche Spur, von drüben noch eine und noch ein paar. Sie enden in einem andern Mauselloch, das an der Mündung viel umtrippelt ist. — Ob da wohl eine Mäusegesellschaft stattfand? — Oder gar eine Protestversammlung: eine Kundgebung gegen die Hausfrauen, die ihre Schränke so gut verschließen, gegen die Kinder, die keine Brotrinden mehr fortwerfen, gegen die „kleinen Leute“, die jetzt die Ähren von den Feldern so rein wegsammeln? — Kurz, gegen die Not der Zeit, obwohl unter ihr am wenigsten die leiden, die da ernten, wo sie nicht gesät haben! — Oder haben dort ein paar arme Umwohner bei einer wohlverseheneu Hamstermaus um ein paar Körnlein gebettelt und gehandelt? Ja, wer kann das wissen! —

Als ich am nächsten Tage wieder kam, sah ich, daß ich nicht der einzige war, der sich um dies Mäusegeheimnis gekümmert hatte. Es führten nämlich Fußspuren von der Küchentür her bis an diese Stätte; ich kannte sie: sie stammten von unserm schwarzweißen Kater. Der hatte wahrscheinlich in hochnotpeinlicher Weise die Mäuslein befragen wollen, was sie bei den Nachbarn zu suchen hatten. —

So erzählt auch der Schnee seine Geschichten vom Kampf ums Dasein.

Georg Asmusen.

• Was andre sagen •

Vegetarische Warte. Hauptschriftleiter: Studentrat Dr. Gustav Schläger, Kassel, Jg. 1920, Heft 25.

Die Einwirkung der Lebensmittelrationierung auf den Ge-

sundheitszustand in Dänemark. Von Dr. med. M. Hindhede.

„... Der größere Teil der dänischen Bevölkerung war bei Einführung der Nahrungsmittel-Rationierung (im Jahre

1917) gezwungen, nach einer im wesentlichen lakto-vegetabilischen Diät (Milch- und Pflanzenkost), ohne Branntwein und Kaffee, und mit nur halber Bierration, zu leben. Da diese Kost (die übrigens im Gegensatz zur deutschen Rationierung in völlig ausreichendem Umfange zur Verfügung gestellt wurde) dem „Herrn Sörensen“ (Spitzname für den Dänen) aber nicht besonders mundete, war die Folge, daß er weniger aß und an Gewicht abnahm.

Welche Einwirkung hatte jetzt diese Entwöhnungs- und Abmagerungskur auf den Gesundheitszustand?

Der Gesundheitszustand wird in der Regel durch die Sterblichkeitsziffer gemessen. Mit Hilfe des Büros des Kopenhagener Stadtarztes habe ich eingehende Berechnungen bezüglich der durchschnittlichen jährlichen Sterblichkeit in Kopenhagen unternommen.

Sowohl hier in Dänemark als auch in den meisten anderen zivilisierten Ländern ist die Sterblichkeit in dem letzten Menschenalter sehr bedeutend zurückgegangen.

Die durchschnittliche Sterblichkeit war in den letzten 5 Jahren vor dem Kriege (1910—1914) für ganz Dänemark 12,9 pro Mille. In den Jahren 1913 und 1914, die niedriger war als jemals früher, war sie 12,5 pro Mille. Im Monat Mai 1919 veröffentlichte aber „Das dänische statistische Departement“ eine Statistik, die zeigte, daß die Sterblichkeit in dem ersten Jahre der Rationierung, vom 1. Oktober 1917 bis zum 1. Oktober 1918, für das ganze Land nur 10,4 pro Mille gewesen war. Niemals früher, in keinem europäischen Lande und zu keiner Zeit, hat man eine derartig niedrige Sterblichkeit gesehen*) und noch dazu zu einer Zeit, da viele Menschen glaubten, Mangel zu leiden. . . .“

*) In dem Jahre 1913 hatten nachstehende Länder folgende Sterblichkeit: Ungarn 22,7 pro Mille, Spanien 22,2, Portugal 20,7, Osterreich 20,3, Italien 18,7, Frankreich 17,7, Irland 17,1, Schottland 15,5, Deutschland 15,0, die Schweiz 14,3, England 13,8, Schweden 13,7, Norwegen 13,2 und Holland 12,3.

Rund um uns

Zum „Antiblüher“. Herr Professor Dr. Johann Plenge in Münster i. W., der Verfasser des von Hermann Popert in der Neujaahrsnummer besprochenen „Antiblüher“, sandte unserem Herausgeber das folgende Schreiben. Der darin enthaltene Bitte, es zu veröffentlichen, kommen wir gern nach. Das Schreiben lautet:

„Sehr geehrter Herr Popert.

Ich danke Ihnen für Heft 1 des neuen Vortrupp-Jahrganges, und namentlich auch für das Verständnis des ‚Tones‘ meines ‚Antiblüher‘. Dazu noch folgendes: 1. Wenn man Schmutz angreift und Schmutz an die Jugend herantragen muß, muß man die scharfe Bürste des

rücksichtslosesten Spottes brauchen, damit kein Schmutz klebt. 2. Der Schmutz muß wieder Schmutz werden. Wenn Schmutz ‚Heldentum‘ geworden ist, muß dies ‚Heldentum‘ zu dem gemacht werden, was es ist. 3. Der Ton mußte so werden, daß Blüher und Diederichs sich selbst richten, wenn sie nicht klagen. Eugen Diederichs hat bereits erklärt, daß er nicht klagt.

Aber wenn es unbegreiflich ist, daß er den Blüher veröffentlicht hat, so ist es wohl noch unbegreiflicher, ja von einer Unbedenlichkeit, die man von ihm nicht erwarten durfte, daß er im Buchhändlerbörsenblatt vom 3. Dezember eine ganzseitige Anzeige für Blüher unter Bezugnahme auf den ‚Antiblüher‘ ver-

öffentlich und neue Prospekte zur Anpreisung des Blüher versendet. Seine Schuld an der deutschen Jugend ist ihm noch nicht groß genug. Und wer gegen Blüher auftritt, wird ihm, lesen Sie das in der ‚Cat‘ nach, zum ‚Kaplan‘ oder zur ‚Tante‘, ja, man schämt sich als Gegner Diederichs‘ über diese seine Methode, zum ‚erwerbsmäßigen Verleumder‘*). Das würde unsinnig sein, wenn ich als Verfasser des ‚Antiblüher‘ wirklich ein Honorar bezöge, da ich aber keinen Pfennig Honorar erhalten und das etwaige künftige Honorar vertragsmäßig zu seinem vollen Betrag für bedürftige Studenten bestimmt habe, ist dieser Ausbruch Diederichs‘ ein Beweis, was eine haltlose individualistische ‚Seelenkultur‘ ohne echte Geistgesinnung aus dem Menschen macht. Alle schönen Redensarten können darüber nun nicht mehr täuschen.

Der ‚Vortrupp‘ als ein Blatt der sozialen Pflicht wird dafür Verständnis haben, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie diese Zeilen Ihrem Leserkreis vermitteln wollten.

Plenge.“

Zum Kapitel „Jugendbewegung“. Der „Vortrupp“ hat schon seit der Meißner-Tagung im Oktober 1915, die mit Bergen gekreift hatte und eine Mausgebar, stets zur Vorsicht gegenüber dem geraten, was sich in Deutschland „Jugendbewegung“ nennt. Ganz besonders haben wir immer sehr darauf gehalten, daß sich die „Vortruppjugend“ (das ist der jugendliche Teil der Vortrupp-Anhänger) ihrer Selbständigkeit gegenüber jener „Jugendbewegung“ stets voll bewußt bleibe. Das ist schon in dem Bericht über den ersten deutschen Vortrupp-Tag im Juni 1914 „Auf fichtes Bahnen“ sehr scharf ausgesprochen worden (siehe daselbst vor allem die Seiten 12 bis 21 und Seite 33). Wir haben das und Ähnliches immer wiederholt, und zuletzt ist es wieder sehr kräftig hervorgetreten im Leitartikl der Nr. 23 des Vorjahres auf den Seiten 568/69. Dort

*) Vgl. Diederichs‘ Organ, die „Cat“, Januarheft 1921, S. 769—771.

ist besonders auch gegen den Teil der Jugendbewegung gesprochen worden, der „ziellos umhergeistert“.

Wie berechtigt diese Warnung, und wie berechtigt besonders auch die Abneigung dagegen ist, irgend etwas, was den Namen „Vortrupp“ trägt, irgendwo mit der „Jugendbewegung“ zusammengeworfen, oder gar verwechselt zu sehen, beweist die Haltung eines anscheinend mindestens recht erheblichen Teiles der „Jugendbewegung“ in der Angelegenheit Plenge-Blüher: Wenn irgend etwas in der Welt selbstverständlich erscheinen müßte, so wäre es das, daß eine Bewegung, die „Jugendbewegung“ sein will, sich schon rein instinktmäßig gegen alle Versuche, ihr sexuelle Perverstäten aufzureden, zur Wehr setzen und in einem Mann wie Plenge, der sie unter starkem Einsetzen seiner eigenen Person von bereits eingedrungenen Widernatürlichkeiten jener Art zu befreien sucht, einfach einen Befreier erblicken müßte, dem man dankt. Aber wie sieht die Wirklichkeit dieser „Jugendbewegung“ aus? Wie wird dem Januarheft der Zeitschrift „Junge Menschen“ (die über diese Dinge unterrichtet zu sein pflegt) entnehmen, hat sich unter anderm das folgende begeben:

Professor Plenge hatte für diesen Winter für sein staatswissenschaftliches Institut der Universität Münster eine Vortragsreihe über die deutsche Jugendbewegung vorbereitet und zur Mitwirkung eine Reihe von Führern aus der Jugendbewegung gewonnen. Nach dem Erscheinen von Plenges „Antiblüher“ lehnten mehrere von ihnen es ab, mit Professor Plenge von einem Plaze aus zu sprechen. Ihre Zusagen zogen zurück: Gerhard Fils für die Freideutsche Jugend, Frank Glaziel für den Jungdeutschen Bund, Wilm Einden für die Entschiedene Jugend. Diese Sache ist gerade deshalb so kennzeichnend für das knochenlose Schwanken in unserer deutschen sogenannten „Jugendbewegung“, weil es sich bei den dort unterzeichneten drei jungen Herren um sehr nette, völlig einwandfreie junge Leute handelt, die insbesondere von jedem Verdachte, von Blüherischen Widernatürlichkeiten angesteckt zu sein, frei sind. Daß selbst solche,

durchaus ordentliche, Bürgersöhne offenbar einfach nicht mehr imstande sind, zu erkennen, wo die Front der Sache, für die sie sich innerlich mit voller Ehrlichkeit einsetzen, nämlich des Kampfes für die Gesundheit der deutschen Jugend, eigentlich läuft — gerade das ist so ein recht eigentlicher, urbildlicher Fall des „ziellosen Umhergeisterns“ in der „Jugendbewegung“.

Und noch bezeichnender wird die Sache dadurch, daß die Leitung der genannten Zeitschrift (und das ist eine Zeitschrift, die im übrigen gar nicht wenige wirkliche Verdienste hat) durch die Überschrift, die sie der Sache gibt: „Quittung für Plenge“ gegen Plenge, und damit gegen die Gesundheit Partei nimmt.

Wozu endlich kommt, daß dieselbe Zeitschrift unmittelbar vorher einem jungen Menschen das Wort gibt, der sich selbst seiner geschlechtlichen Anormalität rühmt, und Herrn Professor Plenge dessen „normale Geschlechtsveranlagung“ geradezu zum Vorwurf macht; er schreibt wörtlich:

„Der Herr namens Plenge kann Blüher nicht loben, denn er (der Herr namens Plenge) erfreut sich einer durchaus normalen Geschlechtsveranlagung. So sagt er, und es ist ihm zu glauben, denn wäre dem nicht so: wie könnte er dann so schweinisch von dem reden, was uns Anormalen ein heiliges Wissen und religiöses Erleben ist . . . Es wird dem Herrn namens Plenge sehr leid tun, daß er mich nicht der Inversion bezichtigen kann, da ich das schon selbst getan habe. . . es tut mir noch viel mehr leid, daß ich mich nicht voll invertiert nennen kann, ich hätte dann noch viel größeres Recht, ihm diese und noch andere Dinge zu sagen.“

„Invertiert“ heißt unter Menschen, die sich so ausdrücken, daß man verstehen kann, was sie meinen: „pervers“ oder „homosexuell“. Nun habe ich mit den unglücklichen Homosexuellen mein ganzes Leben lang das tiefste Mitleid gehabt und gebe durchaus zu, daß man sehr verschiedener Meinung darüber sein kann, ob die Aufrechterhaltung des gegen sie gerichteten § 175 des Reichsstrafgesetzbuches zweckmäßig ist oder nicht.

Aber darüber sind sich auch die Befürworter der Aufhebung dieses Paragraphen einig, daß eine solche Aufhebung begleitet sein müßte von einem besonders scharfen, auch strafrechtlich scharfen, Schutze der Jugendlichen gegen perverse Angriffe und Beeinflussungen. Denn bekanntlich sind die Jugendlichen in dieser Sache stark beeinflusbar: Man kann aus einem normal veranlagten Jugendlichen leicht einen Perversen, und glücklicherweise auch umgekehrt aus einem anormalen Jugendlichen einen Normalen machen.

Es ist deshalb ein Zeichen, wie krank unsere ganze sogenannte „Jugendbewegung“ ist, wenn in einem Organ, das sich im Untertitel „Blatt der deutschen Jugend“ und „Stimme des neuen Jugendwillens“ nennt, jemand zu Worte kommen kann, der mit einem gewissen Stolz von „uns Anormalen“ spricht, die Wider natürlichkeiten der Anormalen „ein heiliges Wissen und religiöses Erleben“ nennt und auf den „Herrn namens Plenge“ mit seiner „durchaus normalen Geschlechtsveranlagung“ herabsieht.

Daher darf ich — angesichts der gelegentlich noch immer wieder auftauchenden Versuche, es so darzustellen, als seien Teile der Anhängerschaft des „Vortrupp“ mit der „Jugendbewegung“ identisch — heute mit noch verstärktem Rechte wiederholen, was ich in jener Schrift „Auf sichtiges Bahnen“ auf Seite 33 sagte: „Der ‚Vortrupp‘, der sich durch ernste zielbewußte Arbeit Ansehen verschafft hat und kraft jener Arbeit ernst genommen wird, ist berechtigt und verpflichtet, dafür zu sorgen, daß man unbedingt weiß, daß die Vortrupp-Sache etwas andres ist als jene diskreditierte Sache“.

Hermann Popert.

Ringende Jugend. Für den Begriff „gute Lektüre“ gibt es einen sehr einfachen Maßstab: gut ist sie dann, wenn sie aus dem Rahmen des eigentlichen Inhalts hinausführt in den weiten Raum der Gedanken, in dem es keine Grenzen gibt, wenn der Leser durch sie eine Bereicherung seines höheren Ich, seiner Seele, erfährt.

Als ein solches Buch habe ich

„Ringende Jugend“ empfunden, die „Briefe, Tagebücher und Gedichte von Helmut Noack“, eines im Baltikum gefallenen 19-Jährigen, das zwar, was Kindheitsgeschichten, Feldbriefe allgemein schildernden Inhalts und Ergänzungen der Herausgeber anlangt, ein wenig zu umfangreich geworden ist, in seinem Inhalt aber das Zeugnis einer so erstaunlichen Reise des Knaben und Jünglings, einer so edlen und hohen Auffassung von Daseinszweck und Lebenspflichten ist, daß man diese Schwäche wohl mit in den Kauf nehmen kann. Für eine Neuauflage des Buches wird man freilich einige Kürzungen dringend empfehlen müssen.

Das Buch wird von manchen politisch links Stehenden vermutlich ohne weiteres abgelehnt werden, sobald man sieht, daß Noack sich deutschnational organisiert und ein entschiedener Gegner der Revolution ist.

Das aber ist gerade der Punkt, der mich zu besonderem Nachdenken zwang: der **P o l i t i k e r** Noack spielt in diesen Bekenntnissen gar keine Rolle; für ihn ist die Rechtsorientierung genau in gleicher Weise notwendige Begleiterscheinung seiner Lebensverhältnisse, wie die Linksorientierung für den Proletarier, der am eigenen Leibe die Not der geistigen und körperlichen Enge kennen lernen mußte. Hätte ein Geheimratssohn im Alter von noch nicht 19 Jahren — wie Noack es war — die Revolution für eine „Entwicklungsnotwendigkeit“ gehalten, so wäre das als ein Wunder zu bezeichnen gewesen.

Nein, Bücher wie diese müssen rein menschlich gewertet werden. Ich betone das so ausdrücklich, weil ich die Leser in allen Volksschichten sehen möchte, denn aus diesen Blättern spricht ein Mensch, der mit reiner, strebender Seele um das wahrhaft Gute ringt und sich in heißem Mühen von Erkenntnis zu Erkenntnis durchkämpft, um Denken und Handeln in seinem Leben in Einklang zu bringen und sein Dasein durch seine Taten zu rechtfertigen.

Wenn ein noch nicht 16-Jähriger in einem Briefe sagt: „Wir Gebildeten haben die Pflicht, Erzieher des Volks zu sein“; wenn er als noch nicht 19-Jähriger nach

der Revolution in einem Aufruf an die ehemaligen Kameraden schreibt: „... gerade jetzt erst recht beginnt unsere vornehmste Pflicht: im Frieden die Führer der Jungen zu sein...“ und: „An euch wende ich mich, ihr Jungens... Es ist aber jetzt nicht die Zeit des Genießens, sondern die Zeit zähester, schwerster Arbeit. — Wie ihr schon arbeiten könnt? Arbeitet an euch selbst, daß ihr innerlich reifer und ernster werdet! ... Nicht die Technik allein wird Deutschland wieder hochbringen, nicht Kunst und Wissenschaft, nicht Politik und Handel, sondern die eigene Selbsterziehung zu einem festen und starken Charakter“; so meine ich, daß schon diese beiden Beispiele den hohen sittlichen Ernst des Jünglings beweisen.

Die Gesinnung allein ist das Wertmaß für alle Handlungen und Gedanken. Niemand kann Höheres tun im Leben, als um das Gute und Hohe ringen und so zu handeln, wie er es im ehrlichen Prüfen als das Rechte erkannt hat, auch wenn er sich dadurch in Gegensatz zu seiner Umgebung setzt. Und der Mut, mit welchem Noack das oft genug in seinem jungen Leben getan hat, muß unbedingt anerkannt werden.

Wenn er schon auf der Schule und später als Soldat und Offizier seine Enthaltensamkeit von Alkohol und Nikotin gegen alle Widerstände durchhält aus der Erkenntnis heraus: „... daß ich als Erzieher des Volkes mit gutem Beispiel vorangehen muß“; wenn er sich im Kasino weigert, die unsinnigen Trinksitten mitzumachen, so weiß jeder, was das bedeutet und wieviele Kämpfe es ihn gekostet hat, wirklich „ein Krieger im Heere des Lichtes“ zu sein, wie es sein Wunsch war.

Aus dem Vielen, was das Buch an Erhebendem bietet, will ich nur noch anführen, was der 17-Jährige einmal vom Christentum sagt: „Und wenn nicht Christus lebendig auferstanden wäre, im Grabe müßte er sich umdrehen, wenn er sieht, was Unverstand und Stumpfsinn aus seinen herrlichen Werken und Idealen gemacht hat. Die **T a t** wollte er und die **Tat** predigte er, die **Tat** tat er. Und **Taten** will unsere Zeit noch viel,

viel mehr als damals. Ein moderner Christus müßte den Dampfhebel oder den elektrischen Schalter in der Hand haben. Damals genügte sein Zimmermannseisen. Aber daß er ein Arbeiter war, ein Sozialist im schönsten Sinne, vergeßt ihr und erniedrigt ihn in eurer Bier- und Weihrauchfrömmigkeit zu „Gottes Sohn“. Blutleer, bloß als Opferlamm steht er heute vor euch, und er war doch so ganz **L e b e n!**“

Noack starb als 19-Jähriger; in den Kämpfen gegen die Bolschewisten, Kämpfen, zu denen er sich, nach ehrlichstem Prüfen, melden zu müssen geglaubt hatte.

Er starb jung, ein Vielversprechender. Aber was er gab, ist nicht verloren. Sein Geist ist der Geist einer neuen, ernsthaften Jugend, die heute noch nicht viel von sich reden macht. Er besaß in reichstem Maße, was wir von dieser Jugend wissen müssen, um in ihr die Träger unserer ganzen Zukunftszuversicht sehen zu können: heiligstes Streben nach dem Guten und Reinen, unaufhörliche strengste Selbsterziehung und Selbstprüfung, und mutige Entschlossenheit, durch keine Hindernisse und Anfeindungen von den Idealen zu lassen.

Man wünscht bei diesem Buch, was man immer bei derartigen Bekenntnisblättern wünscht: daß es helfen möchte, Brücke zu sein zum gegenseitigen Verstehen; daß die Menschen lernen möchten, einer im andern den **M e n s c h e n** zu suchen und zu werten und über dem Mittel „Politik“ nicht den Zweck „Menschen sein“ zu vergessen!

Grete Battmer.

„Aufklärungsunterricht.“ Unter dieser Überschrift verlangt Grete Meisel-Hef im Dezemberheft der „Neuen Generation“ eine besondere Unterweisung der reiferen Schuljugend in der „Psychiatrie“, die sie nicht schlechtthin als Irrenheilkunde, sondern zunächst ganz allgemein als die „Lehre von den Gesetzen der menschlichen Seele“ kennzeichnet. Gemeint ist, wie aus ihren weiteren Ausführungen hervorgeht, offenbar ein Unterricht in einer Art praktischer Seelenkunde (Psychologie), der gelegentlich gewisse Gebiete der Irrenheilkunde (Psych-

iatric) berühren mag. Durch solche Belehrung, meint die Verfasserin, werde das heranwachsende Geschlecht beizeiten daran gewöhnt, mit seinen seelischen Kräften hauszuhalten. Der Ostwaldsche Grundsatz „Vergeude nie die Energie“ müsse an Beispielen aus dem täglichen Leben erläutert werden. Besonders soll der gewünschte Unterricht die Jugend vor allerlei folgenschweren Unbedachtsamkeiten z. B. vor voreiligen Liebeserlebnissen mit ihren oft unvermeidlichen Enttäuschungen bewahren. Wie eine rechtzeitige Warnung und Aufklärung junge Menschen vor den Geschlechtskrankheiten zu behüten vermöge, so werde auch ein Aufklärungsunterricht in dem oben angedeuteten Sinne seine Wirkung nicht verfehlen.

Mir scheint, Grete Meisel erweist sich in diesem Falle nicht als eine besonders gute Seelenkennnerin. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob ein junger Mensch durch den Hinweis auf die Schrecken der Geschlechtskrankheiten veranlaßt wird, Dirnen aus dem Wege zu gehen und (was gerade in diesem Zusammenhang die Hauptsache ist) grundsätzlich geistige Getränke zu meiden, damit er nicht dem gefährlichsten Kuppler, dem Alkohol, erliege; oder ob man den Versuch macht, einem jungen Menschenkinde gewisse Lebensweisheiten vor Augen zu führen, für die es im besten Falle erst etwa 12 Jahre später reif sein wird.

Auf der einen Seite gilt es, durch Erregung natürlicher Scheu und berechtigten Ekels gewisse Hemmungen in den jungen Menschen hervorzurufen; auf der andern, durch planmäßigen, ungemein schwierigen Unterricht (die unterrichtstechnische Seite der Frage wäre noch ein Kapitel für sich!) das Temperament umzubilden und die einem bestimmten Lebensalter von Natur eigenen Anlagen und Kräfte zu unterdrücken.

Um nicht mißverstanden zu werden: Der Gedanke, von dem Grete Meisel ausgeht, ist zweifellos gut und klug. Es wäre an sich sehr zu begrüßen, wenn einer ein Mittel fände, das die Jugend und auch die Menschen in späteren Jahren vor einer Überanspannung ihrer

seelischen Kräfte bewahrte. Und es ist auch wohl zu erwarten, daß eine sinnvolle Erziehung, die aber in dem erwähnten Punkte nicht erst bei der reiferen Jugend beginnen darf, nicht ohne Erfolge bleiben wird. Der Versuch, junge Menschenkinder zu beherrschen, zu verantwortungsbewußten Persönlichkeiten zu erziehen, — denn darauf läuft die ganze Sache doch hinaus — ist immer des Schweißes der Edlen wert gewesen. Aber mit „Aufklärungsunterricht“ in den Oberklassen wird sich das Ziel schwerlich erreichen lassen. Man kann die jungen Leute durch einen an praktischen Beispielen reichen Unterricht vielleicht verstandesmäßig überzeugen, daß es zweckmäßig ist, mit seinen seelischen Kräften hauszuhalten, aber der Jugend Willen und Kraft einzulösen, um für das eigene Leben aus der gewonnenen Überzeugung die praktischen Folgerungen zu ziehen, dazu bedarf es doch anderer Mittel, die weniger äußerlich sind und viel, viel früher angewandt werden müssen als in den Jahren der beginnenden Reife. Hier haben alle die vielen unmeßbaren Kräfte zu wirken, die ein guter Erzieher vom ersten Lebensaugenblick des Kindes an walten läßt und über die er sich im einzelnen kaum Rechenschaft wird geben können.

—r.

Fremdenlegion. In Nr. 17 des vorigen Jahrgangs haben wir die kleine bei Engelmann in Berlin erschienene Aufklärungsschrift „Die Fremdenlegion, eine Gefahr für das besetzte Gebiet“ empfohlen und eindringlich vor den im besetzten Gebiet tätigen Werbemännern der französischen Fremdenlegion gewarnt. Inzwischen hat sich, wie auch aus Mitteilungen der Tagespresse hervorgeht, herausgestellt, daß diese Werber nicht nur im besetzten Gebiet, sondern auch im übrigen Reiche ihr Wesen treiben, und leider nicht ohne Erfolg. Gerade in letzter Zeit ist eine so große Zahl junger Leute in Deutschland französischen Werbemännern oder deren Agenten in die Hände gefallen, daß sogar die ausländische Presse darüber berichtet.

Es ist sehr zu wünschen, daß die

deutschen Zeitungen in diesem Punkte nicht hinter den auswärtigen Blättern zurückbleiben. Wie die schwarze Schande am Rhein, so sollte auch das unverschämte Werben für die französische Fremdenlegion innerhalb der deutschen Reichsgrenzen wieder und wieder öffentlich gegeißelt werden, von allen Zeitungen ohne Unterschied der politischen Richtung. Denn der Kampf gegen die ruchlose Schändung deutscher Frauen sowohl wie gegen den nichtswürdigen Söldnerfang ist kein parteipolitischer Streit, sondern ein Kampf für Menschlichkeit, Recht und Sitte.

Wir verweisen darum nochmals auf die oben genannte Aufklärungsschrift, wir empfehlen auch das packend geschriebene Buch Erwin Rosens „In der Fremdenlegion“, das in wunderbar anschaulicher Weise das qualvolle Leben schildert, in dem der Legionär binnen weniger Jahre zermürbt und zerrieben wird.*) Es braucht übrigens wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß der Legionär deutscher Herkunft heute mehr denn je eine besonders peinvolle und erniedrigende Behandlung zu gewärtigen hat.

Die Aufklärung über die Fremdenlegion hat sich bisher in viel zu engen Grenzen gehalten. Daher auch der geringe Erfolg. Abgesehen von gelegentlichen Vorträgen und der Herausgabe der genannten Bücher ist im Grunde nichts geschehen. Neuerdings freilich ging über zahlreiche Kinobühnen ein „Der Fremdenlegionär“ benanntes Filmstück, das zwar in der Einleitung (solange das Stück auf deutschem Boden spielt),

*) Erwin Rosens Buch „In der Fremdenlegion, Erinnerungen und Eindrücke“ ist im Verlage von Robert Luz in Stuttgart erschienen, und zwar in zwei Ausgaben: einmal in der „Memoiren-Bibliothek“ des genannten Verlages zum Preise von 15 M. (geb. 22 M.), sodann in einer Volks- und Jugendausgabe, die unser Mitarbeiter Nicolaus Henningjen besorgt hat, zum Preise von 7 M. Die erste Ausgabe liegt jetzt in 28., die andere in 18. Auflage vor.

einige wunderhübsche Landschafts- und Kleinstadtbilder enthält, von dem aber sonst nicht viel Rühmendes zu sagen ist. Das Stück mag gut gemeint sein und soll vielleicht nicht ganz ausschließlich dem Geldgewinn dienen, aber die paar Bilder aus dem Leben des Legionssoldaten, die auf der weißen Leinwandfläche gezeigt werden, wirken auch nicht entfernt so anschaulich wie die glühenden lebensvollen Schilderungen Erwin Rosens.

Wie mit den „Aufklärungsfilmen“ aus dem geschlechtlichen Gebiet, geht es auch mit diesem: er verfehlt fast gänzlich seinen Zweck. Das liegt nicht nur an der mangelhaften Auswahl und der dürftigen Herstellung der Bilder, sondern an dem ganzen Drum und Dran des Kinos. Solange die sittlichen, Bildungs- oder Aufklärungszwecken dienenden Filmbilder nicht aus der schwülen, schmutzigen Atmosphäre des Kinos losgelöst sind, wird der gewünschte Erfolg (der mit dem geschäftlichen Erfolg des Filminteressenten nicht gleichbedeutend ist) immer ausbleiben.

Es muß also einstweilen die Aufklärung in Wort und Schrift das ihre tun. Beständig und nachdrücklich. Wir müssen immer wieder schühen und mahnen. Es kann des Guten hier nicht zu viel geschehen. Denn mit jedem kräftigen Arm, der nutzbringender Arbeit auf deutschem Boden entzogen wird, geht uns ein Stück gesicherter Zukunft verloren.

R. Kraut.

Das amerikanische Verbot. Die „Weltvereinigung für Alkoholverbot“, deren Geschäftsstelle für Deutschland sich in Bielefeld, Roonstraße 5 befindet, gibt seit Beginn dieses Jahres Mitteilungen für die Presse heraus. Die im Januar erschienene Ausgabe bringt recht beachtenswerte Nachweise über die Wirkungen des vor Jahresfrist eingeführten Alkoholverbots in den Vereinigten Staaten Amerikas. Bekanntlich wußten viele deutsche Tageszeitungen schon vor Einführung des Verbots über seine angeblich nachteiligen Wirkungen zu berichten. Und das Alkoholkapitel wird auch fernerhin für Verbreitung solcher unwahren Mitteilungen

sorgen, damit der deutsche Zeitungsleser planmäßig über alle wirkungsvollen Maßnahmen gegen den Alkoholismus getäuscht werde. Um so notwendiger ist es, daß jetzt regelmäßig sachkundige Aufklärung erfolgt, und jeder aufrichtige Freund unseres Volkes sollte sich die unseres Wissens kostenlos zur Versendung kommenden Mitteilungen der „Weltvereinigung für Alkoholverbot“ verschaffen und sie, sofern er irgendwelche Beziehungen zu Tagesblättern hat, den betreffenden Schriftleitungen geben, dabei aber nicht versäumen, diese auf den Wert und die unbedingte Zuverlässigkeit der Mitteilungen besonders hinzuweisen.

Die Januarausgabe berichtet hauptsächlich über die im Gerichts- und Polizeiwesen zu spürenden Wirkungen des amerikanischen Verbots. An Gerichtskosten allein hat das Verbot im vergangenen Jahre 750 Millionen Dollar erspart. Daneben bedeuten die für die Durchführung des Verbots von der Regierung der Vereinigten Staaten aufgewandten 4 Millionen Dollar eine geringfügige Summe, die, falls es nötig sein sollte, erheblich erhöht werden könnte, ohne den Steuerzahler zu belasten. Aus allen Teilen des großen Reiches melden Polizei und Gerichte von außerordentlich günstigen Wirkungen des Verbots. In einer Stadt haben sich die Fälle der Jugendgerichtsbarkeit um 80 Prozent vermindert. Die Polizei einer andern Stadt berichtet: „Ehe das Verbot in Kraft trat, hatten wir über 150 Männer und Frauen wegen der verschiedensten Vergehen wöchentlich festgenommen. Jetzt werden in dem gleichen Zeitraum allenfalls fünf Personen verhaftet.“ Noch ein anderer Polizeibericht: „Die Zahl der Verhaftungen wegen Trunkenheit im Laufe eines Monats ist von 600 auf etwa 50 gesunken.“ „Frauenmishandlungen wie Ehebruch haben beträchtlich nachgelassen! Die Familien sind einträchtiger als sonst.“ — Ähnliches wird auch aus andern Orten gemeldet. —

Wir wünschen den Pressemitteilungen der „Weltvereinigung für Alkoholverbot“ die weiteste Verbreitung und werden

die Aufmerksamkeit unserer Leser auch auf spätere Ausgaben zu lenken versuchen.

Vortrupp.

„Gesundheitspflege“. Von verschiedenen Seiten ist uns in letzter Zeit ein Blättchen gesandt worden, das vielen kleineren Tageszeitungen als Unterhaltungsbeilage dient. Nicht besser und nicht schlechter als eben solche Beilagen zu sein pflegen. Nur ein ganz kleiner Aufsatz, kaum 25 Zeilen lang, gibt zu ernstern Bedenken Anlaß. Und darum hat man uns das Blatt gesandt. Bedenklich sind diese 25 Zeilen nicht deshalb, weil es eine ausgewachsene Dummheit ist, die da unter der Überschrift „Gesundheitspflege“ verzapft wird, denn wer nur ein klein wenig nachzudenken gewohnt ist, wird über den dort erteilten albernen Ratschlag, nervöse Frauen sollten zur Beruhigung ihrer Nerven Zigarren rauchen, achselzuckend hinweggehen. Bedenklich ist nur die Unverschämtheit, mit der die Tabakindustrie unter Anwendung einer solchen kümmerlichen, aber vielleicht nicht kümmerlich bezahlten, Arbeit auf Idiotenfang ausgeht.

Unter den Männern ist heute, wo schlechthin Alles qualmt, eine Erhöhung des Tabakverbrauchs wohl kaum noch denkbar. Nun fehlen nur noch die Frauen und Kinder, die in ihrer Mehrheit ja noch Nichtraucher sind. Also zunächst die Frauen.. „Welcher Vernunftgrund“, so fragt der geistvolle Artikelschreiber, „liegt nun eigentlich gegen das Rauchen der Frauen vor?“ Welcher Vernunftgrund? Mindestens derselbe, der gegen das Tabakrauchen überhaupt spricht. Welchen Sinn hat es denn, mutwillig seine Geruchsnerven zu zerstören, seine Atmungsorgane, seinen Magen, überhaupt seine Gesundheit zu schädigen, dabei sich eine unglaubliche Rücksichtslosigkeit anzueignen und sich dauernd mit einem Gestank zu umgeben, der meist nur dem erträglich ist, der ihn ebenfalls an sich hat? Und das alles unter Anwendung gradezu fabelhafter Kosten! Millionen und aber Millionen Mark wandern für Tabak ins

Ausland und vermehren unsere grenzenlose Armut!

Aber Narren- und gewinnsüchtiges Händlertum fragt, welcher Vernunftgrund gegen das Rauchen vorliege.

Krt.

Trinkgeld. Mit großartiger Handbewegung wies der Kellner die ihm als Trinkgeld angebotenen 30 Pfennige zurück.

„Es ist ihm wohl nicht genug?. Oder nehmen die Kellner hier grundsätzlich nichts?“

„Vielleicht trifft beides zu, verehrte Frau! Möglicherweise ist es nicht genug, um seine Grundsätze erschüttern zu können. Kellner, die Trinkgelder nehmen, gibt es auch heute noch — oder schon wieder — in großer Zahl.“

Nicht nur Kellner. Der sittliche Gedanke, der in den letzten beiden Jahren drauf und dran war, sich durchzusetzen, der Gedanke, daß es eines arbeitenden Menschen unwürdig ist, Almosen zu empfangen, versinkt jetzt mehr und mehr.

Viele Jahre hindurch haben Kellnervereinigungen und mit ihnen sozialdenkende Kreise um die Abschaffung des Trinkgeldes gekämpft. Als dann infolge des Krieges und der Revolution die Arbeitslöhne und die Gehälter vieler Angestellten und Beamten sprunghaft stiegen, war auch den Kellnern und allen anderen bei ihrem Erwerb mehr oder minder auf Trinkgeld Angewiesenen die Gelegenheit gegeben, sich aus diesen unwürdigen Verhältnissen zu befreien. Tatsächlich wurde auch für die Angehörigen der genannten Berufe ein festes und, soweit die Teuerungszeit das überhaupt ermöglicht, ausreichendes Gehalt eingeführt. Und zweifellos weisen auch noch heute Kellner und andere Angestellte vielerorts das Trinkgeld zurück. Aber der Taumel unserer Zeit, der bei den meisten Menschen den Wunsch, um jeden Preis reich zu werden, fast bis zum Wahnwitz steigert, läßt auch die ehemaligen Trinkgeldempfänger nicht frei. Das Trinkgeld kehrt zurück. Wenn nicht bei Zeiten etwas dagegen geschieht, bürgert es sich bald ganz wieder ein. Und seien wir gerecht: Die von diesem fast

unausrottbaren Krebschaden betroffenen Berufsstände sind dagegen völlig machtlos, solange ihnen nicht tatkräftig im Kampfe gegen das Trinkgeld geholfen wird.

Es muß sich jeder darüber klar sein, daß Trinkgeld geben und empfangen gleichermaßen unsittlich ist. Trinkgeld empfangen heißt die Wertung der eigenen Arbeit ganz in das Belieben des anderen stellen, sich selbst zum Sklaven machen. Trinkgeld geben heißt, andere in diese Unfreiheit hineindrücken. Es geht also nicht um Gleichgültiges, nicht darum, ob es zweckmäßig ist, eine gewohnte Bequemlichkeit aufzugeben oder nicht, sondern um die Möglichkeit und um die Pflicht, an fortschreitender Gesellschaft tätig teilzunehmen.

Art.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

- Rosen, Erwin: In der Fremdenlegion. (Für die Jugend bearbeitet von Nicolaus Henningsen.) 7.— M. Robert Lutz, Stuttgart.
- Schmidt, Paul Ferdinand: Joseph v. Führichs Religiöse Kunst. Mit 20 Bildtafeln. 18.— M. Furche-Verlag, Berlin.
- Noack, Helmut: Ringende Jugend. Lebensbild eines jungen Deutschen: Briefe, Tagebücher und Gedichte. 8.50 M. Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.
- Scharrelmann, Wilhelm: Jesus der Jüngling. 18.— M. Quelle & Meyer, Leipzig.
- Much, Hans: Ich nahm meine Zuflucht... 3.— M. May Altmann, Leipzig.
- Tolstoi, Leo: Volkserzählungen. 18.— M. Furche-Verlag, Berlin.
- Schomburg, Hugo: Schülerausflüge. 3.— M. B. G. Teubner, Leipzig.
- Ragel, Friedrich: Deutschland. Einführung in die Heimatskunde. 4. Aufl. 20.— M. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig.
- Kirchhoff, Alfred: Die deutschen Landschaften und Stämme. 21.— M. Bibliographisches Institut, Leipzig u. Wien.
- Steinhausen, Georg: Die deutsche Kultur vom 18. Jahrhundert bis zum Weltkrieg. 24.— M. Bibliographisches Institut, Leipzig u. Wien.
- Engelhardt, Emil: Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph. Geb. 60.— M. Furche-Verlag, Berlin.
- Krämer, Philipp: Buben. Erzählungen. 10.— M. Furche-Verlag, Berlin.
- Pauls, Eilhard Erich: Der Wolfshof. Roman. 10.— M. Furche-Verlag, Berlin.
- Eberhardt, Paul u. Steglich, Rudolf: Blätter der Stunde (Poesie und Musik). 1. Reihe (15. Hefte). 50.— M. Friedrich Andreas Perthes N.-G., Gotha.
- Aurelius, Johannes: Die Legende der Wiedergeburt. Horn-Verlag Hermann Hoffmann, Nesselwangen bei Aberlingen (Bodensee).
- Kohrbach, Paul: Die Beweise für die Verantwortlichkeit der Entente am Weltkrieg. 2.50 M. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.
- List, Friedrich: Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland. 1.50 M. Reclam, Leipzig.
- Jahrbuch für Alkoholgegner 1921. 15. Jg. 5.— M. Neuland-Verlag, Hamburg 30.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp“ keine Verantwortung.)

für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Der Vortrupp

10. Jahrgang 1921

Nr. 5

1. Märzheft

Kann der „Vortrupp“ erhalten werden?

Hamburg, den 1. März 1921.

Schon seit langem waren wir gezwungen, hier immer wieder auf die schwere wirtschaftliche Gefahr hinzuweisen, in die durch die Not der Zeit, nämlich durch die furchtbare Geldentwertung, auch der „Vortrupp“ geraten ist. Diese Notlage hat den „Vortrupp“ jetzt vor die klare Existenzfrage gestellt. Und zwar ist dies der Fall, obwohl der „Vortrupp“ eine stattliche Bezieherzahl hat, und obwohl sich unser Anzeigenwesen in ersichtlichem Aufschwung befindet. Denn die Einnahmen aus den Bezieher- und Anzeigen-geldern werden doch von den riesenhaften Unkosten des Betriebes in dieser Zeit der äußersten Geldentwertung weit überstiegen; ja diese Unkosten, von denen hier nur die ganz ungeheuerlichen Druckpreise und die Gehälter erwähnt werden mögen, steigen andauernd wesentlich schneller, als jene Einnahmen. Hatte das Jahr 1919 mit einem Verlust von 11 270 Mark geschlossen, so beträgt der Verlust im Jahre 1920 über 36 000 Mark (sogar über 41 000 Mark unter Einrechnung des Kursverlustes an Kriegsanleihen, die zum Betriebsvermögen gehörten und flüssig gemacht werden mußten); das Jahr 1921, das vor allem wieder eine Verdoppelung des Gesamtbetrages unserer Gehälter gebracht hat, würde nach dem Voranschlage einen Verlust von etwa 100 000 Mark bringen. Das sind wirtschaftlich unmögliche Zustände; die Fortsetzung des Unternehmens auf solcher Grundlage wäre wirtschaftlicher Wahnsinn.

Unmöglich ist eine weitere Erhöhung des Bezugspreises. Zwar ist der gegenwärtige von 12 Mark für das Vierteljahr tatsächlich viel zu niedrig. In Ansehung der Geldentwertung entspricht er nur einem Preise von einer Mark bis einer Mark zwanzig Pfennig vierteljährlich vor dem Kriege. Mit einem Bezugspreise von fünf- undzwanzig Mark für das Vierteljahr, der angesichts der jetzigen Geldverhältnisse der gebotenen Leistung entsprochen hätte, wäre der „Vortrupp“ zu halten. Unsere Leserschaft aber, die sich durch-

weg aus geistig besonders hochstehenden und daher bei den jetzigen Löhnen und Gehaltsverhältnissen besonders wenig zahlungsfähigen Menschen zusammensetzt, könnte, wie schon die Wirkung der bisherigen, unverhältnismäßig geringen, Preiserhöhungen gezeigt hat, diesen, wirtschaftlich gerechtfertigten, Preis nicht aufbringen. Es hätte daher keinen Zweck, diese Preiserhöhung zu versuchen.

Die Umwandlung in eine Monatschrift würde nichts helfen. Denn die allgemeinen Unkosten, namentlich die Gehälter, würden dadurch nicht vermindert werden. Außerdem wären dann, nach den sonst in solchen Fällen gemachten Erfahrungen, allmählig massenhafte Abbestellungen zu erwarten.

An sich möglich ist nur noch ein einziger Weg: Eine ganz großzügige Werbung, um die Zahl der Bezieher und der Anzeigenden so zu steigern, daß die Einnahmen auch den jetzigen riesigen Unkosten mindestens gleich kämen. Das wäre, besonders angesichts der ohnehin aufsteigenden Richtung unserer Bezieher- und Anzeigenziffern, nach unseren Propagandaerfahrungen innerhalb etwa zweier Jahre ausführbar, falls die nötigen Gelder für einen solchen Werbefeldzug zu beschaffen wären. Allerdings, ich selbst, auch persönlich durch die Geldentwertung und die Vernichtungssteuern in eine völlig andere wirtschaftliche Lage versetzt als vor dem Kriege, kann sie aus eigenen Mitteln nicht beschaffen. Und wir haben zwar selbstverständlich bereits alles Mögliche versucht, um das Geld von anderer Seite zu bekommen, namentlich auf dem Wege, der an sich am meisten Aussicht bot, nämlich von Besitzern hochwertiger ausländischer Valuta. Wir haben uns an Deutsche in England und in Nordamerika gewendet, haben Versuche in Holland und in der Schweiz gemacht. Aber diese Versuche sind nicht gelungen. Und doch ist ohne die Beschaffung eines solchen großen Sanierungs-Fonds eben schlechthin keine Aussicht gegeben, jemals ein Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben herzustellen, zumal, wie dargelegt, die Einnahmen zwar steigen, die Unkosten aber vorläufig rascher, und somit ohne die große Sanierung der Verlust von Jahr zu Jahr größer werden muß. Wobei noch weiter zu berücksichtigen ist, daß auch ein bloßes Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und den Unkosten der bisherigen Art nicht genügen würde: Herausgeber und Verleger haben bisher alle Zeit ohne einen Pfennig Arbeitsentschädigung,

oder auch nur einen Pfennig Verzinsung ihrer Geldeinlagen (die übrigens, wenn der „Vortrupp“ sein Erscheinen einstellt, natürlich verloren sind) für den „Vortrupp“ gearbeitet. Dieses fortzusetzen, könnten sie bei den jetzigen Verhältnissen sich und ihren Familien gegenüber nicht mehr verantworten; die Geschäftskosten erhöhen sich also entsprechend.

Der Weg dieser Sanierung bleibt danach anscheinend nur noch so denkbar: Daß der wohlhabende Teil unserer Leserschaft die erforderliche Summe ihrerseits beschaffe, indem sie etwa eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gründete, um die nötige geldliche Grundlage zu schaffen. Der „Vortrupp“ fühlt sich verpflichtet, den Lesern diese Möglichkeit zu zeigen. Es muß dabei aber zweierlei betont werden: Die Summe, die nötig ist, ist, da unser deutsches Geld eben völlig entwertet ist, groß: Daher beträgt die geringste Beteiligung, die angesichts der Sachlage Sinn hat, 1500 Mark. Und es müßten mindestens zweihundert voll einzuzahlende Anteile gezeichnet werden. Natürlich kann jeder so viele Anteile zeichnen, wie er will. Auch ist es zulässig, daß mehrere Freunde des „Vortrupp“ einen Anteil gemeinsam übernehmen; nur muß in diesem Falle einer von ihnen persönlich zeichnen. Und das Zweite ist dies: Der Gründungsvertrag einer derartigen Gesellschaft mit beschränkter Haftung müßte so gestaltet werden, daß nach wie vor der Herausgeber Richtung und Inhalt der Zeitschrift nach bestem Wissen und Gewissen unbeschränkt zu bestimmen hätte. Denn eine Zeitschrift, die nach Mehrheitsbeschlüssen geleitet werden müßte, wäre schon technisch ein Unding, ganz abgesehen davon, daß ich eine derartige Zeitschrift niemals leiten würde.

Sofern Leser vorhanden sind, die in der Lage und bereit sind, eine derartige Zeichnung zu machen, bitte ich sie, das so bald wie möglich der Schriftleitung des „Vortrupp“ mitzuteilen. Der Gründungsvertrag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung würde dann ausgearbeitet werden, sobald die genügende Anzahl Zeichnungen vorhanden wäre. Es ist selbstverständlich, daß eine derartige Zeichnung nur unter der Voraussetzung verbindlich wäre, daß die zureichende Summe, also, wie sich aus dem oben bereits Gesagten ergibt, 300 000 Mark, gezeichnet werden sollte. —

Sollte dieser Weg sich praktisch als nicht gangbar erweisen,

so wird die Nummer 6 des „Vortrupp“ von 1921 die letzte der Zeitschrift sein. Damit aber alle Möglichkeiten ausgenutzt werden, wird diese Nummer 6 auf alle Fälle, anstatt am 16. März, erst Ende März 1921 erscheinen.

Wer aber zeichnen will, den bitte ich nochmals, es ganz umgehend, spätestens bis zum 15. März, zu tun.

Hermann Popert.

Das Stülpnagel-Buch.

Der Vertrag von Versailles, der Deutschland gleichzeitig schlachten und als Milchkuh benutzen will, ist so wahnsinnig, daß von Anfang an jeder einigermaßen nüchterne Bürger auch der Entente-Staaten erkennen mußte, daß jener Vertrag undurchführbar sei und nur übelsten Anflug und dauernde Unruhe stiften könne. Seit er, am 10. Januar 1920, in Kraft getreten ist, haben ja auch bereits zehn Konferenzen darüber stattfinden müssen, was mit ihm anzufangen sei; und die soeben beendete zehnte, die von Paris, hat gerade dadurch, daß sie ihn mit den Mitteln offensichtlichen Irrsinns ausführen will, gezeigt, was er ist. Die Urheber des Versailler Vertrages, insbesondere seine geistigen Väter und politischen Nutznießer, Clémenceau nebst Nachfolgern und Genossen, brauchten daher von vornherein Mittel, um die Zahl der Nüchternen in ihren Ländern möglichst niedrig zu halten. Sie erreichten das vor Allem mit zwei Werkzeugen, nämlich mit den beiden Lügen von der „deutschen Schuld am Weltkriege“ und von den „deutschen Kriegsverbrechen“.

Die Lüge von der „deutschen Schuld am Weltkriege“ ist geschickt in den Versailler Vertrag selbst hineingebracht worden: Sein Artikel 231 lautet ja:

„Die verbündeten und assoziierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die verbündeten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.“

Und ferner heißt es in seiner Einleitung:

„den Krieg, . . . der in der Kriegserklärung Osterreich-Ungarns an Serbien vom 28. Juli 1914 und in den Kriegserklärungen Deutschlands an Rußland vom 1. August 1914 und an Frankreich vom 3. August 1914, sowie in dem Einfall Deutschlands in Belgien seinen Ursprung hat“.

Als ob es keine Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers mit hinter der Mordtat stehenden amtlichen serbischen Stellen gegeben hätte, keinen amtlichen Beschluß des Zaren und seiner Ratgeber vom 21. Februar 1914, des Inhaltes, auf alle Fälle einen europäischen Krieg zu entfesseln, um Konstantinopel und die Meerengen

zu erobern, keine deutsch-englische Friedensformel, die Österreich-Ungarn annahm, aber Rußland nicht, und keine russisch-französische Verhinderung der entscheidenden Friedensaktion Jaurès' durch Jaurès' Ermordung!

Und in der „Mantel-Note“ zu dem Ultimatum vom 16. Juni 1919, das uns Deutschen nur die Wahl ließ, entweder den blödsinnigen Vertrag zu unterzeichnen oder Deutschlands ganzen Boden und Deutschlands sämtliche Frauen Clémenceaus schwarzen Bestien ebenso preiszugeben, wie das im „besetzten Gebiet“, soweit Franzosen dort haufen, jetzt ohnehin der Fall ist — in dieser „Mantel-Note“ behauptet ihr Verfasser Clémenceau, Deutschland habe das Verbrechen des Krieges bewußt begangen, um sich die Hegemonie in Europa zu sichern. Weiter heißt es dort, die Reihe der Ereignisse, die den Krieg ausgelöst hätten, sei vorsätzlich durch die Machthaber in Wien, Budapest und Berlin angestiftet und zur Tat gemacht worden. Der Beweggrund dafür sei das Streben nach der Weltherrschaft gewesen; um sie zu erlangen, habe man Europa in einen allgemeinen Krieg gestürzt. — Die dauernde Bekämpfung dieses verlogenen Unsinns ist seit langem eine der Hauptaufgaben des „Vortrupp“ geworden; unter vielem Anderm ist dieser Kampf geführt worden durch die beiden ausführlichen Aufsätze „Moorgrund“ und „Deutscher Pazifismus“ im ersten Märzheft und im ersten Septemberheft 1919.

Das zweite Mittel, die Ernüchterung in den Entente-Staaten möglichst aufzuschieben, sind die Geschichten von den „deutschen Kriegsgreueln“ und den „deutschen Kriegsverbrechen“. Auch damit hat Clémenceau bereits in jener „Mantel-Note“ gearbeitet, wo es von uns Deutschen unter Anderm heißt:

„Damit nicht zufrieden, sind sie mit kühler Überlegung zu einer Reihe von Hinrichtungen und Brandstiftungen geschritten, mit der einzigen Absicht, die Bevölkerung zu terrorisieren und sie eben durch die Scheußlichkeiten ihrer Handlungen zu bändigen ...

Sie sind es, die sich hinsichtlich der Kriegsgefangenen, welche sie gemacht hatten, eine barbarische Behandlung erlaubt haben, vor der die Völker unterster Kulturstufen zurückgeschreckt wären.

Das Verhalten Deutschlands ist in der Geschichte der Menschheit fast beispiellos.“

Mit diesen planmäßigen Verleumdungen wurden ja vor allem auch die völlig verrückten Auslieferungsforderungen der Artikel 227—230 des Versailler Vertrages begründet, von denen hier in dem Aufsatz „Deutsche Ehrensäulen“ im ersten Augustheft von 1919 des Näheren gehandelt worden ist. Diese Auslieferungsforderungen sind zwar inzwischen an der Logik der Dinge und der (in diesem Falle wirklich einmal erzielten) deutschen Einmütigkeit bereits zerschellt. Aber jener Verleumdungsfeldzug als solcher dauert fort, teils eben, um die Dummen in den Ententeländern möglichst lange dumm zu halten, teils

auch, um in den übrigen Ländern uns Deutsche moralisch, und dadurch mittelbar womöglich auch wirtschaftlich, zu schädigen.

Ein kräftig zu empfehlendes Gegengift gegen die Erzeugnisse dieser zweiten Giftmischerei der Clemenceau usw. bietet ein Buch, das Otto v. Stülpnagel verfaßt hat; es heißt: „Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen“ und ist erschienen im „Staatspolitischen Verlag G. m. b. H.“ in Berlin. Das Stülpnagel-Buch ist eine Stoffsammlung. Eine Stoffsammlung, deren Inhalt in einer Art geordnet ist, die sich, nachdem man sich etwas hineingearbeitet hat, als sehr zweckmäßig zeigt. Eine Stoffsammlung, die ein ganzes Arsenal darbietet gegen jenen Verleumdungsfeldzug der Clemenceisten. Es besteht die Möglichkeit und es besteht die Pflicht, dieses Arsenal namentlich im neutralen Auslande zu verwenden, und wo es bereits angeht, auch in den Ententeländern selbst. Denn mit Recht sagt der Verfasser im „Vorwort“:

„Während des Krieges konnte die Welt wohl betört werden. Denn Deutschland war isoliert, abgeschnitten von allen Völkern. Es konnte seine Stimme der Rechtfertigung nicht hören lassen.

Jetzt aber sind die Grenzen offen. Jetzt kann sich die Welt, wenn sie unsere Antwort hört, selbst ein klares Bild machen.“

Mein heutiger Aufsatz hat natürlich nicht den Zweck, das Durcharbeiten des Stülpnagel-Buches und das selbsttätige Aneignen des darin geordneten Stoffes zu ersetzen. Sondern dieser Aufsatz will nur anregen, sich das Buch womöglich anzuschaffen und will weiter in etwas Führer sein für seine Benutzung:

Das Stülpnagel-Buch legt seiner Stoffanordnung einen Bericht („Rapport“) zugrunde, den ein Ausschuß von Beauftragten der Entente, der zur Erörterung der „Schuldfrage“ besonders eingesetzt worden war, vor der Formulierung der „Friedensbedingungen“ erstattet hat*). Dieser Bericht ist verfaßt, um Anklagematerial gegen unser deutsches Heer zusammenzuhäufen. Diesem Bericht lagen zahlreiche „Übersichten“ bei, Anlagen, die das, was die Entente unserm Heer vorwerfen wollte, kurz zusammenfassen. Von diesen „Übersichten“ legt das Stülpnagel-Buch die wesentlichsten vor. Und dann beweist es zu jeder einzelnen dieser „Übersichten“, daß alles das, was hier

*) Das Buch hat hier einen kleinen, technischen Mangel, der bei einer Neuauflage beseitigt werden sollte: Das Vorwort, aus dem man das Nähere über jenen „Bericht“ erfährt, braucht nur diese deutsche Übersetzungs-Bezeichnung. Bei den späteren Ausführungen aus dem Bericht wird dagegen immer nur die ursprüngliche, französische, Bezeichnung für diesen Entente-Bericht, nämlich „Rapport“, gebraucht. Wer des Französischen nicht mächtig ist, und daher nicht weiß, daß „Bericht“ die deutsche Übersetzung von „Rapport“ ist, versteht mithin das für das Verständnis des ganzen Buches Grundlegende nicht. Schon das Vorwort müßte ihn aber aufklären, daß „Bericht“ und „Rapport“ dasselbe sind. H. P.

die Entente gegen das deutsche Heer b e h a u p t e t, wir den Ententeheeren d o p p e l t und d r e i f a c h n a c h w e i s e n können. Wobei denn noch ganz besonders bezeichnend dies ist, daß, während sich die B e h a u p t u n g e n der Entente gegen uns auf den Weltkrieg selbst beschränken müssen, unsere N a c h w e i s e gegen die Entente die sämtlichen folgenden drei Zeiten betreffen: „Vor dem Weltkriege“, „während des Weltkrieges“, „nach dem Waffenstillstand“. — Der Stoff des Stülpnagel-Buches stützt sich meist auf vereidigte Aussagen und ist überdies teilweise den amtlichen Denkschriften entnommen.

Das Stülpnagel-Buch läßt sehr mit Recht die Frage offen, ob die Entente ihrerseits irgendetwas von Dem, was sie gegen unser Heer behauptet, beweisen könne (was bis jetzt bekanntlich nicht geschehen ist); durchaus zutreffend sagt der Verfasser im „Vorwort“: „Wir sind weit davon entfernt, ableugnen zu wollen, daß im Weltkriege auch von den deutschen Truppen so Manches begangen wurde, was besser unterblieben wäre. Das ist in einem Weltkriege, in dem Millionen kämpfen, in einem Kampf auf Leben und Tod, wie er Deutschland aufgezwungen wurde, unvermeidlich.“ Mir persönlich ist es ganz selbstverständlich, daß irgendwelche Einzelheiten aus den Behauptungen der Entente beweisbar sein werden: Der Krieg als solcher ist eben, wie ich hier schon einmal gesagt habe, kein ritterlicher Sport, sondern organisierter Mord; unter Anderm deshalb bin ich Pazifist. Aber die elende Heuchelei der Clémencisten liegt eben darin, daß sie den politisch Dummen der Ententeländer und ganz besonders den ausnehmend vielen politisch Dummen Frankreichs, vorlügen, das, was soweit es auf deutscher Seite geschehen sein sollte, aus jenem Wesen des Krieges unvermeidbar entsprungen ist, und was auf der Seite der Entente selbst doppelt und dreifach geschehen ist, seien „deutsche Verbrechen“.

Hier soll aus dem sehr reichhaltigen Stoffe des Stülpnagel-Buches (der durch spätere Veröffentlichungen noch ergänzt werden wird) nur ganz Weniges wiedergegeben werden, nur als Beispiele, nur um die „Vortrupp“-Leser zu reizen, sich das ganze Material zu beschaffen. Ich beschränke mich dabei auf Dinge, die während des Krieges und nach dem Waffenstillstand geschehen sind und auf fünf von den dreißig „Übersichten“ des Entente-Berichts, zu denen das Stülpnagel-Buch die Gegenbeispiele aufführt. Nummer und allgemeinen Inhalt der betreffenden „Übersicht“ gebe ich dabei jedesmal an:

Zu „Übersicht“ 1: „Mord und Totschlag, planmäßige Schreckensherrschaft“.

Beim Einrücken der Russen in Ostpreußen gibt der russische General Rennenkampf den Befehl, alle deutschen Förster ohne Weiteres zu töten. — Am 20. August 1914 findet man in der Scheune eines Gehöfts bei Gumbinnen einen toten deutschen Kavalleristen, dem beide

Augen ausgestochen, sämtliche Finger und beide Ohren abgeschnitten sind. — In einem Wohnhause dieses Gehöfts findet man gleichzeitig einen deutschen Greis und eine deutsche Greisin in knieender Stellung über einen Tisch gelehnt. Ihnen waren mit starken Nägeln die Zungen auf den Tisch genagelt. Weitere Verletzungen hatten sie nicht, ihr Tod muß daher durch Hunger und Blutverlust eingetreten sein. — Im Mai 1919, nach dem Waffenstillstand, erschossen belgische Posten vom linksrheinischen Ufer aus ohne jeden Grund einen vierzehnjährigen deutschen Knaben aus Düsseldorf. — Am die Weihnachtszeit 1918 nach dem Waffenstillstand, begegnet bei Saarbrücken auf dem Wege nach Friedrichstal die Tochter eines deutschen Bergbaubeamten einem französischen Soldaten. Er wird zudringlich, und als sie sich wehrt, schlägt er ihr mit dem Seitengewehr mehrmals über den Kopf. Dann sticht er sie in den Oberschenkel und in den Unterleib, so daß die Därme herausdringen. An diesen Verletzungen stirbt sie. — Am 29. August 1919, nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages, kehrt eine deutsche Witwe aus den Mainzer Anlagen in ihre Wohnung in Weisenau zurück. Aus dem Festungsgelände kommt ein schwarzer Franzose auf sie zu und belästigt sie. Als sie auf seine Anrede nicht eingeht, schießt er sie nieder. — Anfang April 1920 haben bekanntlich die Franzosen, mitten im Frieden, Frankfurt am Main und andere deutsche Städte überfallen. In Frankfurt besetzt bei dieser Gelegenheit eine Abteilung farbiger Franzosen die Hauptwache, die am verkehrsreichsten Punkte Frankfurts liegt; wie immer in einem solchen Falle ist schnell eine neugierige Menge da, darunter viele Frauen und Kinder, und aus dieser Menge, die über das anmaßende Verhalten der Franzosen erregt ist, fallen einige Schimpfworte. Darauf schießen die Franzosen mit Maschinengewehren auf die wehrlose deutsche Menge, die dadurch Tote und Schwerverletzte hat.

Zu „Übersicht“ 3: Hungerzwang, der der Bevölkerung auferlegt wurde.

Auch nach Abschluß des Waffenstillstandes wurde die während des Krieges verhängte feindliche Hungerblockade ohne jede Milderung noch bis zum 12. Juli 1919 fortgesetzt, trotzdem es sämtlichen feindlichen Regierungen, insbesondere der englischen Regierung, bekannt war, daß schon zur Zeit des Abschlusses des Waffenstillstandes, im November 1918, die Ernährungslage Deutschlands vernichtend war. Und bereits drei Monate nach Aufhebung der Blockade, nämlich am 10. Oktober 1919, wurde wiederum die sogenannte „kleine Blockade“ der Ostsee verhängt, die den größten und ertragreichsten Teil der Ostseefischerei lahm legte und damit eine bei den damaligen deutschen Ernährungsverhältnissen unentbehrliche Nahrungsquelle verstopfte.

Zu „Übersicht“ 6: „Schändungen“.

Das Stülpnagel-Buch gibt hier namentlich einen — ganz kleinen — Ausschnitt aus den grauenhaften Zuständen, die sich nach dem Waffenstillstand und Friedensschluß in dem von Franzosen besetzten Gebiete des Deutschen Reiches entwickelt haben. Das Buch bezieht sich hier auch auf die grundlegenden aufklärenden Untersuchungen des Engländers E. D. Morel. (Über diese scheußlichen Dinge ist im „Vortrupp“ ja wiederholt geschrieben worden, zuletzt in Dr. Krauts Leitartikel in der Neujahrnummer dieses Jahres.) Sehr bezeichnend sind auch

die in diesen Abschnitten des Stülpnagel-Buches wiedergegebenen Perverstäten, denen deutsche Kriegsgefangene von ihren französischen Wächtern unterworfen worden sind. Als den anscheinend allerübelsten Schandkerl dieser Art merke man sich einen gewissen Herzog von Vendôme, der im Kriege die zweite Eskadron des französischen Dragonerregiments Nr. 24 zierte. Seine, von der französischen Regierung selbst, in einer Note vom 29. September 1917 eingestandenen Scheußlichkeiten sind derart, daß ich sie hier nicht wiedergeben möchte; wer aber irgend dazu in der Lage ist, sollte diese Sache aus dem Stülpnagel-Buch in die neutrale und namentlich auch in die angelsächsische Presse bringen.

Zu „Übersicht“ 7: Verschleppung von Zivilpersonen.

England hat die in seiner Gewalt befindlichen deutschen Kolonisten in Afrika insgesamt von dort fortgeführt und in Europa interniert. Frankreich hat sich von England eine Anzahl deutscher Gefangener aus Kamerun und Togo ausliefern lassen, und sie, anstatt nach Europa, in seine ungesundesten Kolonien in Westafrika, nämlich nach Dahomey, verschleppt. Dort wurden sie an Plätzen, die wegen Malaria, Dysenterie und gelben Fiebers verrufen sind, teilweise in schwerem Frondienst, unter Aufsicht von schwarzen Franzosen, den Einwirkungen des Tropenklimas schonungslos ausgesetzt, wobei sie durch Einsperrungen, Prügel und Folterungen noch besonders mißhandelt wurden. — Aus dem Elsaß verschleppten die Franzosen zu Anfang des Krieges über zweitausend Zivilpersonen. — Nach dem Waffenstillstand verschleppen die Franzosen weiter deutsche Zivilpersonen in größtem Stille; namentlich machen sie das so in dem von ihnen besetzten Saargebiet: hier verschleppen sie namentlich viele Angehörige der Gemeindeverwaltungen und der führenden Kreise, um dadurch — sogar noch entgegen dem Verträge von Versailles — die Französisierung des Saargebietes zu erreichen.

Zu „Übersicht“ 8: „Internierung unter unmenschlichen Bedingungen“.

Die soeben bereits kurz erwähnten Folterungen verschleppter Kolonialdeutscher durch die Franzosen geschahen besonders auch vermittels der *D a u m s c h r a u b e*, wobei sich der französische Adjutant Vendre (unter Duldung des Lagerkommandanten Major Bernaud) hervortat. Bei dieser Folterung wurden die beiden Daumen des Gefangenen in die Öffnungen des Folterinstruments gesteckt, dann wurde durch Anziehen der Schraube ein Stück Eisen so auf die Daumen gedrückt, daß diese qualvoll schmerzten. Diese Marterung dauerte stundenlang, sogar ganze Nächte. Die Folge war, daß die Daumen anschwellen und sogar plakten. Die Gemarterten brachen manchmal bewußtlos zusammen. Nach dem Abnehmen der Folter waren die Daumen lange Zeit wie abgestorben. Die durch Anlegung der Daumschraube wehrlos Gemachten pflegte Vendre durch Peitschen- und Faustschläge zu quälen. Eine besondere Verschärfung dieser Marter bestand darin, daß zwei Gefangene, denen Daumschrauben angelegt waren, sich einander gegenüberstellen mußten und durch eine an den beiden Daumschrauben befestigte Kette miteinander verbunden wurden. In dieser Stellung mußten sie einen etwa 2 Kilogramm schweren, in der Mitte der Kette hängenden Holzkloß mit ausgestreckten Armen über dem Boden in der Schwebe halten. Ließen die Gefangenen vor Erschöpfung oder Schmerz die Arme sinken, so wurden sie von Vendre oder den schwarzen Sol-

daten so lange geschlagen, bis sie die Arme wieder erhoben. Auch diese Marterungen dauerten Stunden.

Dies Foltern mit Daumschrauben geschah nicht etwa vereinzelt, sondern tagtäglich.

Zu „Übersicht“ 29: Schlechte Behandlung von Verwundeten und Gefangenen.

Am 3. Januar 1919 läßt der Kommandant des französischen Lagers Nevers einen deutschen Kriegsgefangenen durch einen französischen Posten erschießen, weil der Deutsche ein ihm auferlegtes Strafererzieren aus Schwäche nicht ausführen kann. — Die Franzosen haben während des Weltkrieges die „Nettoyeurs“ (Grabensäuberer) eingeführt: Bei jeder französischen Kompagnie waren Trupps zusammengestellt, deren Aufgabe es war, hinter den Sturmwellen das Schlachtfeld zu „säubern“, das bedeutete in Wirklichkeit, die wehrlosen deutschen Verwundeten oder auch Gefangenen niederzumachen.

Man halte sich nun gegenwärtig, daß diese Proben nur ein buchstäblich verschwindend kleiner Teil dessen sind, was das Stülpnagel-Buch an Gegenbeispielen zu fünf „Übersichten“ des Entente-Berichts bringt, und daß weiter in dem Buche nicht fünf, sondern drei und zwanzig solcher „Übersichten“ durch derartige Gegenbeispiele erledigt werden. Dann kann man sich einen Begriff machen von dem sachlichen Wert dieses Buches. Ich halte es übrigens für wichtig, noch die folgende Stelle aus ihm (von Seite 38) wörtlich wiederzugeben:

„Es muß noch besonders bemerkt werden, daß das englische Volk im allgemeinen die Deutschen bei Kriegsausbruch menschlich und würdig behandelt hat. Nur einzelne Verstöße kamen vor, die, weil sie vereinzelt blieben, hier auch nicht verzeichnet werden sollen.“

Als Deutsche wie als Pazifisten haben wir alle Veranlassung, das Stülpnagel-Buch zu verbreiten und sein Material ausnützen zu helfen: Als Deutsche, weil es uns vortreffliche Waffen liefert gegen blödsinnige Anklagen. Als Pazifisten, weil sein Inhalt ein vortreffliches Werkzeug ist, um den Massen in den Entente-Ländern — auch auf dem Umwege über neutrale Zeitungen — die Augen darüber zu öffnen, wie sie von den politischen Nutznießern des Versailler Vertrages, Clemenceau nebst Genossen und Nachfolgern, künstlich im Dunkeln und in der Dummheit gehalten werden. Denn damit der Pazifismus, die Rechtsordnung unter den Völkern, Wirklichkeit werde, ohne die angesichts der fortschreitenden Waffentechnik auf die Dauer sämtliche Völker Europas, vielleicht sogar sämtliche Völker der Welt, verloren sind, gilt es zunächst, den Geist der Verlogenheit zu bannen, der namentlich in Frankreich die Hirne noch gefangen hält, und der es am meisten hindert, daß der Geist des Rechts die Beziehungen unter den Völkern ergreife.

Hermann Popert.

Der russische Geist.

Was wir tagtäglich hören, verleiht sich dem Grundstock unseres geistigen Besitztums ein und wird Selbstverständlichkeit, Voraussetzung jedes Neuerwerbs. Nur ein unerwarteter Eingriff in die persönliche Empfindung kann uns dann noch veranlassen, geglaubtes Wissen einer nachträglichen Prüfung, sei sie eine erste oder eine nochmalige, zu unterziehen. Eine Stelle aus dem Brief eines jungen Schwaben, den ich seines erprobten Charakters wegen hochschätze, weckte mein Gewissen.

„Meine Russen machen mir weiter viel Freude. Ich bin jetzt bei Dostojewski. Ich glaube, Spengler hat recht, wenn er diesem Volke die Zukunft überweist.“

Daß die hier ausgesprochene Meinung, die ich eine Zeitlang gedankenlos geteilt habe, falsch ist, war mir Erkenntnis geworden, als ich selbst in Rußland lebte. Aber erst jene aus ungezählten anderen herausgegriffene Briefstelle, die wohl die modische europäische oder mindestens deutsche Gedankeneinstellung kennzeichnet, hat wie mit einem heilsamen Schnitt mein Ringen um sprachliche Formung erlöst.

Diese Russen *i n s g e s a m t* gelten in unserer unantastbaren Überzeugung als *t i e f*! Kein Russe, der nicht von der Tiefe seiner Person, Nation und Rasse, von seiner und ihrer Mission erfüllt wäre, der nicht einen Karamasow, nein, alle drei, alle fünf in sich fühlte; keine Russin, die sich nicht ihrer Seelenverwandtschaft mit der Karenina elegisch rühmte; und selten ein Deutscher, der nicht dies alles, aber auch alles glaubte! Mund und Augen aufgesperrt, alle Schulweisheit vergessen, die Machtanmaßung des Dünkels gierig anerkannt, in den Staub mit den arbeitgestählten Knien vor der Geste selbstsicherer Geschwähigkeit: „Aus dem Osten das Licht!“

Es ist geradezu körperlich schmerzhaft, wahrzunehmen, wie großartig mühelos heute jeder jugendliche russische Redner und Schreiber in deutscher Gesellschaft, welcher sozialen Schicht sie auch angehören mag, die Aufmerksamkeit auf sich zieht, durch bloßes Wichtigtun sich durchsetzt, selbstzufrieden sich feiern läßt und mit blasierter Überheblichkeit den Vielen, die es hören wollen, wiederholt: „Ihr Deutsche seid ja viel zu dumm!“ Die vorausbestimmbare Sicherheit, mit der jede Unterhaltung, die in Gegenwart eines Russen oder einer Russin stattfindet, in kürzester Frist in eine solche Bahn gerät, hinterläßt einen lastenden Eindruck. Dieselbe Erfahrung am Familientisch wie in der Volksversammlung. Hört man dagegen Deutsche, die in Rußland selbst durch gemeinsames Leben die Russen kennen gelernt haben, so lautet das allgemeine Urteil wesentlich anders. Wenn Zwei, die ein Menschenalter in Rußland zugebracht haben, sich in einer Gesellschaft begegnen, die des üblichen, geheimnisvoll überschwänglichen Lobes auf den russischen Geist und seine Zukunft voll ist, so nickten sie sich nur lächelnd zu: wir wissen ja, wie es damit steht! Hier

kann die angebliche Tiefe des Russen als Oberflächlichkeit entlarvt werden. Ein deutscher Kaufmann, der fast 60 Jahre in Rußland gewohnt hat und bei allem Geschwätz über die seelischen Werte der Russen sich nachdenklich auszuschweigen pflegte, sprach einmal zu einem Freund langsam und mit sorgfältiger Formulierung den Satz: „Aus dem russischen Volk wird nie etwas werden, denn es taugt nichts von Grund aus.“

Geschwätzigkeit ist die hervorstechendste Eigenschaft des russischen Nationalcharakters. Leichtlebigkeit, Unmäßigkeit, Eafterhaftigkeit, Faulheit bilden den Untergrund, auf dem seine unbedingte Unzuverlässigkeit für den praktischen Verkehr sich abhebt. Die Lust zum Fabulieren, eine Gabe, die man gewiß nicht tadeln wird, ist hier ins Uferlose gewuchert. Viel und schnell denken, wie es die glänzende Auffassungsgabe dem Russen, auch dem Bauern, erlaubt, gilt jedem vor dem eigenen Gewissen als Ausgleich für wenig und langsames Arbeiten. Arbeiten sollen „die Anderen“! Aber jeder Einfall ist wert, in allen phantastischen Folgerungen zu Ende gedacht, ausgesprochen zu werden. Stammeln wird als Ergebnis ausgebaut. Wer eine Nacht lang philosophiert (oder geschwätzt) hat, fühlt das Recht in sich, den Tag über nichts zu tun, oder er hält sich für einen Märtyrer der Arbeit.

Man wird der Hoffnung nicht viel Raum geben dürfen, daß den Deutschen in absehbarer Zeit der russische Star gestochen werden könne. Aber gerade deshalb muß der Kampf um dieses Ziel eröffnet und mit Fähigkeit durchgeführt werden. Es handelt sich freilich nicht nur um ein deutsches, sondern um ein europäisches Problem. Wenn aber auch der gebildete Russe in Paris mit Vorliebe, in London nicht gerade ungerne begrüßt wird, so wird er doch dort in seinem Einfluß dem heimischen Geist grundsätzlich nachgestellt, ja, er wird nicht ganz ernst genommen und schließlich leise abgeschüttelt. Nur das deutsche Volk, dessen Nationalcharakter durch seine seit 1000 Jahren unglückliche, ewig zerrissene und von fremden Gewalten immer wieder entscheidend beeinträchtigte Nationalgeschichte schicksalhaft beeinflusst worden ist, hat sich widerstandslos das Joch des minderwertigen russischen Geistes auferlegen lassen.

Rußland hat nur eine geringe eigene, wirklich bodenständige Intelligenz. Zu ihren Vertretern kann man Puschkin und Turgenjew, auch Bakunin und Lenin nicht rechnen. Gogol und Gorki atmen unter dem Aufgang des lichtstärkeren Doppelgestirns: Tolstoi und Dostojewski. Diese sind Russen; bei ihnen wird zu verweilen sein. Mereschkowski, der erbitterte Vorkämpfer der modernen russischen Intelligenz und russischer Geistigkeit überhaupt, liebt sein Rußland mit der Liebe französischer Überglänzung. Er nimmt den russischen Menschen zum Maßstab des europäischen. Wollten wir ihm folgen, so kämen wir zum Selbstmord des Europäers in der Angsthypnose. In Wahrheit vollzieht sich jedoch die Entwicklung Europas so unrussisch, die Entwicklung Rußlands so uneuropäisch

als möglich. Wir werden nach wie vor europäisch leben, nicht nach dem heute in begreiflicher Verwirrung aufgestellten falschen Ideal der Rückbildung zur Kultur östlich-ländlicher Beschaulichkeit.

Für Europa droht, wenn es nicht sich selbst preisgibt, keine ernstliche Gefahr von jenem Staat des russischen Bauern, den der nicht nur romanhafte Gutsbesitzer Lewin in ehrlicher und grimmiger Überzeugung „für ein Wesen hielt, das in seiner Entwicklung auf dem Übergangsstadium zwischen Affe und Mensch steht“. 90 von 100 Menschen auf russischer Erde sind Bauern von primitiver, der mongolischen ähnlicher Lebensführung. Durch die Vervollkommnungsträume des Mönches Fedor Kusmitsch wird die Unfruchtbarkeit der Meliorationstheorien Lewins bestätigt. Die glutvolle Karenina „tat gar nichts und war dennoch völlig glücklich“. Immer begegnet man der Resignation: „Was haben wir dabei zu denken? Alexander Nikolajewitsch, der Zar, denkt für uns, er denkt für uns in allen Dingen.“ Man braucht nur nicht übersehen zu wollen, daß es unwesentlich ist, ob der Zar Alexander oder Lenin heißt. Ein solcher Nationalcharakter kann bizarre Außergewöhnlichkeiten, wie Tolstois Leben, aber keine allgemeine, große, neue, tiefe, Leben erzeugende Lebensauffassung hervorbringen.

Hermann Hesse schrieb im Märzheft 1920 der Neuen Rundschau die bezeichnenden Sätze: „daß die europäische, zumal die deutsche Jugend Dostojewski als ihren großen Schriftsteller empfindet, nicht Goethe, auch nicht einmal Nietzsche, das scheint mir für unser Schicksal entscheidend“, und „der russische Mensch sei, wie er glaube, längst im Begriff, der europäische Mensch zu werden“. Eine Übertreibung, aber in der Richtung immerhin unsere Zeit geistig und geistreich wieder Spiegelnd. Ich frage jeden, der Rußland besser kennt als ich: Ist es möglich, ohne Russe zu sein, einen solchen Glauben zu bewahren, wenn man die Art russischen Lebens, nicht etwa nur des bolschewistischen, gefühlt hat? — Das Wort „russisch“ sollte in unserer Begriffswelt unlösbar zusammengeheftet werden mit den Worten „blendend“ und „unfruchtbar“. Ich glaube nicht an den Untergang des Abendlandes, sondern an seine Erneuerung — ohne Rußland, sogar gegen Rußland!

Tolstoi und Dostojewski, deren künstlerische Größe nicht zur Verhandlung steht und übrigens nicht bezweifelt werden kann, werden in ihrer Bedeutung als soziale Propheten maßlos überschätzt. Dieses fruchtlose, nicht durchkomponierte Viele ihrer sozialen Romane wird von arbeitgewohnten und überbelesenen Deutschen als „furchtbar tief“ empfunden: man möchte sich an den Kopf schlagen über einen solchen Grad von Uneigenheit des Urteils. Ein feiner deutscher Seelenmaler äußerte kürzlich: „Dostojewski schreibt nur, er formt nicht. Bei aller Hochschätzung seiner künstlerischen Konzeption hat man immer den Eindruck, als ob er nie Korrekturen angebracht, vielleicht seine Schriften überhaupt nicht durchgelesen habe.“ Manche Werke könnten auf den

zwanzigsten Teil ihres Umfanges zusammengestrichen werden, ohne den Inhalt an Wert zu vermindern, doch dieser Rest, ausgewählte und wirklich ausgezeichnete Abschnitte, wäre nicht mehr „bärenhaft“, sondern elegisch. Mögen diese Dichter als Propheten in ihrem eigenen Lande geehrt werden! Ich kenne Menschen, die, nachdem sie ein russisches Buch endlich zu Ende gelesen, stets ein Bedürfnis nach dem verspüren, was Zarathustra „frische Luft“ nennt; nach deutschem Bergwald, nach Nietzsche, Kleist und Weimar.

In seiner berühmten Vorrede zu den „Brüdern Karamasow“ verkündet Mereschkowskij: „Tolstoi und Dostojewski, diese beiden Gipfel der russischen Kultur, werden vom ersten Strahl der Sonne erleuchtet, wie bis jetzt noch kein einziger Gipfel der westeuropäischen Kultur erleuchtet worden ist.“ Hier gilt kein papierener Protest, keine Federfehde mit schöngeistigen Sentenzen; hier gilt nur offener, klarer, unerbittlicher Kampf!

Lassen wir diese verheißungsreiche Karamasow-Legende sprechen, die erst in der Zukunft durch eine Tat des russischen Volkes vollendet werden soll: „Unser Volk wird die Welt erleuchten und die ganze Welt wird sagen: Der Stein, den die Erbauer verworfen, ist zum Eckstein geworden.“ — „Von den Gebeten dieser demütigen und nach Einsamkeit und Stille sich sehnenenden Mönche wird die Rettung Rußlands ausgehen. Denn in Wahrheit werden sie sich in der Stille vorbereitet haben auf den Tag und die Stunde, auf den Monat und das Jahr.“ Das Vorbild Christi bewahren sie in ihrer Einsamkeit herrlich und unverfälscht auf in seiner göttlichen Reinheit und Wahrheit, so wie es uns von unseren Kirchenvätern, Aposteln und Märtyrern überliefert worden ist, und wenn es nötig werden sollte, so werden sie es der zusammenstürzenden weltlichen Wahrheit entgegenstellen. Das ist ein großer Gedanke. Im Osten wird dieses Licht aufgehen.“ — Der Osten wird in seiner Dämmerung verharren, und die Mönche werden nichts tun und sich zu nichts vorbereitet haben, denn das russische Volk hat gar kein Bedürfnis nach jener inneren Erneuerung, die allein Grundlage einer großen geschichtlichen Erhebung werden kann. Wenn aber Alfons Paquet berichtet (Frankfurter Zeitung vom 27. Juni 1920), daß unter der Führung des bisherigen Erzbischofs von Penza aus der alten orthodoxen Kirche eine russische Volkskirche hervorgetreten sei, die mit der Abschaffung des Reliquiendienstes und mit der Besitzlosigkeit des geistlichen Standes den Anfang mache, so wird eine solche Erscheinung als echt russisches Sektierertum, das sich in den Feuereifer der Chowantschtschen bis zur fruchtlosen Selbstverbrennung hineinsteigern kann, nicht aber als Saatboden einer allgemein nationalen Verjüngung zu deuten sein.

Den richtigen Karamasow hat Dostojewski überhaupt nicht in den bestaunten Kreis der Hausgenossen aufgenommen. Er fehlt! Der echte Karamasow wäre der leichte und seichte, der heillos mittelmäßige und

minderwertige, der Mensch ohne Größe mit der bloßen Prätention der Größe, der liebenswürdige Gleißner, der auch zu klein ist, um mehr als nur ein kleiner Verbrecher zu sein, der Verantwortungslose an der Stelle des Verantwortungsfüchtigen: Typ, der aus dem Mangel entstand und nach den Gesetzen der psychologischen Forschung als Abwehr und Täuschung entstehen mußte. Alle diese vielen Tausende von Karamasows und „Raskolniki“ sind kleine oder große Müde, die sich selbst zerwühlen und zerstören müssen.

Es fehlt die Befräftigung des Dranges durch die Tat: Tatunlust, Arbeitsfurch ist Erbgut und Kennzeichen des russischen Volkes.

Alle Ströme des russischen Geistes münden in das eine Meer der russischen Religion, das kein jenseitiges Ufer hat. Religion als Ersatz für die Tat: Dies ist die russische Kirche, deren allumfassende Annahme Dostojewski diktatorisch formuliert und Mereschkowski programmatisch aufnimmt. Die Religion enthüllt die tiefste Erstreckung des russischen Problems überhaupt. Hier läßt den religiösen Geist „landfremd“ aus Asien nach Europa gekommen sein. Aber er fügt hinzu: „Aus dem Grunde, aus der Treue und Wucht, die das an der Oberfläche so glanzlose und so langweilige und schwerfällige deutsche Volk in seiner verschütteten Tiefe birgt, wird auch die religiöse Revolution des 20. Jahrhunderts das ziehen, was ihr das heilige Rußland nicht geben kann: Die Festigkeit des geistigen Knochengerüstes.“ (Neue Rundschau, Mai 1920.) Die russische Religion spitzt sich mit ihrem deutlichsten Niederschlag in Gesellschaft und Literatur auf die Schuldfrage zu. Das Schuldgefühl bildet das Gegengewicht gegen die Verbrüderung von Großherlichkeit und Gleichgültigkeit. Da beide Gefühlswerte sich die Wage halten, bleibt der sittlich wertvollere Teil, das Schuldgefühl, unfruchtbar. Diese Selbstankläger, Selbstverurteiler und Selbstvernichter, diese „Sackträger“ des Lebens (Russen werden den Gehalt des Wortes spüren) befreien die Welt von ihrem Unblick, ohne durch ihr Verschwinden eine Lücke zu reißen oder gar eine Jüngerschaft bahnbrechend aufzurütteln. Selbst in der großartigsten Todesweise bleiben diese Menschen kleine Selbstfüchtige. In Dumpfheit fahren sie dahin. Aber der östliche Landmann braucht seine Heilige für gutes Wetter und kleine Schurkereien.

Mereschkowski glaubte, Nietzsches „der Mensch muß untergehen“ einer Weltverneinung im Sinne Tolstois und Dostojewskis gleichstellen zu dürfen (Vorrede zu den Karamasow). Er hat dabei die zweite Hälfte von jenem Ausspruch außer acht gelassen, die lautet: „auf daß der Übermensch werde“. Zu solchem positiven Idealismus sind die größten Russen, gerade durch ihr Russentum gebunden, nie emporgelangt, und darum müssen sie in der Bedeutung für die Gestaltung des europäischen Geisteslebens hinter dem reineren und entschlosseneren Willen Nietzsches auf die Dauer zurückbleiben. Es genügt nicht, immer und immer wieder in überkommener „masochistischer“ (Mereschkowski) Grübelsucht sich und andere ab-

zuquälen mit der Frage: was könnte noch alles dahinter stecken? Der Weg muß gewiesen und beschritten werden, der in der Richtung des unendlichen Fortschritts geistig und sittlich tüchtige Menschen vorwärts führt. Im Jahrhundert Dostojewskis hat nur Nietzsche ihn gezeigt. Durch Nietzsche ist noch einmal die geistige Grenze Europas zwischen Deutschland und Rußland gelegt worden, die der Westen nicht zu überschreiten braucht, der Osten nicht zu überschreiten vermag. Vorstöße müssen Rückschläge zur Folge haben. Das russische Volk wird immer an seiner fatalistischen Religion krank, aber für das deutsche Volk wird das russische Problem mit der Erkenntnis seiner Überbewertung, wenn sie erst einmal vollzogen ist, aller Gefährlichkeit entkleidet sein.

Der Pazifist Ben Turner irrt, wenn er, von der kurzen Informationsreise einer englischen Arbeiterabordnung aus Moskau zurückgekehrt, mit der Entzückung seines schwärmerischen Gemüts verkündet: „Meiner Ansicht nach wird Rußland nach wenigen Jahren eine der ersten wirklich großen Nationen der Welt sein.“ — Rußland wird sich selbst genug sein. Damit ist sein Weg bezeichnet und seinem Einfluß auf Europa die Schranke gesteckt.

Nur in der Hand eines Hypnotiseurs kann Rußland gefährlich werden. Nur ein solcher vermag ihm durch Sammlung Stärke zu verleihen. Drei Mächte des russischen Lebens tragen die Befähigung zur suggestiven Massenbeeinflussung in sich: der Zar, die Kirche, der revolutionäre Diktator. Alle drei arbeiten mit dem Mittel des Gewissenzwanges; ihre geistige Macht ist auf ein- und denselben Instinkt zurückzuführen, den der Religiosität im Sinne eines orientalisch-fanatichen Fatalismus. Gefahr? Gewiß nicht, denn im schlimmsten Fall werden sich nur die Erfahrungen des Mittelalters wiederholen, daß am elastischen Ostwall Europas jeder barbarische Massenansturm zerbrechen muß. Innereuropäische Augenblicksbedenken fallen bei einer solchen Betrachtung nicht ins Gewicht, denn die Stunde der Not gebiert nach Naturgesetz die organisatorisch starke Zweisheit von überlegener Einsicht und sittlichem Willen, die zur Erhaltung der europäischen Kultur mit dem Zweck ihrer Weiterzucht durch Verjüngung nötig ist. Die nationale Ausbreitung, die von Petersburg, und die soziale, die von Leningrad, im Grunde aber immer von Moskau als dem Mittelpunkt der großen altrussischen Gemeinde ausgeht, ist daher nur zum Schein ein Beweis für die Wahrheit des alten und neuen Massenwahnes von der Berufung des russischen Volkes zur Weltherrschaft und Welterlösung.

Die russische Panik ist in die Welt gefahren. Der Russenschreck geht um. Leuchtet man ihm ins Gesicht, so sinkt er in Asche zusammen.

Guido Knoerzer.

* * *

Krainer Deutschtum.

Am Ende des 6. Jahrhunderts sind in das Gebiet des Landes Krain die Slowenen und Winden, von den über sie herrschenden Awaren gedrängt, eingewandert und haben sich hier festhaft gemacht, es jedoch nie zu staatlicher Selbständigkeit gebracht. Das Ende des 8. Jahrhunderts brachte Krain unter fränkische Herrschaft und dadurch kam das Land in innigste Verbindung mit den benachbarten deutschen Ländern. Deutsches Recht und deutsche Verwaltungsformen bürgerten sich ein, das deutsche Element war das leitende und führende, das tonangebende geworden. Im 10. Jahrhundert wanderten in das Land, das unter den vielen Angriffen der kriegerischen Madjaren arg gelitten hatte und sehr dünn bevölkert war, deutsche Siedler ein und lehrten die dort ansässigen Slowenen deutsche Arbeit und deutsche Sitte. Deutsche Rittergeschlechter wurden mit Lehen bedacht, und ein frischer, neuer Zug kam durch diese deutschen Siedler über das ganze Wirtschaftsleben des Landes, das nunmehr rasch aufblühte.

Im 12. Jahrhundert weiß man schon die Gründung deutscher Städte zu melden, so die der früheren Landeshauptstadt Laibach, deren deutscher Name urkundlich bereits 1114 erscheint. Die Städte hatten deutsche Verwaltung, trugen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts deutsches Gepräge und standen in steter Fühlung mit den deutschen Städten der angrenzenden Länder. Noch heute weisen zahlreiche Familiennamen und willkürlich übersetzte Ortsnamen deutlich ihren deutschen Ursprung aus. In Oberkrain waren, wie sich heute noch feststellen läßt, 41% aller Huben in deutschen Händen. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde z. B. in der Gegend von Krainburg durchwegs deutsch gesprochen. Chauvinistischer nationaler Heße und besonders den Bemühungen der größtenteils national gesinnten slowenischen Geistlichkeit war es zuzuschreiben, daß alle diese deutschen Siedlungen in der slowenischen Flut untergingen. Das ganze Kulturleben des Landes war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts deutsch. Deutsch war die Sprache der Behörden und Schulen, während das Slowenische (auch Krainerische) als Volkssprache von der Landbevölkerung gebraucht wurde, die jedoch im übrigen das Lernen der deutschen Sprache trotz aller slowenischen Hezereien bis in die letzte Zeit hinein noch immer pflegte.

Literarisch wurde die slowenische Sprache zum ersten Male zur Zeit der aus Deutschland eingedrungenen Reformation verwendet. Die von Primus Truber (dem slowenischen Luther) übersetzten Bibelabschnitte sowie der von ihm (1555) verfaßte slowenische Katechismus wurden mit Unterstützung der deutschen Landstände und der evangelischen Kreise in Deutschland, so namentlich des Herzogs Christoph von Württemberg in Tübingen gedruckt. Diese 1585 vollendete Bibelübersetzung blieb auch in der katholischen Kirche Krains über 200 Jahre im Gebrauche. In diese Zeit fällt auch die Ausgabe der ersten slowenischen Grammatik. Viele

deutsche Schulmeister in den Markt- und Ortsgemeinden gab es um diese Zeit des einträchtigen Nebeneinanderlebens Deutscher und Slowenen im Lande. Erst der Zeit Maria Theresias (um die Mitte des 18. Jahrhunderts) war es vorbehalten, daß Gesetze und Verordnungen in die „krainerische“ Sprache übersetzt werden mußten und erstmals slowenische Eidesformeln in Gebrauch kamen.

Die Anfänge einer slowenischen Literaturentwicklung fallen ungefähr in die Zeit des Dichters Vodnik (1758—1819). Er veröffentlichte Gedichte und schöngeistige Schriften und begründete im Jahre 1797 die erste slowenische Zeitschrift, der allerdings nur kurze Lebensdauer beschieden war. Das Aufblühen des slowenischen Schrifttums wurde von den Deutschen des Landes in uneigennützigster Weise gefördert, so haben z. B. die beiden ersten slowenischen Bühnenwerke, zwei Lustspiele, den deutschen Schriftsteller und Geschichtschreiber Linhart zum Verfasser, der deren Auführung selbst des öftern in Laibach leitete. Erst mit dem Beginne einer gesteigerten literarischen Tätigkeit war es möglich, daran zu denken, die slowenische Sprache in Schule und Amt in ausgedehnterem Maße zu verwenden. So hat 1848 der Krainer Ständelandtag diese Forderung zum ersten Male erhoben und die überwiegende deutsche Mehrheit trat damals selbstlos für diese Forderung der krainischen Minderheit ein. Als Beweis für die Deutschfreundlichkeit der Slowenen dieser Zeit mag der Umstand gelten, daß als Vertreter des Landes Krain im Mai 1848 drei Deutsche und unter diesen der in Laibach geborene Dichter Anastasius Grün ins Frankfurter Parlament entsendet wurden, da das Land seit dem Wiener Kongresse dem Deutschen Bunde angehörte.

Erst um 1867 wurde der Grundsatz aufgestellt, daß slowenische Eingaben in slowenischer Sprache zu erledigen seien, während früher nur das Deutsche als Amtssprache in Gebrauch stand. Nach und nach sickerte das slowenische Bächlein immer stärker aus den vorher deutschen Amtsstuben und späterhin gab es immer mehr und mehr slowenische amtliche Zuschriften und Vorladungen. Nichts kennzeichnet besser die Entwicklung der politischen Verhältnisse und der Stellung des Deutschtums in diesem Lande als die Tatsache, daß seit dem Beginne des österreichischen Verfassungslebens bis in die achtziger Jahre hinein der Krainer Landtag eine deutsche Mehrheit besaß.

Auch auf dem Gebiete des Schulwesens hatten die Krainer nie Anlaß zu Klagen. Die meisten Volksschulen waren seit der Mitte des 19. Jahrhunderts fortschreitend slowenisiert worden. Deutsche öffentliche Schulen bestanden nur mehr im deutschen Gottscheer Gebiet und in Weißensfels neben einigen wenigen deutschen Minderheitsschulen. Gleichwohl galt die deutsche Sprache gesetzlich als Landessprache, gleichberechtigt mit der slowenischen. Daher waren auch alle amtlichen Aufschriften doppelsprachig. Die Industrie befand sich zum großen Teile in deutschen Händen, es war demzufolge auch die deutsche Steuerleistung weit höher, als nach der Kopf-

zahl der Deutschen des Landes anzunehmen gewesen wäre. 15% des Grundbesitzes befanden sich im Besitze deutscher Bauern und auch in allen öffentlichen Vertretungskörpern waren die Deutschen vertreten. Es ist den Deutschen in Krain angesichts ihrer geringen Anzahl nie eingefallen, gegen ihre slowenischen Landesgenossen vorzugehen, obwohl — und dies besonders in der letzten Zeit vor dem Kriegsende — die slowenisch-kerikale Heze selbst vor Gewalttätigkeiten gegenüber den deutschen Mitbewohnern des Landes nicht zurückschreckte.

Mit dem Umsturze fand diese Deutschenheze ihre Fortsetzung, ein eigener Regierungserlaß verbietet den deutschen Industrieunternehmern geradezu, andere als slowenische Beamte und Arbeiter einzustellen, ein anderer bringt es mit sich, daß Deutsche in Krain gleich feindlichen Ausländern behandelt werden. Schadenersatzansprüche können von einem Deutschen, der Schaden an seinem Eigentume oder Besitze erlitten, nur mit Zustimmung der Regierung gestellt werden! In letzter Zeit stieg naturgemäß die slowenisch-nationale Flut immer höher und höher, und im Januar 1919 mußte endlich auch das deutsche Theater in Laibach auf Betreiben nationaler Chauvinisten seine Pforten schließen. Das über 100 Jahre alte Amtsblatt „Laibacher Zeitung“ wurde von der Regierung verboten, auch die Herausgabe einer neuen deutschen Zeitung nicht gestattet. Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß viele Tausende von Deutschen das ungastliche Land verlassen mußten. Den Zurückgebliebenen aber die Möglichkeit zu geben, ein erträgliches Dasein führen zu können, sollte ihnen durch einen zwischenstaatlich gewährleisteten Minderheitenschutz ermöglicht werden, so daß ihnen wenigstens ein Mindestmaß von Rechten, namentlich auf dem Gebiete des Schul- und Vereinswesens und aller anderen rein kulturellen Dinge zuteil werden würde. Diese Berücksichtigung zum mindesten haben die Deutschen Krains durch ihre vielhundertjährige Kulturarbeit im Lande reichlich verdient!

E. R. Prafchinger.

Rund um uns

Freideutsches Jugendlager Klappoltal. Schon im Januar dieses Jahres gingen uns die beiden folgenden Aufsätze über das Freideutsche Jugendlager Klappoltal auf Sylt zu. Aus Mangel an Platz mußten wir sie leider wiederholt zurückstellen. Der erste dieser Aufsätze, den wir mit

einer geringfügigen Kürzung wiedergeben, ist schon einmal als Eingekleidet in den „Norddeutschen Nachrichten“ veröffentlicht worden und nimmt auf eine in Blankenese (bei Hamburg) abgehaltene Versammlung bezug. Der andre wurde für den „Vortrupp“ verfaßt. Beide ergän-

zen einander und erscheinen uns geeignet, die hie und da auftauchenden Vorurteile gegen ein anerkanntes tüchtiges Unternehmen zu beseitigen.

Vortrupp.

*

„Freideutsche Jugend“,
Klappoltal.

Wir beiden Unterzeichneten haben seinerzeit das mitbegründet, was später unter dem Namen „Freideutsche Jugend“ bekannt geworden ist. Wir gehören auch heute noch beide, als ältere Mitglieder, Vereinigungen an, die zur „Freideutschen Jugend“ zu rechnen sind. Wir stehen zu Vielem von dem, was in der „Freideutschen Jugend“ geschieht (und nicht geschieht) keineswegs zustimmend; und namentlich der Zweitunterzeichnete hat das oft öffentlich zum Ausdruck gebracht.

Aber um so mehr fühlen wir uns berechtigt und verpflichtet, offenbaren Unrichtigkeiten entgegenzutreten, die gegenwärtig über das wohl Beste verbreitet werden, was die „Freideutsche Jugend“ an wirklichen Leistungen geschaffen hat, nämlich über das freideutsche Lager „Klappoltal“ auf Sylt. Die Veranlassung, uns hierzu zu erklären, geben uns einige Sätze, die in der Wechselrede nach dem hiesigen Vortrage des Herrn Senators Dr. Petersen am 13. Januar eine Dame über Klappoltal sprach. Diese Dame, die offensichtlich gutgläubig war, brachte dort Dinge vor, aus denen Nichtkenner der Sache den Eindruck gewinnen mußten, Klappoltal sei eine Stätte der Unsittlichkeit, oder es bestehe wenigstens ein irgendwie begründeter Verdacht, daß es das sei. Die Verbreitung dieser Behauptungen bei dieser Gelegenheit hier in Blankenese war um so gefährlicher, als es hier, wenigstens unter den älteren, wenige gibt, die von der „Freideutschen Jugend“ im allgemeinen und von Klappoltal im besonderen, eine Kenntnis besitzen. Wir, die wir darin tatsächlich etwas sachverständiger sind, stellen fest, daß der Gedanke, Klappoltal sei ein Ort für Unsittlichkeit, angesichts der wirklichen Tatsachen einigermaßen komisch ist. Es handelt sich im Gegenteil um ein Unternehmen, das jeder, der den Wie-

deraufbau Deutschlands will, deshalb unterstützen soll, weil hier wirklich brauchbare Arbeit getan wird für die körperliche und sittliche Kräftigung der deutschen Jugend.

Der Kampf gegen Klappoltal, der von einigen Seiten ja auch schon versucht worden ist, als die Sache kürzlich in der Hamburger Bürgerschaft behandelt wurde, geht nach unserer Kenntnis der Dinge darauf zurück, daß die Leitung Klappoltals sich genötigt gesehen hatte, einige Unruhestifter wesentlich kommunistischen Charakters, die dort nicht gehörten, hinauszudecken. Die Hinausgewiesenen waren natürlich traurig und und redeten übel von der Sache. . . .

Den 14. Januar 1921.

Dr. Rudolf Stuken,
Hochkamp.

Dr. Hermann M. Popert,
Blankenese.

*

Vom freideutschen Jugend-
lager Klappoltal.

Es war ein Winterabend im vergangenen Jahre, als ich zum erstenmal den Namen Klappoltal hörte. Knud Ahlborn nannte ihn mir, und in seinen Augen stand das Leuchten einer großen Freude, als er mir erzählte, daß es ihm gelungen sei, auf der Insel Sylt ein Militär-Barackenlager zu kaufen, damit dort zwischen Meer und Watt im Schutz weitgestreckter Dünen ein Ferienlager für die freideutsche Jugend errichtet werden könne. Begeisterung reißt mit, das spürte ich in dieser Stunde, wie ich es oft gefühlt habe, aber ich wollte mich nicht nur an dem Gedanken erfreuen, daß in der Herrlichkeit dieser unvergleichlichen Natur sich junge Menschen im Ferienlager genießen zusammenfinden, junge Männer und junge Mädchen aus allen Teilen Deutschlands, die sich verbunden fühlen durch den Willen der bewußten Lebensgestaltung. Ich wollte auch Tatsachen hören, wollte wissen, wie weit der Kreis der Lagergäste gezogen werden sollte, wie die Verwaltung des Lagers gedacht war. Und während Stille des Abends und das wohlige Behagen der

wintergeborgenen Häuslichkeit um uns war, entwickelte Knud Ahlborn seine Pläne, offenbarte er seine Hoffnungen.

1913 und 1920. Sieben Jahre liegen zwischen der Tagung auf dem Hohen Meißner und der Gründung dieses Ferienlagers für die Freideutsche Jugend. Jahre gewaltig unwählender Gestaltung. Kriegsjahre und Kampfsjahre. Aber die sich in jenen glückhaften Herbsttagen auf dem Hohen Meißner zusammenschlossen, die wußten, daß Kampf auf ihrem Wege sei. Kampf nach allen Seiten, aber auch Kampf innerhalb der Bewegung. Jugend ist Kampf, aber Jugend ist auch Entwicklung, ist Vorwärtsdrängen und Ziel suchen. Jede neue Tagung hat es wieder bewiesen, aber jede Tagung hat auch gezeigt, daß in der gewaltigen Melodienfülle der Beratungen und Beschlusfassungen der Grundakkord doch immer die gleichen Töne aufwies. Dieses gleiche Wollen, dieses gleiche Sehnen und Streben ist verstreut über ganz Deutschland, hier und dort gebunden in kleinen Gruppen, gelegentlich auch zusammengefaßt in größeren Gemeinschaften. Freideutsche Heime gibt es vielerorts als Stätten der gemeinsamen Arbeit. Ein Ferienheim aber, das dieser ganzen gleichgerichteten, gleichstrebenden Jugend eine Heimat aufschließt, das sollte nun erstehen. Nicht ein Ferienheim wie andere etwa auch, die auf gemeinnütziger Grundlage für einen verhältnismäßig geringen Preis eine ausreichende Verpflegung bieten. An die praktische Seite haben wir kaum gedacht unter diesem frohmachenden Ausmalen aller Möglichkeiten, obwohl Knud Ahlborn auch ein finanzielles und wirtschaftliches Programm aufwies. Aber von Freideutschen war die Rede, die versprengt in Gemeinschaften leben, denen Tradition und Konvention die Richtung geben, von jungen Männern und jungen Mädchen sprach er, die in der Gebundenheit der Berufsvorbereitung oder der Berufsausübung eine Beengung ihrer Lebensauffassung, eine Bedrohung ihrer ethischen und sozialen Ideale empfinden. Klappoltal sollte die innere Aufrichtung werden, wenn im Zusammenströmen der Mei-

nungen, im Austausch der Ansichten und Erfahrungen, im Durcharbeiten von Problemen Gedanken zur Klarheit, Wünsche zu Wirklichkeiten wurden.

Der Abend war in Vergessenheit versunken, immer aber tönte gelegentlich der Name Klappoltal zu mir und immer kam mit dem Namen das innere Fragen, was sich von den großen Hoffnungen erfüllt haben möchte. Pläne ausspinnen und mit allen Feinheiten sehnsüchtiger Erwartung vergolden, ist Feiertagsstimmung. Ausführen was man erstrebt, ist harte Werkeltagsarbeit. Und wie hart sie gewesen sein muß, das habe ich erst erfaßt, als ich im Sommer in Klappoltal gewesen bin. Nur ein kurzer Besuch konnte es sein, aber hinter all dem praktischen Schaffen beim Ausbau der Baracken, bei Bessern der Wege, bei der Wirtschaftsführung stand mir immer die Freude, daß sich hier ein Werk der Jugend gestalte, einer Jugend, die sich bewußt und willensgestählt von überkommenen Gebräuchen, von gewohnheitsgeheiligten Gebundenheiten losgelöst hat, die im Ringen und Streben sich neue Wahrheiten und neue Wege erkämpfen will. Die schlichten Holzbaracken mit der bescheidenen Ausstattung schienen mir der äußere Ausdruck dieses lebensreformatorischen Gestaltungswillens. Immer haben die Freideutschen nach Verinnerlichung gestrebt, immer haben sie die üblichen Vergnügungen durch Freuden zu ersetzen versucht. Natur, Kunst, Freundschaft bot ihnen mehr als jene Geselligkeit, die unter dem Einfluß des Alkohols und üppiger Gastereien den feinen Sinn des geselligen Lebens fast ganz eingebüßt hat. Schon die Tatsache, daß die Freideutschen abstinente sind*), beweist bewußte, verantwortungsbereite Lebensführung. Zwei große Baracken, die der Küstenbewachung einmal für je 100 Mann Unterkommen geboten haben, sind in kleinere und größere Einzelräume abgeteilt, die immer ein paar Gästen Wohnung bieten. Auf der einen Seite des Lagers sind die Baracken

*) Das heißt: soweit sie verantwortungsbewußt und ernst zu nehmen sind. Vortrupp.

für die jungen Mädchen, auf der anderen die der jungen Leute. Ein Haus bietet den freideutschen Ehepaaren Aufnahme. Ein Gemeinschaftshaus enthält die Halle für die klassische Gymnastik, die eine Lehrkraft aus Bieberstein in gesonderten Kursen leitet. Es findet sich ein behagliches Lesezimmer, das aus einer guten Bibliothek mit Lesestoff aus allen Wissensgebieten versorgt wird. In einem kleinen Verkaufsstand kann man erstehen, was die Einsamkeit in Klappolttal sonst nicht zu bieten haben würde. Der geräumige Eßsaal ist der Mittelpunkt des ganzen Lagers während der Mahlzeiten, für deren Beschaffung außer den angestellten Wirtschaftskräften die Gäste planmäßig herangezogen werden. Hier vollzieht sich die erziehlliche Beeinflussung durch die Werkttätigkeit für die *Ullgemeinheit*, die durchaus mit hineingehört in den Gedankenkreis, in dessen ständig sich erweiternden Reihen sich die freideutsche Jugend bewegt.

Ich kam aus Westerland. Tag um Tag und Abend um Abend hatte ich mit immer wachsender innerer Bedrängnis dem Treiben der Menschen dort zusehen. Sind die Jahre unseres furchtbaren Leids und unserer seelenbeugender Sorge ganz spurlos an ihnen vorübergegangen? Hat die Schmach, unter die wir uns beugen, nicht den Hauch eines Schattens auf ihre Vergnügungsgier, auf ihren Genießerrausch geworfen? Junge Männer und junge Mädchen waren darunter, deren Sinn noch nie getrübt zu sein schien durch Kämpfe der Seele und des Verstandes, die ganz gedankenlos für die Freuden ihrer Jugend das übernommen hatten, was ihnen Mode und Gebräuchlichkeit vorschrieb. Nichts Eigenes in ihrem ganzen Gebahren, nichts Selbstgewolltes und Selbstgedachtes. Nur ein Abflatsch, aber ein Abflatsch keiner erstrebenswerten Vorbilder.

Das Herz war mir schwer geworden unter diesen Beobachtungen, die Seele belastet. Wer die Not unseres Volkes und des Vaterlandes sieht mit dem wachen Gefühl der Mitverantwortung, der erlebt und erleidet immer wieder Stunden des Verzagens, aus denen er sich hinflüchten möchte zu einer neuen

Hoffnung. Als ich von Westerland gen Klappolttal fuhr, wich mählich die Last der Mutlosigkeit vor der frohen Erwartung auf Menschen, die ihr Menschentum als eine Verpflichtung tragen. Schon als mir die ersten Gäste von Klappolttal begegneten, umging mich eine andere Welt. Nichts von dem modischen Tand, der dort eine so große Bedeutung hat, nichts von den Schlemmerfreunden, die für viele Badegäste eine der Hauptanziehungspunkte Westerlands sind, keine Bar, kein Spielsaal, keine Tanztees mit Preisverteilungen für das beste Tangotänzerpaar, kein Variété und kein Separé, keine riesenhafte Sektreflake, keine Eißorstuben. Als ich das alles nicht mehr sah, spürte ich erst, wie sehr es mich bedrängt und verwirrt hatte in seiner lärmvollen, prunkhaften Aufmachung, in seiner Annäherung und seiner Sieghaftigkeit.

Was Knud Ahlborn mir einmal als die innere Bedeutung von Klappolttal geschildert hatte, ist noch keineswegs restlos erfüllt. Es herrscht kein kaufmännischer Geist in dieser Gemeinde junger Menschen, es fehlt ihnen zumelst die straffe Organisationsfähigkeit, die ganz zielstrebig Widerstrebendes zusammenfaßt. Der Individualismus triumphiert ganz selbstverständlich dort, wo jedes Individuum für sein Persönlichstes eintritt. Aber eine große Gemeinschaft erfordert eine gewisse Einfügung, eine bestimmte Unterordnung. Zudem strömten hier in diesen Ferienwochen mit allen den verschiedenen Menschen aus Nord und Süd und Ost und West auch alle die *Richtungen* ins Lager, die die heutige Jugend durchfluten. Aber man spürte doch den heißen Pulsschlag des Ringens und Strebens, man ahnte die Klärung, man sah den Aufbau. Und um diese Jugend stand die ganze Herrlichkeit der Natur wie ein Hintergrund von gigantischer Größe. Meereseisgewalt, Düneneinsamkeit, Stille der kleinen Gehöfte im Schutze der windzerzausten Föhren, in der ferne das perlmutterschimmernde Wattenmeer in feierlicher Ruhe. Daß Klappolttal der Jugend diese Umwelt erschließt ist von nicht abzuschätzender Bedeutung.

Frieda Radel.

Wald und Berg dem Volke. Der „Johben-Gebirgs-Verein“ in Breslau hat zusammen mit dem Deutschen Vortrupp-Bunde vor kurzem an den Reichstag eine Eingabe gerichtet, die sich auf die Freigabe der Wälder und Gebirge für alle Schichten der Erholung suchenden Bevölkerung bezieht. Der Gedanke, daß die schönsten Wälder, Höhen und Fluren unseres Vaterlandes dem gesitteten Wanderer nicht versperrt werden dürften, ist wiederholt im „Vortrupp“ erörtert worden (z. B. in dem Aufsätze „Freie Bergeshöhen! freier Wald“ von Dr. P. Lafrenz, Jg. 1919, Nr. 16). Wir werden auch nicht eher ruhen, bis die Forderung erfüllt ist, daß große Teile von der Natur besonders bevorzugter deutscher Landschaft nicht wenigen Begüterten vorbehalten, sondern jedem Volksgenossen, sofern er sich nur anständig benimmt und keinen Schaden anrichtet, zugänglich seien.

Unsere Eingabe, die noch zwei weitere Forderungen enthält, möge hier — mit einigen Kürzungen — wiedergegeben werden:

„Die Unterzeichneten gestatten sich, dem hohen Reichstage folgende Bitten zu unterbreiten:

1. Unsere Gebirge und Wälder unterliegen den Normen des Privateigentums. Der Eigentümer kann gemäß § 903 B. G. B., soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, andere von jeder Einwirkung auf diese Grundstücke ausschließen. Er kann also das Betreten von Gebirgen und Wäldern außerhalb der öffentlichen Wege verbieten.

Ein Teil der Großgrundbesitzer macht von diesem Rechte nur einen mäßigen Gebrauch. Ein anderer Teil ist aber nicht gewillt, die berechtigten Wünsche der Allgemeinheit hinsichtlich des Genusses der Naturschönheiten zu erfüllen. Es wird vielmehr an vielen Stellen das Betreten von Gebirgen und Wäldern gerade oft in den schönsten Teilen verboten. An manchen Stellen werden sogar ganze Gebirgsteile für das Publikum abgesperrt. Nicht selten dürfen besondere Naturschönheiten, namentlich Wasserfälle, nur gegen ein Eintrittsgeld besichtigt werden und zwar selbst da, wo

irgendwelche Unkosten, z. B. Anstauen des Wassers, dem Eigentümer nicht entstehen. . . .

Die Benutzung der Gebirge und Wälder seitens der Allgemeinheit ist für die Gesundheit und Erquickung des Volkes von größter Bedeutung. Dem stehen allein Jagdinteressen von Großgrundbesitzern gegenüber, die bei weitem nicht die wirtschaftliche und ideelle Bedeutung haben, wie die Wünsche der Allgemeinheit nach dem Genuß der Natur. . . .

Wir sind der Hoffnung, daß das Publikum sich der Freiheiten, welche ihm verliehen werden sollen, würdig erzeigen und Ungehörigkeiten in den Wäldern unterlassen wird. Soweit gleichwohl im einzelnen Falle Schädigungen eintreten, ist den Waldbesitzern Abhilfe zu gewähren.

2. Nach dem bisher bestehenden Rechte ist jedes Abpflücken von Beeren und Pilzen rechtswidrig. Die Forstbeamten pflegen das Verbot einer Aneignung dieser Früchte im allgemeinen auch streng durchzuführen. Die Allgemeinheit erleidet hierdurch Schaden, denn auf diese Weise verkommt ein großer Teil der Pilze und Beeren, da die Aberntung derselben so schwierig ist, daß der Großgrundbesitzer nicht in der Lage ist, durch angestellte Arbeitskräfte die Ernte zu bergen. Er hat wirtschaftliche Vorteile nur dadurch, daß er gegen ein mäßiges Entgelt Erlaubnisscheine für das Einsammeln der Früchte ausgibt. . . .

Wir bitten daher:

1. Im Wege der Reichsgesetzgebung Anordnung treffen zu wollen, wonach:
 - a) das Betreten von Gebirgen und Wäldern durch Fußgänger auch außerhalb der öffentlichen Wege jedermann gestattet wird, soweit nicht besondere Ausnahmen durch die staatlichen Verwaltungsbehörden zugelassen sind,
 - b) die Aneignung von wildwachsenden Beeren und Pilzen in den Gebirgen und Wäldern für jedermann zum eigenen Gebrauch, soweit wie wirtschaftlich möglich, freigegeben wird.
2. darauf hinzuwirken, daß in allen den Fällen, in denen der Grundbesitzer Teile seines Eigentums aus steuer-

lichen oder anderen Rücksichten abzugeben hat, solche Gebirgsteile und Naturschönheiten, die von der Allgemeinheit aufgesucht werden, in das Eigentum des Reiches gelangen.“

Vortrupp.

Ist das wirklich national? Eine Schar junger Arbeiter kommt aus einer sozialdemokratischen Versammlung. Sie singen Gassenhauer und auch Soldatenlieder. Da stellen sich an einer Querstraße einige Primaner auf und stimmen, als die Schar herankommt, „Deutschland, Deutschland über alles“ an. Natürlich wird dies als eine Herausforderung aufgefaßt, die es, nach der späteren Aussage der Gymnasiasten, auch hatte sein sollen, und es kommt zu einer Schlägerei zwischen Arbeitern und Schülern.

Am nächsten Tage wird der Vorfall in der Weinstube der Honoratioren besprochen, und die Herren drücken ihre lebhafteste Freude darüber aus, daß doch noch nationale Gesinnung in unserer Jugend herrsche! — Nur schade, daß dieselben Herrschaften so gänzlich ein Verständnis vermissen lassen, wenn man wirklich nationale Angelegenheiten zur Sprache bringt, z. B. die nationalpolitische Notwendigkeit der Bodenreform und des Reichsiedlungsgesetzes, das jetzt endlich Ernst machen will mit einer großzügigen Innenkolonisation und ein Drittel des Großgrundbesitzes für sie in Anspruch nimmt. Haben sie doch neulich rundweg erklärt, daß man sich in der Gesellschaft „unmöglich“ mache, wenn man so unangenehme Wahrheiten wie das Bauernlegen der Grundherren oder das Überhandnehmen der polnischen Schnitter in unseren ostelbischen Gutsbezirken zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringe!

Und ein zweiter Fall: In einer deutsch-nationalen Versammlung kommt es zu lärmendem Widerspruch der Arbeiterschaft, als der Redner, der üblen Gewohnheit vieler Kollegen aus seiner

Partei folgend, die ganze Schuld am Verlust des Krieges dem Parlament (Friedensentschließung des Reichstages von 1917) und dem handarbeitenden Volk unterzuschieben versucht mit der elenden Phrase, die Heimat habe das kämpfende Heer von rückwärts erdolcht. Da erheben sich die deutsch-nationalen Versammlungsteilnehmer und singen das Lied der Deutschen in allen seinen Versen. Die andere Hälfte der Versammlung aber brüllt und lärmt und sucht das Lied niederzuschreien. — Welch unwürdiges Schauspiel für jeden wirklich Nationalgesinnten! Welch trauriges Sinnbild der inneren deutschen Zerrissenheit, daß hier ein Teil des Volkes — es waren ausschließlich Leute der bessergestellten Bevölkerungsschicht, besonders auch viele Landherrschaften, deren schöne Kutschen draußen auf der Straße in Menge hielten — das hohe Vaterlandslied für sich als Parteigesang in Anspruch nimmt und dadurch den anderen Teil, vor allem die sozialistische Arbeiterschaft, gradezu aufreizt, ja zwingt, es zu bekämpfen. Muß dabei nicht dem politisch Geschulten der böse Verdacht aufsteigen, daß gewisse Kreise aus Partei-Egoismus oder Verblendung jene unselige Unterscheidung von national und unnational mit voller Absicht aufrecht zu halten streben, die vor dem Kriege ein so vorzügliches Mittel war, gut nationale Leute zu täuschen und vor den Wagen der Reaktionäre zu spannen? Gerade weil wir uns bewußt sind, wie verhängnisvoll jenes unaufrichtige Schlagwort die Ausbildung des einheitlichen deutschen Staatsgedankens in der früheren Zeit gehindert hat, darum müssen wir als ehrliche Freunde unseres Volkes, gleichgültig, welcher Partei wir angehören, den Mißbrauch bekämpfen, den man auch heute wieder mit dem Worte „national“ treiben will. Wir können nicht untätig zusehen, wie unser schönes Nationallied den Arbeitermassen verkehrt wird.

Dr. Nagel.

* * *

für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg, — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Der Vortrupp

10. Jahrgang 1921

Nr. 6

2. Märzheft

Schlußwort.

Hamburg, den 16. März 1921.

Aus den, durch den Krieg und die Revolution geschaffenen, wirtschaftlichen Gründen, die an der Spitze der letzten Nummer eingehend dargelegt sind, kann der „Vortrupp“ als selbständiges Unternehmen nicht weitergeführt werden.

Der „Vortrupp“ geht deshalb im „Kunstwart“ auf. Der „Kunstwart“ ist der zukünftige „Vortrupp“.

Das bedeutet: Ferdinand Avenarius gibt mir als dem Führer des „Vortrupp“ und des fortbestehenden „Deutschen Vortruppbundes“ das Recht, da, wo ich es für nötig halte, im „Kunstwart“ zur Öffentlichkeit zu sprechen. Er wird weiter, soweit dazu die Möglichkeit gegeben ist, gern Aufsätze der Mitarbeiter des „Vortrupp“ im „Kunstwart“ bringen. Der „Kunstwart“ wird durch einen ständigen Vermerk kundgeben, daß er „zugleich die Fortsetzung des ‚Vortrupp‘ ist“. — Ich meinerseits bitte hierdurch alle Bezieher des „Vortrupp“, Bezieher des „Kunstwart“ zu werden, und alle unsere Inserenten, im „Kunstwart“ zu inserieren.

Die vielen Gemeinsamkeiten zwischen „Kunstwart“ und „Vortrupp“, die von jeher bestanden, sind unsern Lesern bekannt. Kulturpolitisch und politisch hatten beide Organe sehr ähnliche Grundlagen und Ziele. Am nur Weniges hervorzuheben: Der „Kunstwart“ steht wie wir auf dem Boden des „Deutschen Pazifismus“, und hat mir noch kürzlich Gelegenheit gegeben, diesen Standpunkt dort ganz eingehend zu entwickeln. Ebenso ist die Stellung des „Kunstwart“ zum Alkoholkapital genau die gleiche wie die unsere: Auch der „Kunstwart“ bringt grundsätzlich keine Alkohollammoncen. Und was in der innern Politik der Staatssekretär Troeltsch, zuerst unter dem Decknamen „Spektator“, neuerdings unter seinem eigenen Namen, dort veröffentlicht hat, hätte Wort für Wort auch bei uns stehen können. Der Herausgeber des „Kunstwart“, Ferdinand Avenarius, ist der Mann, der dadurch, daß er den „Harringa“ für den Dürerbund herausgegeben hat, mir den Weg in die breite Öffentlichkeit geebnet hat.

* * *

Heute, wo also unter der wirtschaftlichen Auswirkung von Verhältnissen, denen menschliche Kraft nicht gewachsen ist, der „Vortrupp“ als selbständiges Organ aufhören muß, ist es mir die erste, und eine sehr liebe, Pflicht, allen Mitarbeitern an diesem Unternehmen zu danken. Vor allem gilt dieser Dank den beiden Männern, die durch fast ein Jahrzehnt dem Unternehmen ihre ganze, große Kraft gewidmet haben, meinen lieben Freunden Dr. phil. Reinhard Kraut und Franziskus Hähnel, unserm Schriftleiter, und unserm Propagandachef. Wenn Richard Wagners Wort wahr ist, daß „deutsch sein, heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun“, dann haben diese beiden Männer beim „Vortrupp“ vorbildliche deutsche Arbeit geleistet. Nächst ihnen gilt mein Dank Herrn Alfred Janssen, mit dessen altangesehenem Verleger-namen der Name „Vortrupp“ so lange verknüpft gewesen ist. Und weiter gedenke ich der beiden Toten des „Vortrupp“, unseres ersten Verlegers, des Herrn Ferdinand Lomnitz, des Inhabers des Verlages Georg Wigand, der im August 1913 der Last seines schweren Lebens erlag, und meines Freundes Hans Paasche, der der Unsere war, bis die schwere Krankheit seinen Geist umnachtete.

* * *

Der „Vortrupp“ hat als selbständiges Organ neun und ein viertel Jahr bestanden, wovon vier und ein viertel Jahre mit dem Weltkriege zusammenfielen. Seine erste Nummer erschien am 1. Januar 1912. Er ist gegründet worden als ein Organ mit ausgesprochen politischen Zwecken, wobei der Begriff „politisch“ stets dahin verstanden worden ist, daß ein politischer Gedanke jeder Gedanke sei, der zeige, daß er stark genug sei, das öffentliche Leben zu beeinflussen. Vor dem Kriege, wo der äußerlich gesicherte Zustand, die äußere Ruhe der Zeit, und der verhältnismäßige Reichtum Deutschlands das gestatteten, stand dabei die K u l t u r politik fast ausschließlich im Vordergrund. Von den Dingen, die im „Vortrupp“ behandelt wurden, sind die wesentlichsten vielleicht die folgenden:

Allgemeine Kulturpolitik, Förderung der Volksbildung, Schulreform, Vertretung der Interessen der Schulen und ihrer Lehrer, Wohnungsreform, Bodenreform, Gartenstadtbewegung, gesundheitliche und volkshygienische Fragen, Kampf gegen den Alkoholismus, Ernährungsfragen, Körperausbildung und Freiluftleben in allen Bevölkerungsklassen, Frauenbewegung, Natur- und Heimatschutz, Reform des Lichtbildwesens, Schutz und Förderung des Deutschtums im Auslande, Friedensbewegung, Arbeit an der Völkerverständigung und dabei namentlich auch kräftige Mitarbeit an dem Versuch, den Deutsch-Englischen Gegensatz zu überbrücken.

Ganz besonders hat uns dabei naturgemäß der Kampf gegen den Alkoholismus am Herzen gelegen. Daß dieser Kampf auf der einzigen Grundlage geführt werden muß, auf der er nach mehr als hundertjähriger Erfahrung allein Erfolg verspricht, nämlich auf der Grundlage der *Abstinenz*, war uns als Kennern der Alkoholfrage selbstverständlich. Wir haben dabei den unglücklichen „Mäßigkeitsgedanken“, dessen Aufkommen in Deutschland den Kampf gegen den Alkoholismus bei uns so viel schwerer macht, als dieser Kampf das in andern germanischen Ländern ist, selten besonders bekämpft: unsere Taktik war die, die Alkoholfrage von allen möglichen Gesichtspunkten und im Verhältnis zu allen möglichen Erscheinungen des Lebens, aber immer so zu behandeln, daß den Lesern ohne weiteres klar war, daß bei einer *ernsthaften* Beschäftigung mit diesen Dingen etwas anderes als die Abstinenz von vornherein gar nicht in Betracht kommt. Da der „Vortrupp“ aber kein Abstinenzorgan und überhaupt kein Anti-Alkohol-Organ war, sondern eine *alle* Fragen des politischen und kulturpolitischen Lebens auf breiter Grundlage behandelnde Zeitschrift, so konnte der „Vortrupp“ das, was ein Organ jener Art, das durchweg nur von Solchen gelesen wird, die ohnehin bereits überzeugt sind, nicht kann: nämlich die Alkoholfrage vor ein breites Publikum bringen, dem sie zum Teil bisher ganz fremd gewesen war, und dann immer so, daß dieses Publikum von vornherein begriff, daß es eben nur *eine* ernsthafte Art gibt, den Alkoholismus zu bekämpfen: Selbst abstinent sein und Abstinenz propagieren.

Während des Krieges wurde der „Vortrupp“ gleichzeitig ein Organ zur Unterstützung der Bestrebungen für Herbeiführung eines möglichst baldigen Verständigungsfriedens. Das bedeutet: er hat während des Krieges diejenigen Bestrebungen unterstützt, die, wenn nicht ihr Erfolg durch den Fanatismus der „Alldeutschen“ und der sogenannten „Vaterlandspartei“, sowie durch den politischen Dilettantismus unserer, im Banne Beider befindlichen, militärisch ebenso glänzenden, wie politisch blinden, Militärdiktatur verhindert worden wäre, uns zwar keinen „guten“ Frieden gebracht hätten (der war schon nach der ersten Marne-schlacht nicht mehr möglich), die uns aber vor dem Vernichtungsfrieden bewahrt hätten.

Infolge der durch den Krieg und die törichte Revolution gänzlich veränderten Lage, mußten, seit dem schwarzen November 1918, im „Vortrupp“ innerhalb der politischen Dinge, zu deren Behandlung er ja da war, ohne jede Vernachlässigung der Kulturpolitik, die genau so eingehend behandelt wurde, wie vor dem Kriege, die parlamentarisch-politischen und die parteipolitischen Dinge, die jetzt Deutschlands und jedes einzelnen Deutschen Schicksal geworden waren, mehr als bisher in den Vordergrund treten. Darüber habe ich eingehend gesprochen im ersten Dezemberheft von 1920. Vor allem wurde es die

bewußte Aufgabe des „Vortrupp“, sich mit aller Schärfe gegen die organisierte Unvernunft, gegen das radikale Rechts, und das radikale Links, gegen die sogenannten „Deutschnationalen“ und gegen die „Kommunisten“ zu wenden. Der Leitartikel im zweiten Januarheft von 1921 hat das eingehend dargelegt. Der „Vortrupp“ predigte den Weg der Mitte, den Block der Vernunft, von der „Deutschen Volkspartei“ bis zu den „Mehrheitssozialisten“. Ohne den „Vortrupp“ dabei in den Dienst einer einzelnen Partei zu stellen, habe ich doch niemals verhehlt, daß ich selber auf dem Boden der deutsch-demokratischen Partei stehe, also politisch ein Gesinnungsgenosse bin von Männern wie Dr. Simons, Graf Bernstorff, Brockdorff-Rantzau, Dernburg, Senator Petersen. Wobei ich mich zum rechten Flügel dieser Partei rechne.

Nach außen hin hat der „Vortrupp“ auch nach dem Kriege, durchaus im Sinne seines, seit seiner Gründung eingehaltenen, Programms, vor allem auch wieder für Errichtung einer Rechtsordnung unter gleichberechtigten Staaten, also für einen echten Völkerbund gearbeitet, das heißt für den Pazifismus. Das bedingte vor allem schärfsten Kampf gegen den Blödsinnsvertrag von Versailles, der, wenn er könnte, das Raubtierwesen unter den Völkern der Erde verewigen würde. Es bedingte überhaupt schärfste Bekämpfung des heutigen Frankreich, das sich wie ein Block dem Gange des Rechtsgedankens durch die Welt in den Weg legt. So wurde auch der Kampf gegen die Schwarze Schmach für uns als Deutsche wie als Pazifisten eine besondere Aufgabe. Ganz besonders aber machte es sich auf diesem Gebiete notwendig, aufs Schärfste gegen eine höchst verderbliche Verfälschung des pazifistischen Gedankens aufzutreten, nämlich gegen seine Verquickung mit „deutschen Schuldbekennnissen“, Bekenntnissen einer „Schuld“ Deutschlands oder seiner früheren Regierung am Ausbruch des Weltkrieges. Bekenntnisse, die ebenso begrifflich unsinnig, wie angesichts der Tatsachen unwahr sind. Weil diese Sorte Pazifismus nicht nur den pazifistischen Gedanken in Deutschland aufs Schärfste schädigt sondern auch unser deutsches Vaterland sinnlos und unwahr herabwürdigt, haben wir unsern Pazifismus von derlei Dingen dadurch scharf geschieden, daß wir ihn den „deutschen Pazifismus“ genannt haben. Dieser „deutsche Pazifismus“ ist nach dem Kriege einer unserer Hauptgegenstände geworden, und wir haben, dessen dürfen wir uns rühmen (im Bunde namentlich auch mit dem „Kunstwart“), da ein erhebliches Stück Arbeit geleistet gegen die gleichzeitige Herabwürdigung des pazifistischen Gedankens und unseres Vaterlandes durch die angeblich „pazifistischen“ „deutschen Schuldbekennnisse“. Daß wir erst recht da ganz scharf aufgetreten sind, wo der heilige Gedanke des Pazifismus mißbraucht wurde als Deckmantel für Landesverrat zugunsten der Entente, wie im Falle der scheußlichen „Freien Zeitung“ in Bern, versteht sich von selbst.

In den lehterschieneenen Nummern hatten wir dann noch Gelegenheit, ein besonders erfreuliches Stück Arbeit in der Kulturpolitik tun zu können. Wir konnten kräftig mithelfen in der Abwehr dagegen, daß man der ohnehin in allen möglichen, darunter auch ungesund, Farben schillernden deutschen „Jugendbewegung“ auch noch sexuelle Perversität als neuestes Evangelium aufreden will.

* * *

Da ich heute an dieser Stelle zum letzten Male spreche, so wünsche ich, aus meinen Überzeugungen in der Kulturpolitik, in der äußeren Politik und in der innern Politik je einen Punkt, den ich für entscheidend wichtig halte, hier noch einmal klar und scharf hervorzuheben:

Kulturpolitik: Das A und O einer jeden Kulturpolitik, die mehr sein will, als Schall und Rauch, ist heute die Bekämpfung des Kulturgiftes Alkohol. Und zwar gilt das um so mehr, als es dabei gleichzeitig um wesentlichste Dinge der Außen- und Innenpolitik geht; daß das so ist, weiß heute Jeder, der den Weltkrieg nicht verschlafen hat. Wie sehr der deutsche Alkoholkultus zu unserer militärischen Niederlage im Weltkriege beigetragen hat, dafür gibt es ja bergshohes Material; ein erschütterndes Stück davon hat Herr Dr. Ponikau in der Vortrupp-Flugschrift „Der Alkohol im Weltkriege“ zusammengestellt*). Hier will ich daraus nur jenes entsetzliche Bekenntnis aus dem Befehl einer hohen Kommandostelle wiederholen:

„Unsere bei Amiens, Albert und Soissons gut fortschreitende Offensive kam zum Stehen, weil die Soldaten von dem erbeuteten Alkohol sinnlos betrunken waren und ihren Führern nicht mehr gehorchten“.

Diese Kämpfe um Amiens waren das entscheidende Stück unsrer großen Verzweiflungsoffensive! — Und wie an unsrer militärischen Niederlage, so hat die deutsche Alkoholsitte auch an unsrer politischen mitgearbeitet: Jeder, der das Ausland kennt, weiß, daß die Abneigung gegen deutsches Wesen, auf die man leider oft selbst in der Schweiz und in Skandinavien trifft, zu einem sehr erheblichen Teil auf das formlose und laute, der Kneipengewöhnung entsprossene, Wesen vieler Deutscher zurückzuführen ist, die vor dem Kriege ins Ausland kamen. Und weiter ist diejenige „öffentliche Meinung“, die durch ihren Einfluß auf unsere tatsächlichen Machthaber während des Krieges verhindert hat, daß der Krieg rechtzeitig abgebrochen wurde, bevor der einzige noch mögliche Friede der Vernichtungsfriede von Versailles wurde, an den zahlreichen alldeutschen „Stammtischen“ gemacht worden. Im Weltkriege ist eben auch die deutsche Kneipe und

*) Vortrupp-Flugschrift Nr. 60/61. Ponikaus Arbeit erschien zuerst in den Nummern 9—11 im „Vortrupp“ von 1919.

der alldeutsche Stammtisch besiegt worden. Und dagegen halte man nun die starke Nüchternheitsbewegung in dem Siegerstaate England, und die geradezu gewaltige Nüchternheitsbewegung in dem obersten der Siegerstaaten, in Nordamerika, in dem es bereits heute einen gesetzmäßigen Alkoholhandel nicht mehr gibt. Der Weltkrieg hat eben aufs Neue gezeigt, wie die Entwicklung der Welt dahin geht, daß in hundert Jahren oder eher die Menschheit aus Herrenvölkern bestehen wird, die grundsätzlich abstinent sind (wenn auch in ihnen einzelne Individuen ebensogut Alkohol trinken und Alkohol verkaufen werden, wie einzelne Individuen heute bei uns stehlen, obwohl bei uns der Diebstahl verboten ist) und aus deren Hausknechten, die Alkohol trinken. Jeder einzelne Deutsche hat es aber in der Hand, durch sein persönliches Verhalten in der Alkoholfrage, das heißt, durch seine persönliche Abstinenz, zu helfen, daß noch im letzten Augenblick verhindert werde, daß das deutsche Volk ein solches Knechtzvolk werde; jeder Einzelne kann so insbesondere bewirken, daß seine eigenen Nachkommen schließlich wieder zu den Herren gehören und nicht zu den Hörigen.

Außenpolitik: Ich bin heute das, was ich von jeher war, nämlich entschiedenster Befenner nicht etwa einer allgemein „westlichen“ (denn Frankreich scheidet da für Jeden, der sehen kann, aus) sondern der angelsächsischen Orientierung der deutschen Außenpolitik. Die russische zu orientieren halte ich für völlig ausgeschlossen: Rußland, das noch nicht einmal slawisch, sondern im wesentlichen tartarisch bestimmt ist, ist uns völlig wesensfremd, und wird uns bei näherer Berührung immer vergiften. Das wird es tun, ob nun sein unvermeidlicher Despotismus gerade einmal die bolschewistische Form angenommen hat, oder die zaristische; die letztere ist ja vor dem Weltkrieg jahrzehntelang eine Quelle der Vergiftung der preußischen, und damit der deutschen Innenpolitik gewesen, und die bolschewistische Form bemüht sich nach Kräften, jetzt dasselbe zu sein. Bei einer engen politischen Berührung mit Rußland wird nach meiner Überzeugung Deutschland auf alle Fälle zum kleinen ziemlich bedeutungslosen Vorlande eines asiatischen, so oder so despotischen Tartarenreiches herabgewürdigt werden; ein Land, aus dem schleunigst auszuwandern in Länder einer freien germanisch bestimmten Kultur, ein Jeder seinen Kindern nur dringend raten könnte. Daß Rußland einmal ein Feld werden mag für unsere industrielle Kraft, daß wir uns aus ihm vielleicht einmal wieder Reichtum holen können, ist ein andres Ding; zum Objekt mag es uns taugen, zum Genossen nie. Und kommt ein großer, echter Völkerbund, wie ich hoffe und glaube, daß er kommen wird, dann wird Rußland in ihm einer andern „Fraktion“ angehören, als wir. In einem solchen Völkerbunde, und auch ehe der wird, zwingt uns die Natur der Dinge dorthin, wo wir von jeher hätten stehen bleiben

sollen, und wo wir schon heute (und dann ohne den Weltkrieg hinter uns!) stehen würden, wenn bei uns nicht die unsäglich kurzfristige auswärtige Politik unter, oder richtiger über, dem Fürsten Bülow getrieben wäre: nämlich an die Seite der Angelsachsen. Man müßte selbstverständlich blind sein, wenn man nicht sehen könnte, daß diejenige Stellung an der Seite der Angelsachsen, die wir ohne unsere verfehlte Politik und demgemäß ohne den Weltkrieg hätten haben können, eine völlig andere ist, als die, die wir jetzt vorläufig nur haben können. Den Unterschied habe ich scharf und bitter formuliert in der Eintragung Nr. 281 meines „Tagebuches eines Sehenden“. Ohne jene verfehlte Politik wären wir die jüngeren Teilhaber der Angelsachsen geworden, jetzt sind wir vorläufig ihre Diener. Aber auch dies ist nicht das schlimmste Denkbare: es ist besser, vorläufig der Diener der Angelsachsen zu sein, als endgültig der Fraß Frankreichs oder die Fußbank der Tartaren. Und eine andere Wahl gibt, dank unserer eigenen Torheit, das Schicksal uns nicht mehr. Die Angelsachsen sind nun einmal die Herren der Welt; daß wir es nicht mit ihnen sind, danken wir der törichten Politik der Bülow-Ziele und später des Großadmirals v. Tirpitz.

Immerhin, die Weltherrschaft liegt so in der Hand von Germanen, und nicht in den Krallen der Teufel, die aus Rußland eine Blutlache und eine Einöde gemacht haben, oder in den Pranken der Bestien, die die Rheinlande und deren deutsche Frauen den Schwarzen und ihrer Syphilis überantwortet haben.

Innenpolitik: Wir sollen morgens und abends daran denken, wie tief die Dankbarkeit ist, die wir den Regierungen schulden, die Deutschland seit der Revolution gehabt hat. Es ist ja die Art des deutschen Philisters, und ganz besonders des Philisters der oberen Stände, so zu tun, oder sich vorreden zu lassen, als sei es die Schuld dieser Regierungen, daß es in Deutschland übel aussieht, daß der Franzose frech ist und die Butter teuer. Und dann geht der Philister hin und wählt die Vertreter der organisierten Unvernunft rechts oder links, die sogenannten „Deutschnationalen“ oder die Kommunisten. Wer kein Philister ist, sondern die Augen offen hat, und das Denken nicht für etwas Minderwertiges oder Unpatriotisches hält, der weiß, daß die deutschen Regierungen seit dem November 1918 die riesenhafteste Aufgabe gelöst haben, die jemals den Verantwortlichen in einem Lande gestellt worden ist. Daß diese Regierungen aus dem Chaos, in das die Revolution uns gestoßen hat (die Revolution, die in all ihrer Torheit doch nichts anderes war, als die nach allen Gesetzen der Massenpsychologie unvermeidbare törichte Folge der törichten Politik unsrer militärischen Machthaber während des Krieges, die den Krieg nicht rechtzeitig abubrechen wußten) uns wieder in eine Ordnung geführt haben, die es uns Deutschen ermöglicht, zu leben und mit wieder

steigender Kraft zu arbeiten. Daß diese Regierungen den Zerfall des Reiches verhindert und es erreicht haben, daß unser Deutschland nicht den Entsetzensweg Rußlands gegangen ist.

Und nicht ein unbeträchtlicher Teil dieses Dankes wird auch dem Reichspräsidenten Ebert geschuldet. Ich bin kein Sozialdemokrat, bin, was die Vortruppleser wissen, nicht einmal ein besonderer Freund der republikanischen Staatsform (wenn ich es auch für einen Unsinn und für eine Kraftverschwendung halten würde, sie jetzt wieder zu beseitigen). Ich werfe endlich keine Steine auf Wilhelm II., den persönlich nur der allergeringste Teil der Verantwortlichkeit trifft für das, was die Knechtseligkeit des deutschen Volkes, und namentlich des Reichstages vor dem Kriege, ihn an Verkehrtheiten tun und besonders reden ließ: Aber das frage man sich einmal nüchtern und ehrlich: Wo wir heute stünden, Deutschland und jeder Einzelne von uns, wenn das Deutsche Reich in den letzten fünfundzwanzig Jahren vor dem Kriege ein Staatsoberhaupt gehabt hätte, das, ganz gleichgültig unter welchem Titel, so viel Erkenntnis des Wesens seiner Stellung, so viel selbstbewußte Bescheidenheit, und so viel gewissenhaftes Schweigen besessen hätte, wie — darin keineswegs unähnlich dem stillen und tüchtigen Wilhelm I. — der erste Präsident der Deutschen Republik.

An alles Das denkt und — dankt!

H e r m a n n P o p e r t.

An die Vortrupp-Leser.

Wir vom Kunstwart heißen die Vortruppleser willkommen, als eine Schar Bundesgenossen, die fortan im gleichen Verbande mit uns selber weiterkämpfen wollen.

Die Vortruppleser wissen, daß sie im großen Kulturkampfe ganz um dieselben Ziele fechten wie wir. Wir brauchen diese einzelnen Ziele nicht aufzuzählen, der Vortrupp wie der Kunstwart haben das oft und oft getan. Das eine Wort faßt alle zusammen: M a c h t wollen wir endlich auch für die K u l t u r. Die Stunde, da wir uns nun vereinigen, ist furchtbar ernst, „nicht Roß noch Reifige“, nicht „Wehr und Waffen“ können retten, was uns Deutschen das Heim unsrer Seele ist: das deutsche Wesen, an dem nach dem alten Worte die Welt noch genesen soll — aber w i r s e l b e r, wir können das. Ist es Hochmut, ist es Vermessenheit, an dieses Wort heute zu erinnern? Heute, da wir mit unsrer Politik am Boden liegen und zudem nur um uns zu blicken brauchen, um auch an manchem deutschen Menschen ein Herunterkommen zu sehn, das ekelt? Nein, sondern so spricht, wer mit uns die A u f g a b e sieht. Die herrlichste Aufgabe, die je einem Volke gegeben war: aus tiefster Erniedrigung sich hinaufzuarbeiten zur höchsten Höhe. Wir m ü s s e n sie lösen, weil das der imperialistisch verrückten Menschheit

die Güter zeigen wird, um die zu leben sich verlohnt. Wir können sie lösen, weil wir im Geistigen das schöpferischste aller Völker sind. Wir werden sie lösen, wenn wir Vergangenes vergangen sein lassen und für die Zukunft endlich, endlich, endlich statt des gegenseitigen Verkehrens und Verkehrens das Uns-Verbünden lernen.

Der Kunstwart und Kulturwart hat Mitarbeiter aus allen Parteien von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken. Also: wer sich davor scheut, gelegentlich einmal einen sprechen zu hören, der anders denkt als er selber, der bleibe ihm fern, den ärgert er. Der Kunstwart meint: wir haben viel Ernsteres zu tun, als uns gegenseitig „aus der Seele“, richtig gesagt: nach dem Munde zu reden. Wir müssen die Mitdeutschen kennen lernen, die guten Willens zur Arbeit sind, das ist das erste. Das zweite ist gegenseitiges Verstehen, und das verlangt, daß wir dem anders Denkenden erst einmal nachdenken müssen. Das dritte ist, daß wir uns für alle Ziele verbünden, die wir gemeinsam wollen, ganz gleichviel, wie wir über Andres denken.

Weg mit dem Träumen und Trauern über das Gestern, das gestorben ist! Hinein mit dem Willen zur Mitarbeit am Heute! Und mit dem Hoffen hinaus in ein Morgen, dem wir uns nur zuzuwenden brauchen, damit sein erster Schimmer auch in unsre Nacht schon leise, aber mit wachsendem Lichte leuchten kann!

Dresden-Blasewitz.

Ferdinand Avenarius.

Der Zukunftsarzt.

Gesundheitslehrer oder Krankenbehandler? Oder beides?

Was die Gesundheit für den Einzelnen bedeutet, braucht wohl an dieser Stelle nicht näher ausgeführt und begründet zu werden. Es mag genügen, daran zu erinnern, daß sie für die große Masse derjenigen, die aus der Hand in den Mund leben, das einzige ausnutzbare Gut darstellt. Aber auch für den Begüterten ist sie ein „wertvolles Kapital“. Daran ändert auch die betrübliche Tatsache nichts, daß in den weitaus meisten Fällen ihr großer Wert erst dann richtig gewürdigt wird, wenn — sie nicht mehr vorhanden ist.

Hieraus folgt auch, welchen Faktor die Gesundheit im Wirtschaftsleben des Volkes ganz und darstellt. Sie ist allerdings hier nicht nur in bezug auf die verlorenen oder gewonnenen Arbeitstage wichtig. Sondern vor allem auch in bezug auf die Psyche des Volkes! Denn der eherne Grundsatz der Alten: *Mens sana in corpore sano**) hat auch heute noch seine Gültigkeit. Es erübrigt sich zu beweisen, daß die Gesamtrichtung

*) Gesunde Seele in gesundem Körper.

des Volkslebens verschieden beeinflusst wird, je nachdem sich das Volk aus vergrämten oder freudigen, aus stumpfsinnigen oder geistig beweglichen, aus Kranken oder gesunden Volksgenossen zusammensetzt. Alle politischen, sozialen und wirtschaftlichen Maßnahmen werden ausfallen, je nachdem die daran Mitarbeitenden „in Stimmung“ sind; gestimmt eben durch körperliche und geistige Krankheit oder Gesundheit.

Wie wenig aber die verantwortlichen und leitenden Stellen sich der Wichtigkeit dieser ganzen Frage bewußt waren, das dürfte in seinem ganzen Umfange kaum allgemein bekannt sein. Allenfalls sorgte man von dieser Seite bisher dafür, daß die meistens durch grobe Fahrlässigkeit aller Beteiligten in die Brüche gegangene Gesundheit wieder geflickt wurde. Man baute also Krankenhäuser und Irrenanstalten. Und außerdem bildete man Ärzte heran, die die Krankheiten — oder doch wenigstens deren Symptome — zu kurieren verstanden. Was aber dafür geschah, die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, das war — Gott sei es geklagt — herzlich wenig. Hin und wieder eine Badeanstalt, dann der wirklich recht sparsam erteilte Turnunterricht in den Schulen und gelegentliche Unterstützung sportlicher Bestrebungen. Als dann noch vor einigen Jahren der Schularzt erfunden wurde und in einzelnen Gemeinden in Tätigkeit trat, da war man auf diese Er rungenschaft nicht wenig stolz. Wenn man andererseits auch betrübt eingestehen mußte, daß meistens nicht genügend Mittel vorhanden waren, um die durch den Schularzt entdeckten Schäden beheben zu können! Das und noch einige andere Notbehelfe — z. B. die amtliche Regelung des Dirnenwesens — sind so ungefähr alles, was zur Vorbeugung von seiten der Gemeinden und Behörden geschah und geschieht. Also eigentlich nur Pflaster oder gar nur Schönheitspflasterchen gegen die Gebrechen des Volkskörpers.

Tiefgründige Volkswirtschaftler — wie beispielsweise Dr. Bonne — mit großzügigen Mitteln zur Vorbeugung oder Sanierung allgemein bekannter Schäden konnten im Schreibkrampf erlahmen, ohne zur Geltung zu kommen. Sie wurden immer nur in einem kleinen Kreise längst überzeugter Gesinnungsfreunde gehört. „Oben“ waren sie weder bekannt noch beliebt.

Wenn jemand geneigt sein sollte, die nicht unerheblichen staatlichen Mittel für Verdegang und Studium der Ärzte auf das Konto „Vorbeugung“ zu verbuchen, so muß dazu leider gesagt werden, daß das eine falsche Buchung wäre. Sie gehören in die Rubrik „Heilung“, weil fast die gesamte Ärzteschaft die Erfüllung ihres Berufes nur im Heilen erblickt.

Es muß einmal gesagt werden, daß die Ärzte und ihre Vertretung, die Standesvereine, sich im allgemeinen nicht als Gesund-

heitslehrer fühlen oder gar betätigen*). Ihre ganze Berufsauffassung ist darauf zugeschnitten, daß sie den Kranken Menschen als Grundlage ihrer Existenz ansehen, daß sie also an der Volksgesundheit nur insoweit „interessiert“ sind, als sie mitwirken, eingetretene Schäden gegen Entgelt zu bessern. Daß dieser Standpunkt heute zwar begreiflich, aber nichtsdestoweniger kurzichtig ist, will ich nachstehend beweisen.

Begreiflich ist er, solange der Arzt seinen Beruf von der niederen Warte des Handwerkers aus betrachtet. Wie die Gevatter Schneider und Handschuhmacher jeden Mitmenschen nur als Verbraucher ihrer Erzeugnisse einschätzen, so wertet der Durchschnittsarzt und der ärztliche Standesverein die Umwelt nur als „Patienten“. Gesunde Menschen haben für sie kein Interesse. Erst der Kranke bringt Geld, bringt Verdienst und Existenzmöglichkeit. An diesem Grundsatz haben auch die Kranke n Kassen nicht viel geändert. Und das Traurigste: der einzelne Arzt kann an diesem in jedem Sinne ungesunden Zustande nichts bessern! Das wird jeder einsehen, der darüber nachdenkt.

Mit einer Einschränkung. Als Mitglied seines Standesvereines könnte er nämlich dazu die Anregung geben. Und die Gesamtheit dieser Vereine wäre zu einer Änderung und Besserung wohl berufen und dazu imstande. Aber hat man je etwas von einer derartigen Anstrengung gehört? Wann und wo ist es denn versucht worden, den ärztlichen Beruf dahin zu bringen und die öffentliche Meinung dahin zu beeinflussen, daß der Arzt als Gesundheitslehrer nicht mehr an dem Kranksein, sondern an dem Gesundsein seiner Mitmenschen interessiert ist? — Von ganz wenigen Ausnahmen vielleicht abgesehen, haben die Ärzte bis jetzt sich nicht dazu verstehen können.

Natürlich müßte dann der ganze Beruf auf eine andre Grundlage gestellt werden. Und man wird meinen, daß das auch rein äußerlich in die Erscheinung treten müßte. In gewisser Beziehung wohl. Der Arzt als Hygieniker wäre vielleicht gezwungen, auch über seine eigene Gesundheit etwas nachzudenken. Die nur zu häufige Erscheinung, wenn nicht gar die Regel, daß ein Arzt überernährt, Alkoholverbraucher und Raucher ist, würde dann verschwinden. Man würde dann auch den Ärzten im Luft- und Sonnenbade begegnen, was mir bis jetzt bei 25jährigem Rückblick noch nicht passiert ist. — Welche Allgemeingrundlage käme aber in Betracht?

Vor über zwanzig Jahren — als Schriftleiter eines lebensreformrischen Wochenblattes — wurde von mir diese Sache mehrfach bearbeitet.

*) Das Volk in gesundheitlichen Fragen — etwa durch Wort und Schrift — aufzuklären und manches andere wurde bis vor kurzem in diesen Vereinen mit dem Stichwort „standesunwürdig“ in Bausch und Bogen abgetan. Als nicht standesunwürdig empfindet man es dagegen, auf Kosten des Kranken und deshalb häufig darbedenden Mitmenschen die Existenz aufzubauen. — Einzelne Anzeichen deuten freilich darauf hin, daß die Nachkriegszeit auch hierin als umstürzend sich erwiesen hat.

Es wurde der Vorschlag gemacht: der Arzt muß Gesundheits b e a m t e r werden. Seine Tätigkeit wäre vielleicht auf einen bestimmten Bezirk zu beschränken. Und sein Gehalt müßte um so h ö h e r sein — etwa in Form von Prämien — je g e s ü n d e r die Einwohner seines Bezirkes wären. Wenn er dann noch die K r a n k e n seines Bezirkes ohne besondere Vergütung zu behandeln hätte, so wären damit zwei Gründe vorhanden, seine Anteilnahme an der V o l k s g e s u n d h e i t zu erhöhen und zu festigen: Das höhere Einkommen und weniger Mühe und Arbeit!

Selbstverständlich wäre dieses „System“ änderungs- und ausbau- fähig gewesen. Dennoch sind aber von vornherein zwei Gegengründe nicht von der Hand zu weisen: Die Eigenschaft als „Beamter“ hat in vielen Augen eine gar unangenehme Nebenbedeutung. Sie schmeckt ihnen zu sehr nach Unselbständigkeit und nach manch anderem. Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß diesem Vorschlage seitens der Ärzte keine unüberwindliche Sehnsucht entgegenlacht. Als zweiter Grund spricht dagegen, daß der passive Teil — das Volk — dann auf Gnade oder Un- gnade seinem „Bezirksarzt“ ausgeliefert wäre. Die „freie Arztwahl“ wäre also zu Ende und mit dem „Recht auf den eigenen Körper“ würde es dann bedeutend schlechter bestellt sein als heute.

Aus diesen gegenseitigen Unstimmigkeiten heraus scheint mir ein Weg gangbar, der meines Wissens noch nicht gezeigt ist. Der o b l i g a t o r i s c h e Hausarzt. Jede Familie und Einzelperson hätte, nach freier Vereinbarung mit dem Arzt i h r e r W a h l, der Behörde gegenüber den Nachweis zu führen, daß ein solcher Vertrag geschlossen wurde. Eine gewisse Mindestleistung des Arztes — etwa viertel- oder halbjährliche Untersuchung und Beratung — wäre vielleicht als zweck- mäßig festzulegen. Im übrigen sollte man über die Art und den Umfang des Vertrages nicht allzuviel „Vorschriften“ erlassen, sondern das den Vertragsparteien anheimstellen. Ob diese z. B. vereinbaren, daß außer der regelmäßigen periodischen Beratung noch sämtliche Krankheitsfälle aus der zu zahlenden Pauschalsumme honorarfrei zu behandeln wären, oder ob sie davon einige Krankheitsarten (z. B. Verletzungen, endemische oder epidemische Krankheiten) vielleicht gar s ä m t l i c h e Krankheits- fälle ausschließen — das brauchte man, besonders in der Übergangszeit, nicht zu beschränken. Gewiß wäre mit jedem Ausnahmefall, in dem für eine Behandlung besonderes Entgelt geleistet würde, der Grundsatz durch- brochen, den Arzt nur an der G e s u n d h e i t seines Pflegebefohlenen zu interessieren. Aber wer nicht gerade unverbesserlicher Prinzipienreiter ist, wird immerhin j e d e n Schritt nach dem gesteckten Ziele begrüßen.

Einzelheiten und Ausführungsmöglichkeiten des angegebenen Weges — z. B. seine Verbindung mit der heutigen Krankenversicherung — hier schon des näheren zu erörtern, halte ich für verfrüht. Es mag zunächst genügen, die Idee zur Aussprache gestellt zu haben. Man muß abwarten, ob sie wenigstens in den betreffenden Fachkreisen ein Echo auslöst.

Der allgemeine Einwand, daß sich mit der Einführung ein neuer lästiger Staatszwang breit machen werde — mit neuen Beamten, neuem Bürokratismus, neuer Bevormundung — wird unter Hinweis auf alle staatlichen Zwangsversicherungen (Kranken-, Invaliden-, Pensions- und Feuerversicherungen) leicht zu entkräften sein. Ja, im letzten Grunde sind doch *alle* staatlichen Maßnahmen für einen mehr oder minder großen Teil der Volksgenossen unliebsame *Zwangs* einrichtungen. Die meisten kommen uns nur deshalb als solche nicht mehr ins Bewußtsein, weil wir seit jeher daran gewöhnt sind. Außerdem muß jeder einsehen, daß ein Staat *ohne* Zwang aufhört, ein Staat zu sein. Diesen Zwang so wenig wie möglich fühlbar zu machen und doch dem einzelnen und der Gesamtheit so viel wie möglich damit zu dienen müßte natürlich der leitende Gedanke bleiben bei der etwaigen Einführung des obligatorischen Hausarztes.

Karl Schön.

Auf eigener Scholle.*)

5. Wenn und wie man Imker wird.

Zum Obstbau gehört die Bienenzucht! — Kundige Leute behaupten, daß der Hauptnutzen der Bienen nicht darin bestehe, daß sie Honig liefern, sondern darin, daß sie die Nutzpflanzen der Menschen befruchten. Man hat sogar schon versucht, diesen Nutzen mit Zahlen zu beweisen, und es kamen viele Millionen heraus. So viel ist sicher: zur Befruchtung der Obstbaumb Blüten tragen die Bienen ihr gut Teil bei, also mußten wir Bienen anschaffen.

Es gibt vortreffliche Bienenbücher, aus denen jeder ersehen kann, wie ein Bienenvater es machen muß, um viel Honig zu ernten; wenn man das liest, glaubt man, daß nur ein paar Bienenvölker dazu gehören, um es zu können. Ich glaubte das auch, und dann erging es mir so oft, wie dem Apostel Paulus, der bekannte: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; das Böse aber, das ich nicht will, das tue ich“. — So wird es manchem Anfänger ergehen; aber aus Mißerfolgen soll man lernen.

Zuerst betrieben wir die Sache nur nachlässig, hauptsächlich der Obstbäume wegen; meine Frau und ich waren damals auch viel und lange vom Hause fort: es war meine Rußlandzeit. — Im Kriege aber wurde der Honig knapp und teuer, da wurde Ernst gemacht. Ein Bienenhäuschen wurde gebaut. Zu den zwei eigenen Korbvölkern wurden von auswärts zwei weitere bezogen: Heidebienen. — Außerdem wurden „Thüringer Beuten“ bestellt, um zum gewinnbringenden „Mobilbau“ über-

*) Die bisher unter dieser Überschrift im „Vortrupp“ erschienenen Aufsätze, sowie eine Reihe noch nicht veröffentlichter Plaudereien über das gleiche Thema wird der Verfasser demnächst in einem kleinen Bande im Neuland-Verlage (Hamburg 30) herausgeben. Der Preis des Buches wird voraussichtlich 3.— M. betragen.

Vortrupp.

gehen zu können. Diese Beuten sind Holzkästen. Sie enthalten Holzrähmchen mit dünnen Wachstafeln, in denen die Wabenanfänge eingepreßt sind. Die werden dann von den Bienen vorschriftsmäßig zu Zellen ausgebaut. Unten im Kasten ist der „Brutraum“, in dem das Bienenvolk für seine Vermehrung sorgt. Ist hier für das Volk nicht mehr genügend Platz und Arbeit, namentlich in der besten Trachtzeit, so setzt der Imker darüber den „Honigkasten“ auf; er ist niedriger und ebenfalls mit solchen (halbhohen) Rähmchen ausgestattet. Die Bienen betrachten ihn als einen willkommenen Speicher: sie füllen die Zellen mit Honig und setzen einen Deckel auf jede Zelle, damit der Inhalt gut bleibt.

Sieht nun der Imker, daß die Bienen soweit sind, so kommt er, um den Reichtum für sich in Anspruch zu nehmen. — Die Bienen sind heute auf die Fürsorge und den Schutz des Menschen angewiesen, dafür nimmt er sich seinen Teil ihrer Arbeit. — Er tötet die fleißigen aber nicht, wie das früher Brauch war. Er verscheucht sie durch Rauch aus dem Honigraum, nimmt die vollen Waben fort, schleudert den Honig heraus und hängt sie leer wieder in den Kasten. „Fortsetzung folgt“, so — hofft er.

Das ist schnell erzählt, es dauerte aber ziemlich lange, bis ich soweit war. Eigentlich darf ich nicht „ich“ sagen, denn meine Frau tat dabei das beste und meiste. Wir teilten uns trotzdem redlich in die Arbeit und Erfolge: war etwas geglückt, so hatte sie das gemacht, ging etwas schief, so war er der Meistbeteiligte. — Später glich sich das aber doch aus. Nein, so schnell ging die Sache nicht! — Und daran waren wir beide schuld.

„Auri sacra fames!“ — Die Sucht nach dem Viel, gilt nicht nur für Gold, sondern auch für Bienen: V i e l e Völker, das ist so oft das Streben des Anfängers, wogegen der Erfahrene nach s t a r k e n Völkern strebt, mögen es denn auch weniger sein. Heidebienen sind schwarmlustig. Ihre Haupttrachtzeit ist ja auf der Heide der Herbst. So ziehen sie denn im Frühling und Sommer massenweise Brut heran, damit zur Zeit der Heideblüte Volk genug zum Einsammeln da ist. Als nun im Mai auf unserm Stand der erste Schwarm auszog, sagten wir: „Welch ein Glück!“ Denn wir erinnerten uns des alten Spruches: „Ein Schwarm im Mai, ist wert ein Fuder Heu.“ Der Schwarm saß bald als dicke schwarzbraune Traube an einem Apfelbäumchen, und es war leicht, ihn in einen leeren Korb zu fegen. (Die Beuten kamen nämlich erst viel später, es warfen sich damals viele auf Bienenzucht.) Am nächsten Tage war das Volk in voller Tätigkeit, bald konnten wir oben im Korb schon ein gut Teil neuer Waben erblicken. Rähmchen gabs da ja nicht; im Korbe bauen die Bienen ihre Waben an der Korbwand fest an, daher nennt mans „Stabilbau“.

Nach einigen Tagen war im Mutterstock die erste Nachfolgerin der alten, mit dem Schwarm ausgezogenen Königin aus ihrer engen Zelle herausgetreten. Wir horchten abends am Korb und hörten Stimmen: Dumpf klang das „Qua! — Qua!“ ihrer noch in den Zellen steckenden Nebenbuhlerin, dem sie ihr helles „Ti! — Ti!“ entgegenschmetterte, das

sollte heißen: „Noch bin ich hier! — Hüte dich!“ — Bald zog der erste Nachschwarm aus, und für uns hieß es: „Was tun mit ihm?“ —

„Die Königin absuchen und das Volk in den Korb zurückgeben!“ So hatte man uns gesagt. — Ja, aber! — Aus Abbildungen wußten wir, wie eine Königin aussieht; sie aber aus den Tausenden herauszufinden, das schien uns doch recht schwer. Es waren zudem — nach unserer Meinung — noch so viele Bienen im Korb! — Und dann: war es wirklich richtig, dem Naturtrieb der Bienen vorzugreifen? — Und endlich: wir wollten doch unsere Völker vermehren! — Kurz und gut, das Volk bekam seinen Korb, und der erhielt im Häuschen seinen Platz. Recht nett machte sich das: Korb an Korb! Aber es sollte noch viel besser kommen. Es gab Schwärme über Schwärme. Welch ein Leben! Welch fröhliches Umhertummeln! Welch ein Singen und Brausen! — Aber es war nicht zu verkennen: es war zu viel, viel zu viel des Segens.

Es mußten nun doch Schwärme „zurückgegeben“ werden. Aber als der Herbst und uns ein sachverständiger Helfer kam, da sagte der: „Was wollen Sie mit den vielen schwachen Völkern?“ — Er schaffte dann Ordnung, aber Honig gabs nur eine kleine Probe. —

Wir lernten mancherlei, und so kam denn auch der Tag, wo wir staunend und freudig hinter einem Kasten standen, der reif war für die Ernte. Ein feiner Arbeitsplan war bald gemacht, ihm war der alte Spruch zugrunde gelegt: „Was e i n e r kann, fällt z w e i e n nicht schwer.“ — Ich also sollte das Rauchmachen besorgen, meine Frau die Rähmchen herausnehmen. Ein alter Imker lacht, wenn er so etwas hört. Mit Recht! — Aber die Sache wurde doch so gemacht: Ich stand vor der Beute, meine Frau dahinter. Ich blies Rauch aus einem bestempfohlenen Apparat — nicht aus einer simplen Imkerpfeife! — Sie öffnete den Deckel des Kastens. Die Bienen wurden munter. „Mehr Rauch!“ rief sie. Ich blies nach Kräften, es gab auch Rauch, aber keinen Rauch s t r a h l, der die Bienen unterhielt. Sie erschienen in immer größerer Zahl oben an den Wabenkanten, sie surrten auf und drangen mit zornigen Sirren auf uns ein. Doch wir hatten ja Gazemasken vorm Gesicht und Handschuhe an, wir fürchteten uns nicht! — Aber wir konnten so nicht a r b e i t e n. „Mehr Rauch! — Kräftiger!“ schrie meine Frau. Ich blies, daß mir fast die Backen platzten, und daß mir die Augen übergingen, aber es gab nur eine wirbelnde Wolke, keinen Strahl, vor dem die Bienen wichen.

„Au! — Donnerwetter!“ Ich hatte einen Bienenstich am Fußgelenk weg. — Auf einen Angriff von dort war ich nicht gefaßt. — „Au! — Auweh!“ schrie meine Frau. „Ich habe zwei Stiche.“ — Auch dort die gleiche Angriffsweise. Um uns herum aber wirbelte eine immer angriffswütigere Schar. Und der Rauchapparat, der vielgerühmte, war in seinen letzten Zügen. —

Drei volle, schöne, schwere Rähmchen hatten wir heraus. Jeder von uns hatte aber schon drei Stiche weg, und das Volk war in Wut. — Es

ging so nicht mehr! Mit Todesverachtung wurden noch drei leere Rähmchen wieder an den Platz der vollen gebracht, dann: Wachsstock darüber, Deckel auf und — fort mit Gebrüll! — Morgen mehr! — Wir waren uns darüber klar, daß der Honig schmerzvoll erworben werden müsse, wenn es jedesmal so gehe.

Zufällig kam am nächsten Tage Besuch: ein Imker, den wir kürzlich kennen gelernt hatten, mit seiner Frau. Sie wollten sich unsere Obstanlage mal ansehen. Als wir ihnen unser Mißgeschick erzählten, flog ein eigenartiges Schmunzeln über ihre Gesichter; der Mann aber meinte: „Ja, denn mutt ich dor man mal glieds bi!“

Gleich darauf stand er hinter der Beute, den Rock ausgezogen, die Hemdärmel aufgekrempt, ohne Handschuhe und Maske; so nahm er den Deckel ab. — „Dat geiht nich, Johannsen!“ rief ich. „De Immen sind gans bösortig!“

Er lächelte: „Mal sehn“, meinte er gleichmütig. „Ich glöw nich, dat se mi watt dohn.“ Dann machte er Dampf und ging mit aller Ruhe an die Arbeit. Es dauerte nicht lange, so lagen die andern acht Rähmchen, sauber und bienenfrei in der Wanne. „Immer ruhig mutt man mit de Immen ümgahn, gans sinnig! Awer man mutt se unnerholen mit Roof. Nich to väl un ock nich to wenig!“ So belehrte er uns mit Wort und Tat. Und wenn man das so sah, war es leicht. Das war es eben: man mußte es sehen und von einem Meister lernen!

Die Waben wurden entdeckelt und kamen in die Schleuder. Goldig floß der Honig aus dem Zapfloch. Dann kamen die leeren Rähmchen wieder in den Kasten, und alles war in bester Ordnung, das heißt, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet; die Bienen müssen einen anderen Eindruck gewonnen haben.

Was sie in harter Tages- und Nachtarbeit geschaffen, was sie in Millionen von Ausflügen herangeholt hatten — die Tausenden das Leben kosteten — das hatte man ihnen geraubt. Unordnung und Zerstörung im Bau, wo sonst planmäßige Arbeit und Sauberkeit herrschten. Vergewaltigung, gegen die es kein Recht und keine Macht gibt! — Ja, wir Deutsche können ihnen ihren Ingrim nachfühlen und auch ihre Verzweiflung. — So deuteten auch wir uns die Aufregung im Immenvolk, als wir das Ohr an ihren Bau legten und auf die Stimmen horchten. Aber Verzweiflung ist es nicht, was dann da drinnen Platz greift. Das planlose Umhertasten und -hasten der einzelnen Aufgeschreckten, der von ihren Arbeitsstätten Verscheuchten weicht bald einem zielbewußten Wollen. „Arbeit!“ so heißt die Losung, die durch alle Wabenwege geht. Und jeder geht ans Werk. Man benutzt die Fetzen und Trümmer zum neuen Ausbau, man sorgt für Ordnung und Sauberkeit überall. Man fliegt wieder hinaus aufs Feld, um neue Werte heranzuholen und einzubauen. Die Zukunft des Volkes verlangt es, sie ist das höchste Gesetz im Bienenstaat. — Wenn es bei uns doch auch überall so wäre!

So können wir manches von den Bienen lernen, und es gewährt einen besonderen Reiz, ihrem Treiben zuzuschauen, ihre Art kennen zu lernen, mit ihnen so umzugehen, daß einer vom andern Nutzen hat. Der Imker ist ja den Bienen nicht nur ein „Räuber“. Ein Bienenschwarm würde meist zugrunde gehen, wenn der Mensch ihm nicht eine Wohnung gäbe; schutzlos wäre er den Unbilden des Wetters preisgegeben, denn die Zeit, wo die Biene ein freier Waldbewohner war und genügend hohle Bäume zum Wohnen fand, ist längs vorbei. Wenn ein Volk durch unglückliche Zufälle weislos wird — was oft genug vorkommt — so muß der Imker einschreiten und helfen, sonst ist das ganze Volk verloren. Er muß im Herbst das Volk mit so viel Futter versehen, daß es gut durch den Winter kommt; nicht immer hat es — auch wenn der Mensch ihm nichts nahm — soviel eintragen können, daß es vor dem Verhungern geschützt ist. Und wenn im Frühling den voreiligen Bienchen eine harte Zeit kommt, wo Regen und Kälte daran hindern, draußen etwas einzusammeln, dann muß der Imker den Zuckerbeutel oder den Honigtopf herholen und den Darbenden ihr Brot reichen. So wird aus dem Imker ein Immenvater, der für das Wohl seiner Bienen sorgt. Dafür müssen sie ihm von ihrem Überfluß abgeben.

Es ist nämlich Überfluß, den in manchen Jahren und in günstigen Gegenden die Bienen in den Honigraum sammeln. Es ist erstaunlich, was ein Volk bei günstigem Wetter und guter Tracht am Tage heranzubringen kann. Dann können aber wieder Wochen kommen, wo es vom Vorrat zehrt, und es kommen Jahre, wo alles so ungünstig liegt, daß der Imker kaum etwas Honig für seinen Hausstand bekommt und Zucker zur Bienenfütterung für teures Geld zukaufen muß. Es ist manches Wenn und Aber dabei. Wo die Verhältnisse es gestatten und die Tracht eine gute ist, möge der Siedler zunächst mit ein paar Körben anfangen um dann zum Mobilbau überzugehen. Bienenzucht gibt viel Anregung und Freude, bringt dem Haushalt Nutzen und hilft die Obstbäume füllen. Und wenn nur wenig in die Honigtöpfe kommt, wie in den letzten beiden Jahren, dann sagt der Imker: „Das nächste wird gewiß ein gutes Honigjahr werden“. — Wir Menschen müssen immer etwas haben, auf das wir hoffen.

Georg Asmusen.

Rund um uns

Der Prozeß um Hans Paasche. Von diesem Prozesse wäre an sich den Vortrupletern erst nach einem gerichtlichen Urteil berichtet worden; infolge des Auf-

hörens des „Vortrupp“ als eines selbständigen Organs unterrichten wir aber die Vortrupleter bereits jetzt über die bisher vorliegenden Tatsachen:

Als Hans Paasche im Mai 1920 auf die bekannte traurige Art seinen Tod fand, benutzte Alfred H. Fried das zu zwei Angriffen auf Hermann Popert in der Tagespresse. Fried verwendete für diese Angriffe zwei Sätze aus einem Aufsätze, den ihm Paasche im Oktober 1919 zur Veröffentlichung in der „Friedens-Warte“ geschickt hatte. Der wesentliche Inhalt dieser beiden Sätze war der, Hermann Popert habe gedroht, Paasche unschädlich zu machen. Diese Veröffentlichung Frieds gegen Hermann Popert wirkte so, wie sie nach unserer Überzeugung auch wirken sollte: Nämlich als eine Beschuldigung gegen Hermann Popert, er habe zu der (von Fried als Ermordung aufgefaßten) Tötung Paasches angestiftet. Da Hermann Popert selbstverständlich nicht in der Lage war, zu einer derartigen öffentlichen Beschuldigung zu schweigen, so klärte er in einer der Berliner Zeitungen, in die Frieds Angriff gegen ihn gedrungen war, die Angelegenheit auf: Er legte dort dar, daß der Inhalt der beiden von Fried veröffentlichten Sätze aus dem Aufsätze Paasches die Wahnvorstellungen eines tief bedauernswerten Geisteskranken seien, wobei Hermann Popert auch einige Beweise dafür, daß Hans Paasche in den letzten Jahren seines Lebens geisteskrank, insbesondere verfolgungswahnsinnig, gewesen war, anführte, namentlich Paasches Außerverfolgungsschzung durch das Reichsgericht in seinem bekannten politischen Prozesse auf Grund des § 51 des Strafgesetzbuches, sowie das dieser Entscheidung zugrunde liegende medizinische Gutachten des Geheimrats Professor Leppmann. Hierauf griffen eine Anzahl Personen, die, soviel wir wissen, dem „Bunde Neues Vaterland“ angehören, in die Sache ein und erließen in Berliner Zeitungen gegen Hermann Popert eine Erklärung, deren Sinn der war, Hermann Popert habe seine Erklärung, Hans Paasche sei geisteskrank gewesen, der Wahrheit zuwider aufgestellt, und worin sie Hermann Popert „Leichenschändung“ vorwarfen. Hermann Popert hat daraufhin gegen die Unterzeichner und Verbreiter dieser Erklärung, an deren Spitze der

Dr. phil. h. c. Georg Graf Arco, Direktor der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, in Berlin-Tempelhof, steht, Privatklage erhoben wegen Beleidigung, übler Nachrede und Verleumdung. Der Prozeß findet statt vor dem Schöffengericht Blankenese bei Hamburg (in dessen Bezirk Hermann Popert wohnt). Das Gericht hat gegen die Beschuldigten das Hauptverfahren eröffnet. Die Hauptverhandlung kann erst stattfinden, wenn eine Reihe, von Hermann Popert beantragter, Beweisaufnahmen an andern Orten stattgefunden haben, von denen erst ein Teil erledigt ist. Über den Ausgang des Prozesses werden seinerzeit wohl die Tageszeitungen berichten.

Vortrupp.

Erzberger. Ich hatte beabsichtigt, einmal in einem längeren Aufsatz meine Stellung zu Erzberger darzulegen und die Heße gegen ihn dabei ebenso scharf abzulehnen, wie ich das in meinem „Tagebuch eines Sehenden“ getan habe. Da der „Vortrupp“ nunmehr als selbständiges Unternehmen aufhört und ich demgemäß für einen solchen längeren Artikel keinen Raum haben werde, so will ich hier ganz kurz sagen, was ich in dieser Sache denke: Ich halte die Heße gegen Erzberger für das Uebelste, und zum großen Teil mit für das Verlogenste, was in unserem gegenwärtigen, an Ablem und Verlogenem nicht gerade armen, Parteilieben herumschwimmt. Um diese Stellung zu der Heße gegen Erzberger zu gewinnen, bedurfte es für mich nicht erst der neuesten Enthüllungen über die reinliche Hauptquelle dieser Heße, jenen Konsul Simon, dem Juden, der sich und sein Auto mit dem antisemitischen Hakenkreuz schmückt, und es Erzberger nicht vergeben konnte, daß dieser als Finanzminister ihm sechzig Millionen, die Simon unter irgendeinem Vorwande verlangte, pflichtmäßig abschlug. Für mich hätte, auch wenn ich die Dinge nicht sonst gekannt hätte, ungefähr schon die Tatsache genügt, daß Erzbergers Gegner schließlich gar nichts anderes wußten, als seine Steuerakten zu stehlen (die übrigens, wie festzustellen ist, trotz aller Schwätze

reien darüber, auch nichts Belastendes gegen ihn enthalten haben).

Die Heze arbeitet ja zum großen Teil mit der Redensart, Erzberger sei doch Abgeordneter und habe gleichzeitig industrielle Geschäfte gemacht. Wenn man dann entgegnet, „ja das tun doch ganz unangefochten, und in sehr viel größerem Maße, eine ganze Reihe Abgeordneter, nämlich alle, die von Beruf Industrielle sind, Herr Stresemann und viele andere“ — dann pflegt die weise Antwort zu lauten: „Ja, das geht wohl, daß jemand, der Industrieller ist, Abgeordneter wird, und dann kann er natürlich seine industriellen Geschäfte nicht aufgeben. Aber es geht nicht, daß jemand erst Abgeordneter wird und dann erst anfängt, Industrieller zu werden.“ Was in seiner tiefen, hilflosen Unsinnigkeit fast rührend wirkt.

Der Haß gegen Erzberger hat nach meiner Überzeugung eine doppelte Erklärung: Einmal entspringt er aus dem Rachegefühl unserer Annexionisten und Bis=ans=Ende=Krieger, denen wir die Verhinderung eines rechtzeitigen Friedensschlusses und damit den Vernichtungsfrieden von Versailles verdanken, und die schon während des Krieges in Erzberger den Mann gehaßt und verfolgt haben, der nicht wollte, daß deutsches Blut für Annexionen geopfert werde. — Dann aber ist Erzberger sehr vielen auch verhaßt als Vater der neuen Steuergesetzgebung, namentlich auch des Reichsnotopfers. Nun gehöre ich persönlich zu denen, die durch diese Steuerreform ganz besonders hart getroffen sind; insbesondere ist gerade das Reichsnotopfer der eigentliche Grund, weshalb es mir unmöglich ist, den „Vortrupp“ durch die Teuerungszeit wirtschaftlich durchzuhalten. Ich glaube weiter, daß auf die Dauer ein Abbau der Besitzsteuern, ganz gewiß der hohen Einkommensteuern, und eine sehr erhebliche Verschärfung der indirekten Steuern nötig sein wird. Und trotzdem glaube ich, daß Erzberger dadurch, daß er zu der Zeit, wo das geschah, die hohen Besitz- und Einkommensteuern eingeführt hat, das Deutsche Reich gerettet hat. Unmittelbar nach, und auch noch längere Zeit nach der Revolution,

lag die ganze Macht in Deutschland bei den Massen der Handarbeiter. Für diese aber, berauscht von dem plötzlichen Machterwerb, und durchweg durchaus ungenügend geschult im wirtschaftlichen Denken, war es ein unumstößlicher Glaubenssatz, daß nunmehr „die Reichen“ so ziemlich die ganzen Steuern bezahlen müßten. Sich damals dieser Strömung widersetzen, hieß, die Handarbeiter in den Bolschewismus hineintreiben und Deutschland das entsetzliche Schicksal Rußlands bereiten. Es gab damals nur einen einzigen Weg, Deutschland vor diesem Grausigsten zu retten, und dieser Weg war der, daß die Steuergesetze zunächst dieser Strömung entsprechend gestaltet wurden. Das hat, mit geradezu fabelhafter Tatkraft, Erzberger getan, und darum wird ihn (wenn sich auch eben, meiner Überzeugung nach, auf die Dauer diese Steuern in dieser Art nicht werden halten lassen) die Geschichte zu den Rettern Deutschlands zählen, während sie seinem Feind Herrn Helfferich (dessen plötzlicher Umfall in der U=Bootsfrage uns sehr wesentlich in unser Verhängnis hineingerissen hat) — drücken wir es milde aus — diesen Titel nicht geben wird.

Hermann Popert.

„Vom national-deutschen Juden“. Ich habe die Stellung des „Vortrupp“ zum Antisemitismus zweimal programmatisch dargelegt: einmal in unserm Artikel „Der ‚Vortrupp‘ und der Antisemitismus“ auf Seite 494ff. in Nummer 24 von 1918, ferner in unserm Aufsatz „Ostjuden“ auf Seite 673ff. in Nummer 22 von 1919. Der Kernpunkt unserer Stellung ist danach der, daß wir jeden gegen deutsche Staatsbürger gerichteten Antisemitismus unbedingt ablehnen, dagegen eine Einwanderung von Ostjuden für sehr gefährlich und in der gegenwärtigen Zeit für verhängnisvoll halten. Von diesem unserm Standpunkt aus empfehlen wir das Lesen einer Broschüre, die den Titel trägt: „Vom national-deutschen Juden“, deren Verfasser Dr. Max Naumann ist, und die erschienen ist im Verlage von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35 im Jahre 1920.

Im Anschluß an diese Broschüre soll ein „Verband national-deutscher Juden“ ins Leben gerufen werden.

Vortrupp.

Briefe über Rußland. Ein Leser des „Vortrupp“, ein persönlich sehr naher Freund unseres Herausgebers, war Juli 1917 als Leutnant von den Russen gefangen genommen worden und ist im Oktober 1920 aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrt. Von seinen Erlebnissen erzählt er in zwei Briefen, die er kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat an Herrn Dr. Popert gerichtet hat. Da die Briefe vieles enthalten, was für einen größeren Kreis von Interesse sein dürfte, haben wir den Verfasser um Erlaubnis gebeten, Teile dieser Briefe abzdrukken.

Hier folgt zunächst ein Stück aus dem ersten Brief, der über die Rückkehr berichtet:

„Am 17., 18. und 19. Juni dieses Jahres wurden 250 ehemalige Kriegsgefangene im Kantsker-Lager zur Arbeit mobilisiert. Da die Gesunden hierzu nicht ausreichten, wurde auf die bis zu 40 % Arbeitsunfähigen zurückgegriffen. Unter letzteren befand auch ich mich. Etwa 40 Offiziere und 210 Mann wurden zu einer Arbeitskompanie zusammengestellt und unter militärischer Bewachung nach Barnaul (Altai-Gouv.), 1300 km westlich von Kantsk gebracht, wo wir am 10. Juli eintrafen. Uns schlossen sich noch 350 Mann aus Krasnojarsk und 50 Mann aus Uschinsk an. Bei unserer Ankunft in Barnaul wurde uns sofort erklärt, daß die Mobilmachung aufgehoben sei. Die Invaliden verweigerten zunächst die Arbeit, worauf sie ins Lager geschickt wurden. Die Gesunden wurden in Trupps bis zu 50 Mann nach allen Richtungen hin auf Wald-, Feld- und Eisenbahnarbeit geschickt. Im Lager wurde uns empfohlen, freiwillig auf Arbeit zu gehen, was viele auch taten. Diejenigen, die im Lager zurückblieben, wurden einer neuen Invaliden-Kommission vorgestellt und zum größten Teile gesund geschrieben. Da ich eine neue Untersuchung vermeiden wollte, um Invalide zu bleiben, ging ich mit mehreren

Kameraden am 20. Juli auf Arbeit zum Einsacken von Getreide. Wenige Tage später mußten alle Behörden und Bauern die Inhaber von Invalidenscheinen ins Lager schicken zwecks Abtransport in die Heimat. So konnten wir schon am 1. August unsere Arbeit wieder verlassen, da am 9. und 11. August je ein Transport in die Heimat abgehen sollte. Ausgeschlossen waren: ehemalige Offiziere und Polen. Für Offiziere war es nun unbedingte Pflicht, sich als Soldaten und Schwarzarbeiter in die Liste eintragen zu lassen. Hier in Barnaul konnten wir das leicht machen, da uns niemand kannte. In Kantsk wäre es ganz ausgeschlossen gewesen. Der erste Transport ging dann am 14. und der zweite am 15. August von dort ab. Kurz vor der Abfahrt kam der Befehl, daß auch Offiziere mitfahren dürften, worauf beim zweiten Transport 1 deutscher und 3 österreichische Offiziere mitfuhren, aber nur bis Nowo-Nikolajewsk kamen. Dort wurden sie von den Internationalen ausgeladen und auf Arbeit geschickt. So haben wir 1 Hauptmann, 1 Oberleutnant und 15 Leutnants die Heimat erreicht, nur weil niemand wußte, daß wir Offiziere waren.

Die Verbindung mit der Heimat war sehr schlecht. Von meiner Frau erhielt ich in den 3¼ Jahren 2 Briefe und 2 Karten, von einem Bekannten 1 Brief und 1 Karte und von Ihnen einen Brief und Nr. 20—23 vom Vortrupp Jahrgang 1917.“

Aus dem zweiten Briefe, der die näheren Umstände der Gefangenschaft schildert, sei folgendes mitgeteilt:

„Ich persönlich kann heute noch behaupten, daß uns die Russen nicht schlecht behandelt haben. Wenn sie es versuchten, so waren wir sofort dabei, durch geschickte Manöver und Bestechungen der Posten alles abzuwenden, was auch immer gelang. Erniedrigend für uns war die Behandlung seitens der Tschechen, Serben, Rumänen usw. Durch diese wurden wir am 1. 7. 18 gleichsam das zweitemal gefangen und abermals vollständig ausgeplündert. Unter starker Bewachung wurden wir ins Kantsker Lager gesperrt und bekamen so gut wie nichts zu essen. Die Verhältnisse wurden

erst besser gegen Ende 1918, als wir die Erlaubnis erhielten, durch Heimarbeit unsern Lebensunterhalt zu vervollständigen. In fast allen Berufen waren ehemalige Offiziere tätig. Nicht selten sah man aktive Offiziere als Fuhrknechte oder Ackerknechte bei den Bauern, oder als Handlanger bei Neubauten arbeiten. Ich habe teils als Zimmermann, Tischler und Kutscher gearbeitet. Das war immer noch nicht die schlimmste Zeit, denn unter der Regierung Kolschaks bekamen wir für unser verdientes Geld wenigstens noch Lebensmittel zu kaufen. Schlimmer wurde es nach Neujahr 1920, als die rote Armee in Kamsk einzog. Zunächst wurde das Kolschakgeld für ungültig erklärt. Wir wurden als freie Bürger erklärt und durften unsern gesamten Lebensunterhalt durch Arbeit verdienen. An und für sich eine sehr richtige Maßnahme. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Das Schlimmste war aber, alle Privatbetriebe hörten auf, und bei den staatlichen Behörden bekamen wir monatelang kein Geld, höchstens nach 2—3 Wochen eine lächerlich kleine Abschlagssumme. Das Geld für Januar wurde erst im März bezahlt.

In dieser Zeit wurde in Kamsk ein internationales Bataillon gebildet, bestehend aus ehemaligen deutschen, österreichischen und ungarischen Gefangenen. Mit allen uns aufzulegenden Schiffanen versuchten die Führer dieser Truppe uns zum Eintritt in dieses Bataillon zu zwingen, was ihnen auch teilweise gelang, denn sehr viele traten ein. Diese Internationalisten sitzen in der sibirischen Regierung bis zu den höchsten Stellen hinauf. Auf diese Weise haben sie viel Macht und einen sehr großen Einfluß, der den übrigen Gefangenen sehr zum Schaden ist. Diese Leute wissen nun mit allen Mitteln den Abtransport der Gefangenen zu hintertreiben. Am schlimmsten in dieser Beziehung war der ehemalige Leutnant M., Sohn eines Kommerzienrats und Fabrikbesitzers in Württemberg. Dieser Herr veranlaßte vor allen Dingen, daß kein Offizier, Ingenieur, Kaufmann, Hausbesitzer oder Beamter aus Sibirien herauskam. Auf unserer Durchreise durch Moskau hielt er noch zwei Versammlun-

gen ab. Wie ich hörte, will er jetzt selbst nach Deutschland, wahrscheinlich paßt ihm die russische Miswirtschaft jetzt auch nicht mehr, für die er früher so heiß eingetreten ist.

Was die Verhältnisse in Rußland und Sibirien betrifft, so ist das ein Kapitel für sich und schwer zu beschreiben. Jedemfalls bin ich sowie Tausende von Kriegsgefangenen und russischen Arbeitern (von Bauern gar nicht zu sprechen) mit den russischen Zuständen nicht einverstanden. Sehr treffend auf dieses Thema finde ich Ihre Tagebuchaufzeichnung vom 4. Januar 1919. Das schönste Haus nach außen schützt mich nicht vor dem Hungertode, wenn ich im Innern des Hauses nichts zu essen habe. Ich glaube bestimmt, daß die russische Regierung bald abwirtschaftet. Daß sich die jetzige russische Regierung solange gehalten hat, ist meines Erachtens nur in dem vollständigen Alkoholverbot begründet. Dadurch, daß die großen Soldaten- und Arbeitermassen immer bei klaren Köpfen gehalten werden, gelingt es niemandem, sie zu Aufständen und Revolutionen aufzureizen. Bekanntlich steht auf Herstellung von Alkohol, gleichviel in welcher Form, Todesstrafe, und auf Genuß, gleichviel in welcher Menge, 15 Jahre Zwangsarbeit. Dieses Verbot wird mit den schärfsten Mitteln durchgeführt . . .“

Richard Rehn.

Zur Sozialisierungsfrage. Der Glaube an die wirtschaftliche Allmacht des Staates ist bei den breiten, dem Sozialismus anhängenden Massen ein unerschütterlicher Glaubenssatz. Wer diesen Glauben hegt, kommt ganz folgerichtig zu der Forderung der „Vollsozialisierung“, d. h. der Verstaatlichung oder Kommunalisierung aller großen Betriebe. Schon in meinem Aufsatz über „Sozialisierung“ (im 1. Januarheft des „Vortrupp“) wurde hervorgehoben, daß eine starke Staatsgewalt und eine zufriedene, gut disziplinierte Angestelltenschaft die unerläßlichen Voraussetzungen für das Gedeihen irgendwelcher staatlichen Betriebe seien, so z. B. bei der Eisenbahn. Diese beiden Vorbedingungen fehlen aber gerade heute

in erschreckendem Maße. Natürlich ist ihr Fehlen nicht allein für den Riesenfehlbetrag von 15 Milliarden bei unseren Eisenbahnen verantwortlich zu machen. In entscheidender Weise haben mitgewirkt: die übermäßige Inanspruchnahme der Betriebsmittel während des Krieges, wo die Möglichkeit einer angemessenen Instandhaltung fehlte; die Ablieferung von 5000 Lokomotiven und 150 000 Wagen bei Abschluß des Waffenstillstands; die Einführung der Arbeitszeitverkürzung und Urlaubsverlängerung, welche bei den Eisenbahnarbeitern eine Zunahme des Personals um 64% nötig machte; die höhere Entlohnung; die wesentlich höheren Kohlenpreise bei schlechterer Beschaffenheit und dadurch erzwungenem Mehrverbrauch von Kohle. Daß dies aber nicht die wesentlichen Gründe für die jetzige Unwirtschaftlichkeit des Betriebs sind, sondern die oben genannten Ursachen und die damit zusammenhängende Herabminderung der Leistungen, geht schlagend aus der Tatsache hervor, daß Privatbahnen trotz aller Schwierigkeiten schon 1919 mit Überschuß arbeiteten, so die Lübeck-Büchener Eisenbahngesellschaft, die für das genannte Jahr 3% Dividende verteilte. In ihrem Geschäftsbericht spricht sie es klipp und klar aus, daß „die bedauerlichen Zustände, wie sie von den Staatsbahnbetrieben, insbesondere von den Werkstätten, gemeldet wurden, bei ihnen nie bestanden haben; daß die Periode der gesunkenen Arbeitsleistung überwunden sei und wieder durchweg pünktlich und ordnungsmäßig gearbeitet werde“. Fast prophetisch klingen im Hinblick auf diese Tatsachen die Worte aus der Denkschrift zur Vorlage betreffend die Verstaatlichung der preussischen Eisenbahnen von 1879: „Vorbedingungen für das Staatsbahnwesen sind: eine kräftige Regierung, ein tüchtiger Beamtenstand, geordnete finanzielle Verhältnisse. In Staaten, in denen die Regierung nach dem Einfluß der Parteien wechselt, in denen die Verwaltung nicht durch feste berufsmäßig vorgebildete, sondern durch Beamte geführt wird, die die jedesmalige Regierungspartei ohne Rücksicht auf ihre Befähigung anstellt, in Staaten mit zerstückelten Finanzen ist die Einführung

des Staatsbahnsystems nicht unbedenklich.“

Ganz ähnliche Erfahrungen liegen vor auf dem Gebiete der Straßenbahnen, bei denen es sich zum großen Teil um städtische oder gemischt-wirtschaftliche Betriebe handelt. Auch hier gründeten sich uferlose Forderungen bei geringeren Leistungen auf den kritiklosen Sozialisiererglauben, der da erwartet, die Gemeinde werde nötigenfalls auch Zuschüsse schon beschaffen. Lehrreich ist in dieser Beziehung eine Schilderung der Zustände bei der Berliner Straßenbahn, die sich im Berliner Tageblatt findet: Der Arbeitseifer lasse sehr zu wünschen übrig, in den Werkstätten werde kaum noch 6 Stunden wirklich gearbeitet; da die Kontrollnummern unter dem jetzigen Betriebsrat abgeschafft seien, könne eine wirksame Kontrolle nicht geübt werden. Die leitenden Personen schieden entweder aus oder ließen die Dinge laufen. Trotz der Verdoppelung der Arbeiterzahl im Vergleich zur Vorkriegszeit sei die Zahl der ausgebesserten Wagen fast auf die Hälfte gesunken. Ob die Kommunalisierung sich unter diesen Umständen in der heutigen Gestalt aufrechterhalten ließe, sei eine Frage, die wohl erwogen werden müsse. Nicht ohne Reiz ist es, daß in der Auffassung dieser Sachlage das linksdemokratische Blatt durchaus einer Meinung ist mit der hochkonservativen Kreuzzeitung, die bezüglich der Reichseisenbahnen die Frage aufwirft, „ob bei der parlamentarischen Regierungsweise der Staat überhaupt als fähig angesehen werden kann, einen so ungeheuren Wirtschaftsbetrieb wie die Eisenbahnen weiter zu führen“. Der Aufbau dieses Betriebs sei „eine der bewundernswerten Großtaten des altpreussischen Obrigkeitsstaates, der gegenüber seinen Beamten und Arbeitern feste Führung und rechtzeitige Vorsorge in vorbildlicher Weise miteinander verbunden hat“.

Wie sehr sachverständige und verantwortungsbewußte Männer mit dem — wie wir sahen, durch die Erfahrung nicht gerechtfertigten — Glauben der breiten Arbeitermassen an die wirtschaftliche Staatsallmacht als mit einer zunächst unabänderlichen Tatsache rechnen, geht

daraus hervor, daß einige Mitglieder des von der Regierung zur Beratung der Frage der Bergbau-Sozialisierung eingesetzten Ausschusses ihre Zustimmung zu einem der beiden als Ergebnis der Beratungen veröffentlichten Vorschläge trotz schwerster Bedenken nur deshalb gegeben haben, weil die „Anschauungen über Sozialisierung fast zum Gemeingut der beteiligten Arbeiterkreise geworden seien,“ und weil auf deren Mitarbeit nur gerechnet werden könne, wenn schon jetzt eine Regelung ihrer Forderungen festgelegt werde. Daß übrigens in der Arbeiterschaft selbst sich starke Bedenken gegen die Verstaatlichung des Bergbaues regen, zeigt ein Bericht des Reichstagsabgeordneten Imbusch auf einer Versammlung der Vertrauensleute des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Eine Vollsozialisierung im Sinne einer Verstaatlichung lehnt er ab. Der im Boden vorhandene Schatz an Kohlen müsse in den Besitz der Volksgemeinschaft übergeführt werden, der Abbau aber sei den seitherigen Besitzern weiter zu überlassen gegen eine dem Werte der Lagerstätte angepasste Abgabe. Das ist für das Sondergebiet des Bergbaues nichts anderes als die von den Bodenreformern schon seit langem erhobene Forderung einer Steuer auf den Grund und Boden nach dem vom Besitzer selbst eingeschätzten Wert. Wenn neueste Zeitungsstimmen recht haben, scheinen sich die beiden im Sozialisierungsausschuß vertretenen Richtungen auf diesen Vorschlag zu einigen. Das wäre zu begrüßen als ein Sieg der Sachlichkeit über das Parteischlagwort und als ein Zeichen dafür, daß auch in der Arbeiterschaft sich die Überzeugung durchringt: Auch ein Staatsbetrieb kann auf die Dauer nur dann aufrecht erhalten werden, wenn er seine Ausgaben selbst zu decken vermag.

Dr. G. Lony.

Die Wiedergutmachung für Veit Valentin. Eine der erfreulichsten Aufgaben des „Vortrupp“ in den Jahren 1919 und 1920 ist der Kampf für das Recht des schwer mißhandelten Professors Veit Valentin gewesen. Insbesondere haben ja diesem Kampfe meine bei-

den eingehenden Aufsätze im Doppelheft 13/14 vom Juli 1919 und im Doppelheft 14/15 von Juli/August 1920 gedient.

Was in diesem Kampfe unbedingt erreicht werden mußte, ist inzwischen erfreulicherweise erreicht worden. Die Vortruppleser werden sich erinnern, daß Valentins mächtige Gegner, wie ihr Verhalten zeigt, darauf ausgingen, Valentin auch beruflich und wirtschaftlich zu vernichten: Die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg hat ja nie aufgehört, ihr Möglichstes zu tun, um Herrn Professor Valentin insbesondere die Begründung einer neuen akademischen Existenz an einer andern Universität unmöglich zu machen. Diese Versuche sind nun im Dezember 1920 zunichte gemacht worden, und zwar durch jemanden, der noch mächtiger war, als die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg und Valentins sonstige Feinde, nämlich durch das Deutsche Reich. Das hat Herrn Professor Valentin eine seinen Wünschen entsprechende Stellung am Reichsarchiv in Potsdam gegeben, die ihn wirtschaftlich sicherstellt, und ihm eine würdige wissenschaftliche Tätigkeit gewährleistet. Damit hat Herr Professor Valentin gleichzeitig von seinem Gesamt-Vaterlande eine Wiedergutmachung für das Unrecht erhalten, das ihm ein Einzelstaat und eine einzelstaatliche Universität zugefügt haben.

Bei dieser Sachlage bleiben aber alle die sehr schweren Vorwürfe, die der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg und dem Kultusministerium des Freistaates Baden in meinen beiden Aufsätzen gemacht sind, allen Umfanges aufrecht erhalten.

Hermann Popert.

Die schwarze Schmach. Im Verlage von Hans Robert Engelmann in Berlin hat vor kurzem die Rheinische Frauenliga eine Schrift herausgegeben, die den Titel führt: „Farbige Franzosen am Rhein“. Diese Schrift, die weiteste Verbreitung verdient, ist eigentlich nichts anderes als eine Aufzählung amtlicher Protokolle und gibt nur eine kleine Auslese aus den Fällen unerhörter Vergewaltigungen, die sich farbige Franzosen

im besetzten Gebiet haben zu schulden kommen lassen. Die Rheinische Frauenliga (Berlin W 40, Kronprinzenstr. 27) legt besonderen Wert auf die Feststellung, daß ihre Veröffentlichungen frei von jeder Übertreibung sind und allen denen als sichere Grundlage dienen können, die gewillt sind, nach irgendeiner Richtung hin etwas gegen die schwarze Schmach zu unternehmen.

Vortrapp.

Ausstellungsbefuch. Man kann es bedauern, daß man in Ausstellungen gehen muß, um Bilderkunst zu genießen. Die Ausstellungen haben so vieles, was den Kunstgenuß oft ganz in Frage stellt. Schon die Masse der Bilder wirkt störend. Man will doch alles gesehen haben und hastet deshalb von Bild zu Bild, ohne auch nur eines mehr als oberflächlich zu sehen. Das ist aber alles andere als Kunstgenießen; denn dies setzt Sammlung und Vertiefung voraus. Aber selbst wenn man sich Mühe gibt, mehr als oberflächlich zu betrachten, gerät man in Bedrängnis. Da hängen die aller verschiedensten Bilder, eines weckt diese Stimmung, ein anderes jene. Ist es möglich, sich so von Stimmung zu Stimmung fortzubewegen? Muß durch den ewigen Wechsel nicht eine unsagbare Verwirrung entstehen, ein Abgeheztwerden aller Stimmungskräfte? Fehlt es doch völlig an jener zum künstlerischen Genießen nötigen Einheit in der Mannigfaltigkeit. Wo eine Stimmung aus der anderen emporwächst, den Kontrast oder die Steigerung der anderen bedeutet, oder wo durch die vorhergehende Stimmung die folgende motiviert ist, da erträgt die Seele ein großes Maß der verschiedensten Stimmungen hintereinander. Davon kann hier aber nicht die Rede sein.

Trotz alledem aber ist es wohl möglich, eine Ausstellung mit Gewinn zu besuchen. Es läßt sich eine gewisse Ordnung in das Vielerlei bringen, eine Einheitlichkeit des Mannigfaltigen finden, die es ermöglicht, ein großes Maß von Eindrücken, ja Stimmungen durchzukosten und als Bereicherung davonzutragen.

Ich sehe mich im Ausstellungsraum zunächst nach den Wortführern unter den Bildern um. Das sind gewöhnlich die Bilder, die im Hinblick auf das Ausgestelltwerden gemacht sind, bei denen also alle Vor- und Nachteile des Massen-genusses und der Öffentlichkeit in Betracht gezogen sind. Manche von ihnen spreizen sich gar kampflustig. Sie kommen geradewegs aus dem Streite der Richtungen her und gebärden sich ziemlich laut. Oft reden sie mehr von Kunst, als daß sie selbst Kunst wären. Immerhin aber macht man hier interessante Bekanntschaften.

Anders ist es mit den Abweisenden, Annahbaren, Spröden. Sie geben sich nicht die geringste Mühe zu gefallen. Aber man fühlt, daß sie es in sich tragen wie der Stein den Funken. Sie sind nicht das, was sie auf den ersten Blick scheinen. Sie haben sich auf irgend etwas Besonderes versteift, vielleicht einen feinen Ausdruck der Linienbewegung. Alles andere mußte sich in den Dienst dieses Einen stellen und mutet daher eigenartig, wenn nicht gar verkehrt an. Wenn man aber den richtigen Punkt gefunden hat, um den sich alles dreht, dann gewinnt auch alles ein anderes Gesicht und wirkt wie eine Offenbarung. Hier ist das Gebiet der Überraschungen, der Entdeckungen und oft besonders feiner Kunstgenüsse.

Zuletzt suche ich die Schweigsamen, Verschämten auf, die sich offenbar in der vornehmen Gesellschaft nicht wohl fühlen. Sie sind nicht nach der neuesten Mode und geben nur zögernd Antwort. Sie sehnen sich nach einem traulichen Raum, wo ihr bescheidenes warmes Wort am Platze wäre. Dort würde man ganz anders mit ihnen Zwiesprach halten können, d. h. ihr stilles unauffälliges Wirken als Wohltat empfinden. Hat man sich aber erst von dem Eindruck der Großen und Lauten losgemacht, dann werden sie auch hier gesprächiger, und man fühlt es aus ihnen wie innere Wärme in die Seele strömen. Hier schließt man Freundschaften. —

Andreas Sönnichsen.

Mitteilungen

des Deutschen Vortrupp-Bundes

Nr. 1

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
für die Vortrupp-Gruppen und Mitglieder herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes“

1921

Zu neuer Arbeit im Deutschen Vortrupp-Bunde.

An alle Mitglieder des Deutschen
Vortrupp-Bundes und an alle Vor-
trupp-freunde.

„Träume sind nicht Taten,
Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.“
E. M. Arndt.

Mit der Vortruppnummer, der diese Mitteilungen beigelegt sind, nimmt die Leserschaft des „Vortrupp“ Abschied von ihrer Zeitschrift, die den meisten mehr als neun Jahre Führer durch unsere Zeit gewesen ist. Und „Der Vortrupp“ nimmt Abschied von ihnen. Der Leserschaft gelten die Abschiedsworte, die unser Herausgeber Hermann Popert ihnen zuruft. Es sei auch an dieser Stelle ausgesprochen, daß der Vorstand des „Deutschen Vortrupp-Bundes“ lebhaft wünscht, den bisherigen Leser- und Freundeskreis unseres „Vortrupp“ fortan um den „Kunstwart“ sich scharen zu sehen. Nun gilt es, in und mit dem „Kunstwart“ Vortrupparbeit zum Aufstieg unseres Volkes zu leisten.

„Der Vortrupp“ war die Dauerfortsetzung des „Helmut Harringa“. Er wollte alle „Krieger im Heere des Lichts“, die begeistert durch Hermann Poperts Roman, zur Tat reif werden wollten, die erkannt hatten, daß ohne Arbeit uns eben nichts geraten wird, tiefer noch einführen in alle Fragen der Volkspfandung und Lebensreform. Außerordentlich zahlreich sind die Urteile und Zuschriften aus der Presse und aus allen Volkskreisen, daß der „Vortrupp“ seinen Namen mit Recht gewählt habe, und wer, wie ich, im Laufe des letzten Jahrzehnts oft durch alle deutschen Gauen gekommen ist, der weiß, wie „Der Vortrupp“ überall ein Feuer entzündet hat, das in gar vielen Menschenherzen zur hellen Flamme der Begeisterung aufgelodert

ist. Viele der treuen Leser des „Vortrupp“ haben sich dann unserer freien Tatgemeinschaft, dem „Deutschen Vortrupp-Bunde“ eingereiht, um in enger Verbindung mit Gesinnungsfreunden für die Ideale zu kämpfen, die ihnen im „Helmut Harringa“ und im „Vortrupp“ leuchtend hingestellt worden sind und von deren Verwirklichung für die Zukunft unseres Volkes so gewaltiges, nämlich die Gesundung und Lebenssicherung unseres Volkes, abhängt.

Zwar hat der grausame Krieg gewaltige Lücken in den Kreis unseres „Deutschen Vortrupp-Bundes“ gerissen, die meisten Ortsgruppen mußten eingehen und so manche Arbeit hatte von Grund auf neu zu geschehen. Unsere besten Freunde und Führer ruhen draußen in fremder Erde, vor allem jene, die Ende 1911 sich um das Banner des „Vortrupp“ geschart haben, erfüllt von der Begeisterung, die „Helmut Harringa“ bald nach seinem ersten Erscheinen in ihnen ausgelöst hatte. Den Tod dieser treuen, starken Freunde haben wir vom „Vortrupp“ noch immer nicht überwinden können. Mit ihnen sind uns diejenigen von unserer Seite gerissen, die unermüdet gewesen sind, immer neue Freundeskreise zu erobern, um unserm Banner treue Gefolgschaft zu leisten. So manchem der Zurückgebliebenen ist dann der Mut gesunken und stark der Glaube an die Zukunft unseres Volkes erschüttert worden.

Und doch, ihr Freunde vom „Deutschen Vortrupp-Bunde“, mehr als je ist Vortrupparbeit, ganz im Sinne Helmut Harringas für die Zukunft unseres Volkes erforderlich. Mag auch „Der Vortrupp“ als solcher nicht mehr das einigende Band für uns sein, der „Helmut Harringa“ mit seinem siegfrohen Glauben an unseres Volkes Aufstieg bleibt es aber doch. Er muß uns fester miteinander verbinden als je vorher. Des-

halb muß auch der „Deutsche Vortrupp-Bund“ bestehen bleiben, und er wird, wenn alle Freunde kräftig helfen, der Mittelpunkt für alle diejenigen werden, die sich stolz als „Krieger im Heere des Lichts“ bezeichnen und mit Goethe zu dem Geschlecht derer sich bekennen, die nach dem Lichte streben.

Wie das geschehen soll? Darüber bitte ich die nachfolgenden Zeilen unter „Deutscher Vortrupp-Bund“ zu lesen und aus dem weiter unten wiedergegebenen Satzungsentwurf alles nähere zu entnehmen. Wer mithelfen will, daß möglichst viele Volksgenossen alles Träumen fahren lassen und mit starkem Willen zur Tatgemeinschaft für den Aufstieg unseres Volkes sich bekennen, die bitte ich, sofort bei der Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes“, Hamburg, Spitalerstr. 12 sich anzumelden und den Jahresbeitrag mit M. 8.— auf das Postsparkonto 1852 des Postsparkassamentes Hamburg einzuzahlen. Auf einzelne Fragen geschäftlicher Art antworten noch verschiedene Mitteilungen in dieser Nummer.

Und nun Glück auf zur frohen, herz erfreuenden und lebensschaffenden Arbeit für das Beste unseres Volkes, für die Tage, die vor uns liegen, ganz im Sinne Melanie Ebhardts im letzten Hefte des „Vortrupp“ 1912: „Macht durch einfaches Leben Mittel frei zur Bekämpfung von Massennot und Massentod, Krankheit und Entartung, und wenn ihr dann endlich auf neuem festen Lande das Morgenrot aufsteigen seht, das eine bessere Zukunft verheißt und eine Wiedergeburt unseres Volkes, dann sagt euch mit vor Glück lächelndem Auge, daß ihr geholfen habt, es heraufzuführen.“ In diesem Sinne soll es für alle Mitglieder und Freunde des „Vortrupp“ heißen: Wir bleiben beisammen, beisammen zum Ringen und Wirken im Deutschen Vortrupp-Bunde, alle, jung und alt! Heil!

Hamburg, Ende März 1921.

Franziskus Hähnel,
Geschäftsführer des
Deutschen Vortrupp-Bundes.

* * *

Deutscher Vortrupp-Bund

Der engere Vorstand des „Deutschen Vortrupp-Bundes“ (Arbeitsausschuß) hat sich auf allgemeinen Wunsch entschlossen, unsern Bund auf der Grundlage der nachstehenden Satzung fortzuführen. Er ist mit unsern Freunden davon überzeugt, daß der „Deutsche Vortrupp-Bund“ im Geiste des „Helmut Haringa“ Aufgaben für den Aufbau unseres Volkes zu leisten hat, die von allen denjenigen als notwendig erachtet werden, die sich für unseres Volkes Zukunft mit verantwortlich fühlen.

Wir unterbreiten diese Satzung der Kenntnisnahme und Abstimmung aller Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes. Etwaige Änderungsvorschläge würden für die nächste Mitgliederversammlung, die endgültig über die Satzung zu beschließen hätte, zurückgestellt werden.

Wir bitten auch diejenigen Freunde des „Vortrupp“, die dem „Deutschen Vortrupp-Bunde“ bisher als Mitglieder noch nicht angehört haben, sich dem Bunde anzuschließen, wenn sie den §§ 2, 3 und 6 rückhaltlos zustimmen vermögen. Wir hoffen sehr, daß der Kreis der Freunde, die mit uns durch fast 10 Jahre Schulter an Schulter gestanden haben, recht groß sein wird. Dann werden wir imstande sein, im Sinne des § 3 der Satzung eine Tätigkeit ausüben zu können, die auch ferner allen Lebensreformvereinigungen in hohem Maße zugute kommen wird.

Satzung

des „Deutschen Vortrupp-Bundes“.

§ 1.

Der „Deutsche Vortrupp-Bund“ ist eine freie Tatgemeinschaft zur Verwirklichung der von Hermann Popert in seinem Roman „Helmut Haringa“ niedergelegten Gedanken zur Aufartung unseres Volkes und zum Auf- und Ausbau des neuen Deutschen Reiches.

§ 2.

Im Sinne des § 1 will der Deutsche Vortrupp-Bund in der Deutschen Kulturpolitik die Leben schaffenden Mächte fördern und allen Leben hemmenden Kräften entgegen treten. Er will somit allem Guten dienen, das im Lande wächst und wird. Da die Mächte, die der Deutsche Vortrupp-Bund zu-

sammenfassen will, dem Deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und wegbahnend voranziehen, so hat er im Anschluß an die Fortsetzung des Helmut Harringa, die von 1912 bis April 1921 an erschienene Halbmonatschrift „Der Vortrupp“ seinen Namen gewählt. Die Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes erklären durch ihren Beitritt zum Bunde ihre unbedingte Absage an die Volksgifte, insbesondere an Alkohol und Nikotin.

§ 5.

Der Deutsche Vortrupp-Bund sucht seine Aufgaben zu erfüllen, indem er

- a) sich bemüht, Hermann Poperts „Helmut Harringa“ immer weiter verbreiten zu helfen;
- b) durch seine Mitglieder im Sinne des § 2 auf die Presse, die Parlamente und die öffentliche Meinung einzuwirken versucht;
- c) die bestehenden Volksaufartungsbestrebungen zu fördern sich bestrebt und ihnen neue Mitstreiter zuführt;
- d) durch entsprechende Vortragskurse und Versammlungen in seinen Ortsgruppen die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf wichtige Lebensreformfragen lenkt.

§ 4.

Mitglied kann jeder Deutsche des In- und Auslandes werden, der dem § 2 und 3 rückhaltlos zustimmt. Über die Aufnahme entscheidet der engere Vorstand und, soweit Ortsgruppen gebildet worden sind, der Vorstand der betreffenden Ortsgruppe.

§ 5.

Eine Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes (Vortrupp-Gruppe) kann ins Leben treten, sobald mindestens 8 Mitglieder des Bundes sich zu einer solchen zusammenschließen wollen und die beschlossene Satzung vom Vorstand anerkannt ist.

§ 6.

Der Jahresbeitrag beträgt mindestens M. 8.—. Die lebenslängliche Mitgliedschaft wird durch einen Beitrag von M. 200 erworben. Vereine oder Körperschaften die dem Deutschen Vortrupp-Bunde sich anschließen, zahlen einen Jahresbeitrag von M. 100. Der Beitrag ist innerhalb der ersten drei Monate des Kalenderjahres an die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes abzuführen. Die Ortsgruppen bestimmen ihren Mitgliedsbeitrag selbst, jedoch mindestens auf M. 8. Von den Ortsgruppenbeiträgen sind ein Viertel zur Deckung der Werbdrucksachen und der allgemeinen Unkosten an die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes abzuführen.

§ 7.

Zum Austritt aus dem Bunde genügt eine schriftliche Erklärung an den Vorstand oder an den Vorstand der betreffenden Ortsgruppe. Der Beitrag für das begonnene Kalenderjahr muß jedoch entrichtet werden.

§ 8.

Der Deutsche Vortrupp-Bund wird von einem Vorstande geleitet, der auf drei Jahre von der Mitgliederversammlung gewählt wird. Er besteht aus dem ersten Vorsitzenden, seinem Stellvertreter, dem ersten Schrift- und Geschäftsführer, dem zweiten Schriftführer und Kassenwart und drei Beisitzenden. Vorstand im Sinne des § 26 des BGB ist der jeweilige Geschäftsführer bzw. sein Stellvertreter.

Als erstmaliger Vorstand auf Grund dieser Satzung gilt der am 1. Januar 1921 bestehende Vorstand.

§ 9.

Der Vorstand beruft durch seinen Geschäftsführer die Mitgliederversammlungen nach Bedarf, tunlichst alljährlich ein. Die Mitgliederversammlung bestimmt, nach welcher Richtung auf Grund der Vorschläge des Vorstandes und der Geschäftsführung Werbe- und Aufklärungsarbeiten im Sinne des § 3 zu leisten sind.

§ 10.

Möglichst alle drei Jahre ist eine Mitgliederversammlung zu einem Deutschen Vortrupptage auszugestalten, auf dem wichtige Lebensreform- und Volksaufartungsfragen wissenschaftlich dargelegt und eingehend besprochen werden sollen.

§ 11.

Die Bekanntmachungen des Bundes erscheinen in den „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes“, die in zwangloser Reihenfolge erscheinen, oder durch Rundschreiben der Geschäftsführung.

§ 12.

Der „Deutsche Vortrupp-Bund“ kann nur durch Mehrheitsbeschluß von $\frac{3}{4}$ aller Mitglieder auf einer eigens für diesen Zweck einberufenen Mitgliederversammlung aufgelöst werden.

Beschlossen im Februar 1921.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Krefeld. Am 1. September vorigen Jahres hatten sich einige jugendliche Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes zu einer Vereinigung „Vortrupp-Jugend Krefeld“ zusammengeschlossen, um die Gründung einer Vortrupp-Gruppe vorzubereiten und im übrigen wie eine Ortsgruppe unseres Bundes zu arbeiten. Die Haupttätigkeit bestand in der Verbreitung des „Vortrupp“ und

so wurden bis zum 15. Januar 1921 17 neue Bezieher gewonnen, von denen mehrere auch dem Deutschen Vortrupp-Bunde beitraten. Da die Stadtbibliothek den „Vortrupp“ in öffentlichen Lesesaale nicht auslegen wollte, tat die Vortrupp-(Gruppe)Jugend Krefeld das auf eigene Kosten. In sechs Zeitungen wurde Heft 1 des laufenden Jahres mit einem Begleitschreiben gesandt, in dem auf den Abdruck der Pressemitteilungen des Bundes hingewiesen wurde. Auch die Verbreitung des „Helmut Harringa“ wurde eifrig betrieben, in kurzer Zeit verkauften die Mitglieder 42 Stück selbst. In fünf Buchereien wurde Poperts Roman auf Veranlassung der Gruppe eingestellt. Die Eltern aller Abiturienten erhielten ein Schreiben, in dem empfohlen wird, den abgehenden Schülern den Roman „Helmut Harringa“ als Lebensbuch mitzugeben. Die Vortrupp-Jugend Krefeld rief sodann noch den „Jugendring Krefeld“ und die Ortsgruppe des Hauptausschusses für Deutsche Jugendherbergen mit ins Leben und ist beiden beigetreten.

Am 18. Januar, der 50. Wiederkehr des Tages der Reichsgründung erreichte dann die „Vortrupp-Jugend Krefeld“ ihr Ziel: Eine Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes wurde gegründet, der „Vortrupp Krefeld“, dem auch die 8 Mitglieder der Vortrupp-Jugend beitraten. Unsere Stadt ist ein steiniger Acker, Volksaufartungsbestrebungen sind so gut wie unbekannt. Wir hoffen aber, daß gerade die Helmut Harringa- und Vortruppgedanken viele Herzen aufrütteln werden, so daß unsere Kreise immer kräftiger sich entfalten und von segensreichem Einfluß für unsere Stadt werden können.

Die Anschrift der Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes“ ist bis auf nähere Nachricht, die in der im Juni erscheinenden Nummer 2 der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes“ erfolgt, nach wie vor: Hamburg, Spitalerstraße 12.

Vortruppflugschriften können mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 8—10 und 14 von dort weiter bezogen werden. Die „Lufanga Mukarabriefe“ von Hans Paasche sind auch in den früheren Vortrupp-Hefen vergriffen, werden aber im Laufe des nächsten Vierteljahrs in Buchform gesammelt erscheinen. Vorausbestellungen werden darauf bereits entgegengenommen. Der Preis dürfte etwa M. 6.— werden.

Ein Auskunftsblatt über den „Deutschen Vortrupp-Bund“ wird in Nr. 2 der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes“ enthalten sein und dann als Sonderdruck herauskommen.

Alle Ortsgruppen des Deutschen Vortrupp-Bundes werden gebeten, noch im Laufe des Monats April der neuen Sitzung entsprechend sich um- und auszugestalten. Aber die in Bildung begriffenen neuen Ortsgruppen wird in Nr. 2 der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes“ berichtet werden.

Die Auskunfterteilung unserer Geschäftsstelle, die bisher sehr stark in Anspruch genommen worden ist, bleibt bestehen. Doch ist es unbedingt notwendig, M. 1.50 für Porto, Papier und Schreibgebühren allen Briefen hinzuzufügen, die eine Antwort erfordern.

Werbekarten für den „Deutschen Vortrupp-Bund“ werden im Laufe der nächsten Wochen wieder hergestellt werden. Wir bitten dazu um Vorschläge und Entwürfe.

Von den Werbemitteln werden zurzeit folgende von der Geschäftsstelle ausgegeben:

Ein Titelblatt mit Inhaltsverzeichnis der Vortrupphefte 1—6 des ersten Vierteljahrs 1921 kann einschließlich Postzustellung für 60 Pf. von uns geliefert werden.

Hamburg, Spitalerstr. 12.

Geschäftsstelle des
„Deutschen Vortrupp-Bundes“.

Der Name „Vortrupp“ ist dem Deutschen Vortrupp-Bunde gesetzlich als Warenzeichen geschützt.

Werbemittel

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der Zustellungsgebühren. Wir bitten, die notwendig gewordenen Preisänderungen zu beachten; die Postzustellungsgebühren sind eingerechnet.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind zurzeit noch vergriffen.

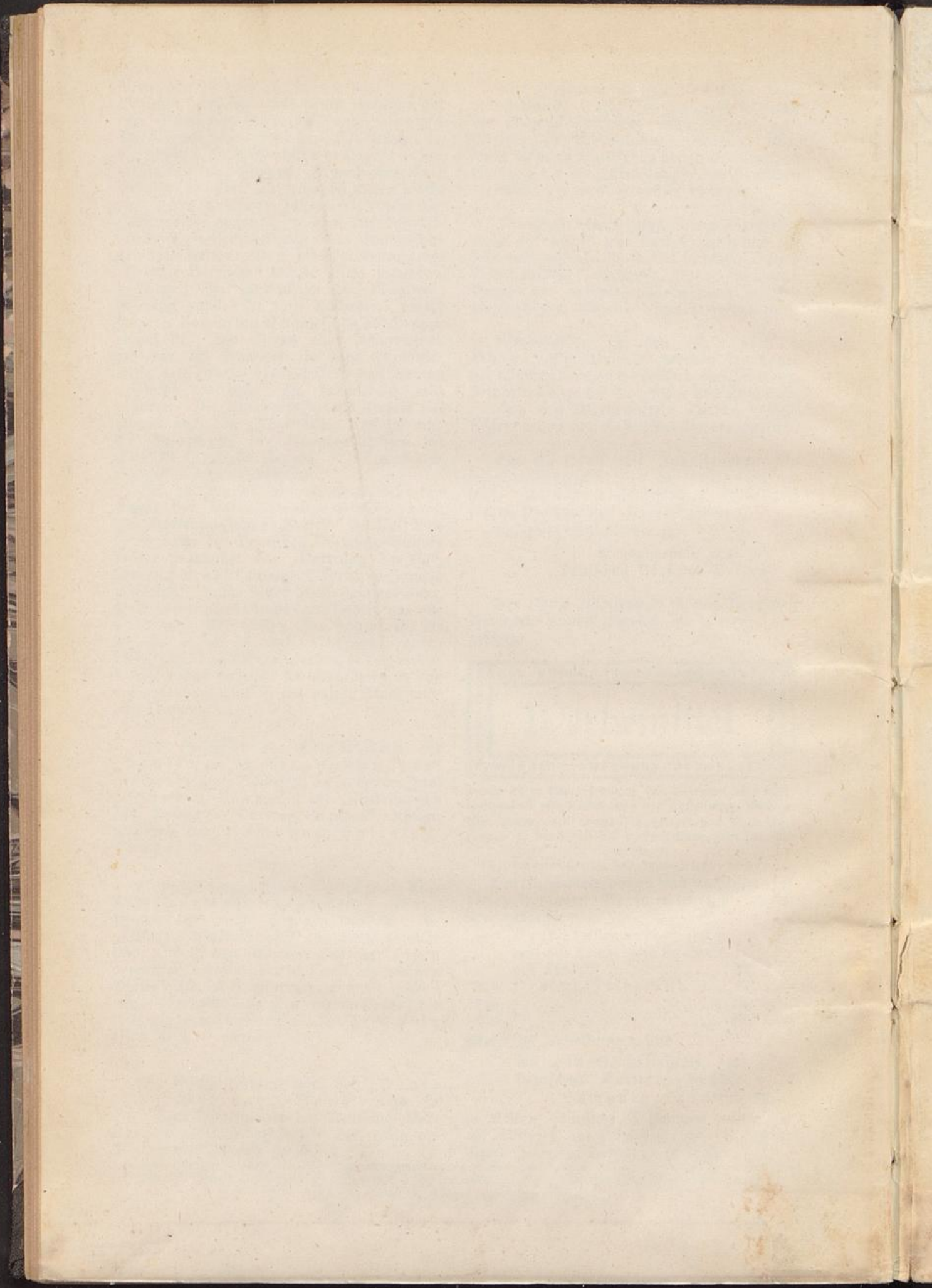
100	Verschlussmarken [„Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts“]	M. 1.—
200	Verschlussmarken	M. 1.80
500	„	M. 4.—
1000	„	M. 7.50

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des
Deutschen Vortrupp-Bundes

Hamburg, Spitalerstr. 12,

zu richten, sämtliche Zahlungen jedoch bis auf weiteres auf Postcheckkonto Nr. 1852, Alfred Janssen, Hamburg zu leisten.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gerhard Düdden
Buchbinderei
BREMEN, Lessingstr. 24.



4

F e
4123